This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Deutsche

Ueberſetzerkunſt.

Mit beſonderer Rückſicht

auf die

Nachbildung antiker Maaße, nebſt einer hiſtoriſch begründeten Lehre von deutſcher Silbenmeſſung.

Ein Supplement zu jeder deutſchen Litteraturgeſchichte

von

O. F. Gruppe.

Neue vermehrte Ausgabe.

Hannover.

Carl Rümpler.

1866.

Vorrede zur neuen Ausgabe.

Der Verfasser des Buches hat Ursache mit dessen Verbreitung zufrieden zu sein, denn es ist offenbar in die Hände derer gelangt, für welche es zunächst bestimmt war, und er dankt demselben die Verbindung mit einer Zahl von neuen Uebersetzern, deren sehr achtbare Bestrebungen er zu schätzen weiß. Anders aber sind die Ansprüche des Verlegers, zumal bei einer stärkeren Auflage. Wenn nun dieser eine neue Aussendung macht, so benutzt der Autor, der natürlich sein Werk gleichfalls in möglichst weiten Kreisen gelesen wünscht, die dargebotene Gelegenheit, dem Buch einige Nachträge beizufügen; aber auch bei einem völligen Neudruck hätte das Hinzukommende keine andere Form annehmen können, denn der einmal gegebene Zusammenhang ließ sich an keiner Stelle unterbrechen.

Es ist seit dem Erscheinen des Buches gar manches auf dem Gebiet deutscher Uebersetzerkunst geleistet worden, insbesondere auch aus den alten Sprachen; gleichwohl beziehen sich die Nachträge am wenigsten hierauf, denn es kommt nach dem Wesen des Buches hier nicht auf eine erschöpfende Vollständigkeit an, sondern vielmehr auf die Grundsätze, welche zu leiten haben. Der denkende Leser wird bald finden, ob die jüngsten Bestrebungen das hier Vorgetragene bestätigen oder widerlegen, der Verfasser aber mag nicht verschweigen, daß ihm von mehr

als Einer Seite beigepflichtet worden, und daß neue Kräfte in rüstiger Thätigkeit diese Grundsätze zu den ihrigen gemacht haben.

Wenn dagegen in dem vorliegenden Werk nach den mit Absicht gesteckten Grenzen auf solche Uebersetzungen keine Rücksicht genommen worden, welche die Form der Originale verlassen und nur in freierer Weise eine ungefähre Annäherung versuchen, so war diesmal der Punkt ausführlicher zu berühren, um so mehr als es scheinen könnte, es sei von der auch hier geforderten Deutschheit im Gegensatz einer conventionellen Uebersetzersprache nur noch Ein Schritt bis zu jener Art des Uebersetzens. Der Abstand ist gleichwohl sehr groß, und der Deutsche gäbe in der That Alles auf, was er vor dem Franzosen, dem Engländer, dem Italiener, dem Spanier voraus hat, wenn diese aus den alten Sprachen in die ihrige übertragen.

Berlin, am 25. Juni 1865.

Der Verfasser.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Die Kunst der metrischen Uebersetzung, welche von den Deutschen in der gegenwärtigen Periode ihrer Litteratur mit eben so viel Fleiß als Erfolg geübt worden, macht an sich ein reiches Feld aus und darf einer besonderen Aufmerksamkeit und Darstellung werth erscheinen. Sie hat eine solche bisher nicht gefunden, denn in den zahlreichen Geschichten deutscher Litteratur wird dieselbe entweder gar nicht, oder nur sehr gelegentlich, geschweige denn in ihrem Zusammenhange und in ihrer Entwickelung behandelt.

Nun greift aber diese Kunst des Uebersetzens auch tief in die eigene poetische Litteratur ein, ja sie hat den unverkennbarsten Einfluß auf Bildung und Gestaltung der Sprache selbst. Vossens Luise und Goethe's Hermann und Dorothea stehen in Verbindung mit der Uebersetzung des Homer, und aus den griechischen Tragikern ist viel übergegangen in die dramatischen Arbeiten Goethe's und Schillers. Was die Sprache anlangt, so braucht man nur den Zustand derselben in Lessings Hand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen: der weite Abstand, der sich in Wendungen, in der Wortfügung und Wortfolge kund giebt, kommt aber zum großen Theil, wie diese Schrift davon Zeugniß geben wird, von der Uebersetzung her. Dichter bedeutenden Ranges haben in dieser ihre Kräfte geübt, ihre Schule gemacht;

aber nicht bloß die Einzelnen, auch die Sprache im Ganzen verdankt dieser edeln Gymnastik ihre Biegsamkeit, ihre Stärke; viele der in ihr ruhenden Vorzüge, auf Stammverwandtschaft mit den alten Sprachen begründet, sind in solcher Uebung erst zu Tage gekommen.

Die Deutschen sind zufolge ihres Charakters, ihrer ganzen Weltstellung, ja schon der Lage ihres Landes ganz besonders berufen zum Werk des Uebersetzens, und sie haben darüber ihre Eigenheit nicht verloren. Ihnen ward vor allen die Aufgabe, die Vermittler zu sein zwischen den Zeitaltern, unter den Völkern; im Herzen Europas, und mit ihm der bewohnten Erde, ist es für sie ein natürlicher Beruf, alles rund umher an sich zu ziehen und hier in dem Museum einer allgemeinen Weltlitteratur niederzulegen. Die Sprache machte dies möglich und kam entgegen, wie keine andere.

Die kunstmäßigen Bemühungen des poetischen Uebersetzens nehmen ihren Anfang mit den Werken des classischen Alterthums; dies lag in der Billigkeit, denn sie sind zunächst die großen Muster, und die gesammte neuere Bildung ruht auf dem Alterthum, insbesondere dem griechischen. Solche Uebung nun hat auch vorzugsweise deutsche Sprache und Litteratur gefördert, so daß auf sie vor allen der Blick zu richten war.

Uebersetzungen aus dem Griechischen dienen keineswegs nur denjenigen, welche der Ursprache nicht mächtig sind, man darf sie nicht bloß ansehen als ein Surrogat des Originals, als eine Copie im Sinne der bildenden Kunst, sondern, wenn anders sie wirklich leisten, was sie sollen, gewinnen sie wieder eine besondere Art von Selbständigkeit, sie sind Kunstwerk und können als solches genossen werden. So ist ihnen denn auch die Kenntniß

des Originaltextes und der Vergleich mit demselben nicht schädlich, sondern eher förderlich; selbst der Gelehrte von Fach, falls er wahren Sinn besitzt und unbefangen genug ist, wird sich an einer künstlerischen Uebersetzung erfreuen können. Auch von hochragenden Philologen ist die Aeußerung gehört worden, daß der poetische Inhalt in gelungener Verdeutschung doch noch um vieles näher trete. In solchem Sinne nun verdanken wir bereits unsern Uebersetzern ein Wichtiges, daß nämlich der Geist des Griechenthums den Deutschen viel mehr ins Blut gegangen, als dies bei irgend einem anderen Volk der Fall ist, und damit eben sind hohe Ziele der Kunst verbunden, welche von zeitweisen Irrungen des Geschmacks immer wieder auf die Bahn des Ewigschönen zurückführen müssen. Wenn Griechenland auf einander folgende Weihen dem verwandten Geist des deutschen Volkes ertheilt hat — und wie wäre die Reformation der Kirche möglich gewesen ohne eine solche? — so hat hier auch die productive Uebersetzung poetischer Werke viel und Großes gethan, denn sie hat griechischen Sinn nicht nur in deutsche Worte gekleidet, sondern eine Einigung viel innigerer Art vollbracht und das Entfernte in traulichste Nähe gestellt.

Erst nachdem in solcher Aneignung alter Poesie Treffliches erreicht worden, wendete man sich den Kunstwerken der neueren Litteratur zu und suchte nun mit gleichem Eifer das, worauf Italien, Spanien, Frankreich, England stolz ist, in seiner eigenthümlichen Form und in seinem Charakter zu verdeutschen. Eben wie um Homer und Sophokles begann ein Wettkampf um Tasso und Ariost, um Calderon und vor allen um Shakespeare, man suchte sie recht eigentlich in deutschen Worten ihrem innersten Geist nach poetisch wiederzubringen, sie der deutschen Litteratur

eigen zu machen. Dann kamen die Ueberſetzungen aus orientaliſchen Sprachen, aus dem Arabiſchen, Perſiſchen, dem Altindiſchen, ja ſogar dem Chineſiſchen, anderſeits die Erneuerung der altdeutſchen Dichtung des ruhmreichen Zeitalters der Hohenſtaufen. Endlich, um den Kreis zu ſchließen, griff man auch nach dem Däniſchen, dem Schwediſchen, dem Altisländiſchen; dem Spaniſchen ſchloß ſich das Portugieſiſche an, dem Arabiſchen das Türkiſche; man überſetzte aus dem Ruſſiſchen, Polniſchen, dem Serbiſchen, aus noch anderen ſlaviſchen Mundarten; das Lithauiſche, das Ungariſche, ſelbſt das Finniſche blieb nicht aus, und gegenwärtig läßt ſich kaum irgend eine Sprache und Litteratur nennen, aus welcher Deutſche nicht ſchon überſetzt hätten. Gewiß liegt hierin eine Eigenthümlichkeit, in der bis jetzt keine andere Litteratur uns gefolgt iſt, und die als Geſammtbild wohl zur Anſchauung zu kommen verdient, zumal da auch hier überall Rückwirkungen auf die eigene Litteratur ſtattgefunden haben, ſowohl nach Form als Inhalt. Wir erinnern nur an die Sonette, Octaven, Decimen, an die Form der Redondilien und Ritornelle, vor allen an die Ghaſelen.

Ein ſo reicher Stoff nun konnte ſchwer, falls die Behandlung darunter nicht leiden ſollte, in den engen Raum eines einzigen Bandes gefaßt werden. Er war auch in ſich ſehr ungleich, eine Scheidung machte ſich leicht und von ſelbſt. Die Natur deſſen was man überſetzt, und ſein Verhältniß zum gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Sprache mußte natürlich den Ausſchlag geben. Eine nahe liegende Theilung iſt die der alten und neuen Litteratur; dieſe wird aber noch beſtimmter dadurch, daß die alten Sprachen ihre Meſſung bloß in feinſter Ausbildung des Rhythmus finden, die neueren dagegen außer dem

Maaß noch dem Reim huldigen, ja dieſem das Uebergewicht laſſen. Hienach ordnete die umfaſſende Behandlung des ganzen Stoffes ſich in zwei große Partieen, von denen hier zunächſt nur die erſte geboten wird: ſie beſchränkt ſich auf die Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Römiſchen — und hat daran des Stoffes genug.

Angemeſſen ſchien es, im Zuſammenhange mit der allmäligen Entwickelung der Ueberſetzerkunſt und der Bildung des deutſchen Ohres für feinere Rhythmik eine auf hiſtoriſchem Grunde erbaute Lehre von deutſcher Silbenmeſſung zu geben: gewiß ein Punkt von Bedeutung, über den noch mancherlei Schwankungen ſtattfinden, weil es an einer ſorgfältigen und unbefangenen Erwägung zur Zeit noch fehlt.

Noch reicher iſt der Stoff des zweiten Theils. Ihm fällt zunächſt der ganze Umfang deſſen zu, was aus neueren Litteraturen überſetzt worden, und überdies was aus dem Orientaliſchen und dem Altdeutſchen. Das letztere, ohne Rückſicht auf die Zeit, hier anzuſchließen, wurde empfohlen durch die Verwandtſchaft der Form hinſichtlich des Reims. Eine Theorie des Reims und der gereimten Maaße würde, entſprechend jener Lehre von der Meſſung, hier paſſend den Beſchluß machen und das Ganze zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit abrunden. Es iſt nun auch für dieſen folgenden Theil ſchon manches geſammelt, aufgezeichnet und zurechtgelegt, indeß doch nicht ſo weit, daß ich wagen möchte, den gegenwärtigen Band ſogleich als den erſten eines größeren Ganzen anzukündigen. Andere Aufgaben ſchienen zunächſt dringender; iſt Zeit und Leben vergönnt, ſo ſoll er nicht ausbleiben.

Zum Schluß ſei dem Verfaſſer erlaubt, noch ein Wort

von sich selbst und seinem Verhältniß zur Sache zu reden. Von Jugend auf hat er, genießend, urtheilend und selbstthätig, dem Werk des Uebersetzens nahe gestanden, in verschiedenen Bildungsperioden sich demselben gewidmet und vielfach mit ausgezeichneten und anerkannten Uebersetzern verkehrt. Mehr als in Büchern zu finden ist, dankt er hier dem persönlichen Umgange und mündlichen Austausch, er hat vielfältig Rath gefunden und man hat den seinigen gesucht. Anlangend die eigene Uebung, so konnten vielleicht seine bekannten poetischen Bestrebungen beim Verständniß der Dichter und ihrer Wiedergabe zu Hülfe kommen. Besonders auf dem Felde antiker Poesie hat er selbst vieles übersetzt. Weniges davon ist in die Oeffentlichkeit gekommen, aber noch immer wächst der Kreis des lange Vorbereiteten. Im Zusammenhange nun mit solcher praktischen Uebung sind gegenwärtige Betrachtungen erwachsen, allmälig, nicht zu einer und derselben Zeit niedergeschrieben, besonders seit dem Jahre 1851. Mögen diese Blätter nunmehr als Vorläufer einerseits der eben genannten Uebersetzungen, anderseits aber einer umfassenderen geschichtlichen Darstellung (Leben und Werke deutscher Dichter in den letzten drei Jahrhunderten) hinaustreten, und, wo möglich, beiden die Stätte bereiten.

Neuschottland bei Danzig, den 20. August 1858.
(Auf der Reise.)

O. F. Gruppe.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Einleitung	1
Die Schweizer	13
Klopstock	17
Klopstocks innere Entwickelung	24
Anfänge deutscher Uebersetzerkunst	28
Zachariä	34
Bürger	36
Bodmer	42
Die Stolberge	47
Ramler	56
Johann Heinrich Voß	66
Schlegel	94
Friedrich August Wolf	103
Joh. Gottfried Herder; Friedrich Jacobs	115
Philologische Uebersetzer	125
Goethe's Einfluß	130
Koreff; Günther; Strombeck	133
Neuffer	138
Ostander	142
Versuche zu einer neuen Verdeutschung der Odyssee. Schwenk; Kannegießer	150
Neuere Homer-Uebersetzer. Wiedasch, Jacob, Monjé	154
Weber	168
Conrad Schwenck	171
v. Knebel	174
Gustav Samuel Köpke	179
Wilhelm von Humboldt	190
Uebersetzung der griechischen Tragödie	201
Des Ausonius Mosella, übersetzt von Troß und von Böcking	220
Theodor Heyse	226
Propertius	231
Persius, Juvenalis	233
Eklektiker	235
Platens Einfluß	237
Johannes Minkwitz	240

Seite
Der neueste deutsche Homer ... 245
Theokrit von Moerike ... 257
Empedokles von Lommatsch ... 261
Uebersetzungen aus neueren lateinischen Dichtern ... 263
Eigene Bestrebungen ... 271
Homerischer Hymnus auf Aphrodite ... 271
Tibulls Buch Sulpicia ... 277

Silbenmessung der deutschen Sprache.

Rhythmus, Reim, Messung ... 287
Quantitirende deutsche Verse ... 294
Martin Opitz ... 298
Philipp von Zesen ... 302
Gottsched ... 308
Adelung ... 313
Karl Philipp Moriz ... 316
Johann Heinrich Voß ... 321
Neuester Standpunkt ... 327
Ergebnisse. Accent ... 330
Prosodische Geltung ... 346
Anwendung im Verse ... 353
Die besonderen Maaße ... 358

Nachträge.

Aeschylus und Euripides von Donner ... 376
Franz Fritze ... 378
Uebersetzung in freier Form ... 387
Eine Unregelmäßigkeit der deutschen Sprache aus dem Accentgesetz erklärt .. 392
Ein metrischer Effect bei Horaz ... 392

Einleitung.

Wenn hier von der Ueberſetzerkunſt der Deutſchen gehandelt werden ſoll, ſo iſt vorzugsweiſe von Poeſie und von dem Wiedergeben poetiſcher Formen die Rede. Dann ferner iſt hier zunächſt und insbeſondere an Ueberſetzungen aus den alten Sprachen gedacht. Dieſe nämlich bieten dem Ueberſetzer eine ganz eigenthümliche Aufgabe dar, indem hier die Sprache, aus welcher, und diejenige, in welche überſetzt wird, weit aus einander liegen und ihrem Charakter nach einen Gegenſatz bilden, ſo ſehr, daß von allen neueren Sprachen die deutſche beinahe die einzige iſt, welche ſich überhaupt dieſer Aufgabe unterziehen kann und mit Glück unterzogen hat. Es betrifft aber dies nicht bloß die metriſche Form, ſondern zugleich ebenſo ſehr die geſammte Diction und Sprachbehandlung.

Einen Hexameter in franzöſiſcher Sprache zu bilden, würde unmöglich ſein, das leuchtet wohl auf den erſten Blick ein, und in der That ſcheint man es auch niemals im Ernſt verſucht zu haben. Mehr könnte auffallen, daß eine Sprache, die, wie die italieniſche, den größten Theil ihres Wortreichthums mit der altrömiſchen gemein hat, doch ganz darauf verzichten muß, auch nur einen einzigen Vers des Virgil in demſelben Maaß wiederzugeben. Ob die Neugriechen einen Verſuch gemacht haben, alte Maaße in ihrer verjüngten Sprache wieder zu beleben, iſt mir nicht bekannt, doch würde wohl mehr davon verlauten, wenn ihnen in dieſer Art etwas gelungen wäre.

Es liegt nicht an den Worten, ſondern in dem Bau der Sprachen. Derſelbe Umſtand, welcher die beiden alten Sprachen unfähig macht für eine kunſtmäßige Ausbildung des Reimes, dieſer macht ſie empfänglich und geeignet für das Maaß und die feinere metriſche Ausbildung. Es iſt dies der Reichthum der Formen, der Beugungsendungen. Indem

sie die Stämme verkleiden, verhindern sie den Reim, der Kern des Worts tritt nicht an's Ende, kann also nicht an einander anklingen, am Schluß der Worte sind nur die formellen Endungen, man würde nur diese auf einander reimen, falls man es überhaupt noch einen Reim nennen kann, wenn zwei verschiedene Worte in gleicher Flexion stehen; in der That ist es keiner. Die Griechen, deren reger Geist alles versuchte, wären gewiß auch auf den Reim verfallen, wenn ihre biegsame Sprache ihn nur einigermaaßen zuließe; aber man mußte durch Einförmigkeit und Langweiligkeit sogleich abgeschreckt werden. In der lateinischen Sprache hat das Mittelalter es versucht, aber trotz aller Volltönigkeit des römischen Idioms kann ein geläuterter Geschmack und ein gebildetes Ohr diesen Reim doch nur sehr mangelhaft finden, und falls jemand daran zweifeln sollte, so fordern wir ihn auf, nur recht viel von solchem gereimten Latein zu lesen, wo er denn bald des Kreislaufs ewiger Wiederholungen inne werden dürfte. Kann doch auch heutigestags nicht mehr ungewiß sein, daß die romanischen Sprachen in Beziehung auf den Reim den germanischen nachstehen, und daß sie unter sich hier um so unvortheilhafter gestellt sind, je mehr sie der Sprache, aus welcher sie abstammen, noch ähnlich geblieben sind.

Es ist wahr, die italienischen Reime sind klangreicher, ihr großer Reichthum an klaren und gedehnten Vokalen macht die Sprache wahrhaft gesangreich — gesangreich, aber darum noch nicht zu wahren Reimen geeignet. Der Reim ist leichter in dem Italienischen, so wie in allen romanischen Sprachen, aber darum noch nicht schöner, nicht besser, denn er ist eben äußerlich. Jenes ano, ino, una, one, anza, etto, illo, ullo und hundert Anderes, das alles sind vokalische Endungen, aber es sind eben Endungen, die immer wieder auf Endungen reimen, und mit denen es mehr oder weniger so bewandt ist, als ob wir Januar auf Februar und September auf November reimen wollten, oder mindestens wie es in Gerstenberg's Tändeleien geschieht: Räuberinnen auf Huldgöttinnen.

Und doch hat das Italienische über dem neuern Princip des Reims die Fähigkeit verloren, sich in Maaß und Rhythmus zu bewegen. Das Französische kann nur nach Silben zählen; nicht viel besser aber die übrigen romanischen Sprachen: den Unterschied von Jambus und Trochäus, so einfach er auch ist, kennen sie nicht, oder nur zur Noth.

Auch das Deutsche hat sich in früherer Zeit auf einem wenig anderen Standpunkt befunden. Die Nibelungenstrophe sowohl als die kurze Reimzeile des dreizehnten Jahrhunderts zählt sogar nur die Hebungen, die Senkungen des Verstaktes können dasein oder auch fehlen; wogegen nur die ausgebildete für den singenden Vortrag berechnete Liederstrophe zugleich silbenzählend ist, ohne des Gegensatzes von Hebung und Senkung ganz zu entbehren, zugleich aber auch ohne in antikem Sinne gemessen zu sein.

Die Meistersänger beschränkten sich immer mehr auf Reim und Silbenzählung und kamen weit von allem ab, was irgend Metrum heißen kann. Eine Nachbildung antiker Maaße, sei es in Uebersetzung oder freier Production, wird man auf diesem Standpunkt nicht erwarten.

Um dieselbe Zeit, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wurden von einer ganz andern Seite her Versuche gemacht, antike Verse im Deutschen nachzubilden. Die Vorliebe für alte Litteratur hatte ihren Höhenpunkt erreicht, dabei fehlte doch noch der neueren Verstechnik durchaus der Weg, auf welchem man auch nur das Geringste von alter Verskunst hätte in das Deutsche verpflanzen können; so kam man denn auf den Gedanken mit einer gewissen Gewaltsamkeit zu verfahren, die Grundsätze der alten Sprachen hinsichtlich der Silbenmessung unmittelbar auf das Deutsche anzuwenden, und danach griechische Metra, zunächst Hexameter, in deutscher Sprache zu bilden. Conrad Gesner vollführte dies im Jahr 1555, und hier sind zwei seiner Hexameter, die er selbst nicht loben konnte:

O Vater unser, der du dein' ewige Wohnung
Erhöhst in Himmeln, dein Name werde geheiligt —

Wir kommen noch näher auf seine Principien, aber man sieht, daß der Erfolg nicht lockend war und nicht viel nach sich ziehen konnte. Für ein Jahrhundert und länger ruhte nunmehr die Sache.

Da kam Opitz; aber auch er förderte die Nachbildung antiker Verse durchaus nicht. Das kann Wunder nehmen, wenn man, wie häufig der Fall ist, sich keine rechte Vorstellung von Opitzens Wesen und Verdienst macht; es leuchtet aber bald ein, so wie man weiß, worauf sein Streben gerichtet war. Opitz, so heißt es, gab der deut-

in der Ausbildung dactylischer Rhythmen noch lange nicht in die Nähe des Hexameters; aber es waren doch wenigstens Dactylen — welche Opitz verworfen hatte. Mag Buchner zu tadeln sein, daß er von der Reinheit der opitzischen Grundsätze abwich, wir, auf unserem Standpunkt müssen es ihm Dank wissen, denn das so Erhaltene wurde der Ausgangspunkt für weitergehende Bestrebungen der Folgezeit und gerade an ein Element der Volksdichtung knüpfte sich eine reiche Kunstpoesie — wieder zum Beweise, daß hier eine natürliche Grundlage war.

Auf Buchner's dactylischen Rhythmen fußen nun die hexametrischen Versuche von Karl Gustav Heräus, der für den Erfinder des deutschen Hexameters gehalten worden, bis Lessing in Fischart und anderen seine Vorgänger nachwies. Indessen können, wenn man gerecht sein will, diese Vorgänger seinen Ruhm wenig schmälern, falls man einen Unterschied anerkennen will zwischen einem ganz unbeholfenen Stolpern und einer einigermaaßen anständigen Bewegung. Im Jahr 1713 erschien: „Versuch einer neuen deutschen Reimart nach dem Metro des sogenannten lateinischen Hexametri und Pentametri in einem Glückwunsche bei Sr. Kaiserlichen und Katholischen Majestät Caroli VI. welterfreulichem Geburtstage Anno 1713." Die neue Reimart ist nun nichts anderes als der Versuch einer Nachbildung des Distichons der Alten mit Reimen, so daß je zwei Hexameter und wiederum je zwei Pentameter durch Reime gebunden sind, jene durch weibliche, diese durch männliche. In der Vorrede empfiehlt Heräus sein neues Maaß mit folgenden Worten, die in unserer Sache nicht zu übergehen sein dürften: „Die möglichen Versetzungen der deutschen langen und kurzen Silben sind, nachdem die Dichterei in dieser Heldensprache dem Opitz ihre erste Reinigkeit zu danken hat, so erschöpfet, daß hierin etwas Neues zu ersinnen nicht leichter scheinen möchte, als etwa über die einmal ausgetheilte Maaßen der krummen und geraden Linien in der Baukunst eine neue Ordnung zu finden. Dennoch hat man mit gleicher Freiheit als Buchner das dactylische oder dreisilbige Scandiren in deutschen Versen aufgebracht, vergönnt zu sein erachtet, einen Versuch zu thun, in Anbringung und Nachahmung nicht nur der einzelnen dreisilbigen Füße aus dem lateinischen Metro, sondern auch des Metri selbst. Nicht um die vorher üblichen Weisen zu verachten, als deren eine jede zu unterschiedenem Absehen

ihre besondere Kraft hat, sondern vielmehr die deutsche Dichtkunst mit einer neuen Reimart zu bereichern, im Fall solche nach besserer Ausübung einen Beifall gewinnen sollte, den man ihr bei gegenwärtiger ungeübter Unvollkommenheit noch nicht versprechen kann. Sie mag zum wenigsten dienen, die Franzosen ihres Unfugs zu überführen, wenn sie der deutschen Sprache, die männlicher ist, als die ihrige, eine gar zu rauhe und zu fließenden Versen unbequeme Härtigkeit vorwerfen, in der That aber nicht fähig gefunden werden, in ihrer Sprache, ob sie gleich aus der lateinischen genommen, so vielerlei Scandiren zu Wege zu bringen."

Hienach darf man nun wohl gespannt sein auf das Gedicht zum Geburtstage der Kaiserlichen Majestät; es hebt an:

Mächtigster Herrscher der Welt, vom Himmel die Fürsten zu richten
Einig erwähleter Fürst, unüberwindlichster Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dies nimmer gesehene Dichten
Von nicht gesehenem Ruhm, welcher die Adler erhält.
Zeiget der Friede, der Krieg durch tapfre Beschützung der Rechten,
Thaten vom älteren Rom, Zeiten vom güldenen Schein,
Lehrst Du die Deutschen Dein Reich, als Römer, alleine verfechten,
Darf ja der Deutschen Gedicht römischen ähnlicher sein — u. s. w.

In der That Verse, welche kein Ohr beleidigen, und manchem schon angenehm klingen mochten; man darf es wohl mit Recht das erste deutsche Gedicht in elegischem Maaß nennen; ich sage Gedicht, denn Proben gab es schon früher. Solche hatte der bekannte Christian Weise schon im Jahr 1693 in seinen „Curiösen Gedanken von deutschen Versen" gegeben, in denen wir z. B. folgende Zeilen lesen:

Lebet in lieblicher Ruh als liebende Kinder beisammen,
Lasset der Eltern Wunsch unter den Küssen bestehn,
Kraft und Fruchtbarkeit vermehr' die lustigen Flammen,
Daß wir lange Zeit gleichsam die Hochzeit begehn —.

Der Unterschied besteht unter andren darin, daß hier Trochäen, anstatt der Spondeen, mit den Dactylen wechseln, während Heräus nur reine Dactylen hat, ein Punkt, der für die Folge auch von Interesse sein möchte. Der nachfolgende Kritiker scheint, merkwürdig genug, diese

Weiſe'ſchen Verſe nicht gekannt zu haben. Einen vereinzelten Verſuch machte in früherer Zeit auch Omeis, der aber ohne Nachfolge blieb und nicht mit Heräus zu vergleichen iſt.

So ſtanden die Dinge bis auf Gottſcheb; dieſer aber giebt der Sache eine andere Wendung. Man iſt freilich ſehr gewöhnt, bei Gottſcheb nur an deſſen Perrücke zu denken und alles Zopfartige von ihm herzuleiten, ſo daß beinahe eine Art Muth erforderlich iſt, wenn dieſem Manne hier etwas zugeeignet werden ſoll, das als Fortſchritt bezeichnet und dem eine nachhaltige Wirkung der beſten Art gegeben wird. Gleichwohl muß es im Intereſſe der Sache hier geſchehen, und nicht undankbar mag es ſein, einem erſt überſchätzten und dann lange Zeit hindurch zur Ungebühr verſchrieenen Manne doch noch ſein wahres Verdienſt zu retten. Es kommt ja eben ſpät genug. Ich habe vor mir „Johann Chriſtoph Gottſchedens Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt“, vom Jahr 1742. In dem Abſchnitt vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie ſpricht er unter andern von dem Unterſchied der alten und neuern Sprachen in Beziehung auf Versbildung, giebt jener das Maaß und den Rhythmus, dieſer aber den Reim. Unſere Urvordern, die ſcythiſchen und celtiſchen Völker*), ſo vermuthet er, hätten ſchon den Reim gehabt und wunderbar ſei nur, daß die Töchter der lateiniſchen Sprache dieſen angenommen und darüber das Maaß verloren hätten. Sie hätten ſich letzteres erſparen können, es ſei für ſie vielleicht noch rückführbar, wenn ſie es nur wollten, beſonders ſteif behauptet er das vom Franzöſiſchen und giebt ſogar eine Probe, die er nur eben darum für wohllautend erklärt, weil ſie durchaus gemeſſen, und zwar jambiſch gemeſſen ſei. Allein der gute Gottſcheb folgte hierin wohl mehr ſeiner eigenen als der wahrhaft nationalen Ausſprache, für welche das Maaß in der That viel zu enge und feſſelnd erſcheint und die, mit Malherbe, offenbar das ihr innerlichſt Zuſagende ergriffen hat. Daſſelbe behauptet er dann auch für das Deutſche. Auch wir hätten Maaß, hätten lange und kurze Silben, ſtänden alſo darin den Römern und Griechen gleich, woraus unmittelbar

*) Für das Celtiſche hat ſich dies bekanntlich nach den neueſten Forſchungen beſtätigt, indem man ſchon im vierten Jahrhundert noch vor dem lateiniſchen Kirchenliede celtiſche Reime findet.

folgen muß, daß wir auch ihre Verse nachbilden können. So behauptet er denn ferner, daß man schon vor Opitz gemessene Verse in deutscher Sprache gebildet habe.

In alle diesem ist Abweichung von Opitz und Widerspruch gegen denselben, denn Opitz hatte sich ganz bestimmt darüber ausgesprochen, daß das Deutsche kein Maaß, keine Quantität habe, sondern nur Höhe und Tiefe der Silben; nur betonte und tonlose. Wenn wir nun hier einem ganz anderen Princip begegnen, so hätte das eine eigene Ausbildung verdient; wieweit Gottsched sie demselben gegeben, gehört weiterhin einer anderen Betrachtung, hier nur soviel, daß mit der Annahme von wirklichen Längen und Kürzen die Nachbildung der Maaße, welche die alten Sprachen darbieten, mächtig gefördert werden mußte, zumal da Gottsched der deutschen Sprache Längen in hinreichender Zahl zueignete, und nicht nach Art der Quantität der Alten, wie Conrad Gesner gewollt hatte. Mit Recht schrieb Gottsched das gänzliche Mißlingen jener Gesner'schen Hexameter diesem Fehlgriff zu; man werde im Deutschen eben so gut gemessene Verse bilden können, wie in den classischen Sprachen, wenn man nur auf die rechte Weise zu Werke gehe. Er selbst stellte nun jenem mißlungenen Versuch Gesner's das Vaterunser in Hexameter umzusetzen, den seinigen gegenüber, welcher so lautet:

Hör' uns Vater und Herr, der du den Himmel bewohnest,
Daß dein Name bei uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bei uns auf Erden erscheine,
Und dein Wille von uns eben so als im Himmel geschehe.
Gieb auch das tägliche Brodt, und vergieb uns die sündlichen Schulden,
Wende Versuchungen ab, und rett' uns aus Gnaden vom Uebel,
Denn dein ist das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

Sieht man vom letzten Vers ab, der allerdings sich nicht recht scandiren läßt — wahrscheinlich aber ist ein Druckfehler im Spiel — so darf man für einen ersten Versuch dieser Art das Ganze gelungen nennen, denn es sind nicht nur die Versfüße mit Dactylen und Spondeen ausgefüllt, wobei die früheren Proben sich begnügten, sondern es ist auch ein anständiger Rhythmus darin herrschend, so daß ein an lateinische Verse gewöhntes Ohr sich einigermaaßen befriedigt fühlen

kann. Dabei ist eine Prosodie beobachtet, die sich alles Latinisirens enthält, und die auch, im Wesentlichen, Opitz als eine echt deutsche hätte anerkennen müssen.

Diese Ueberlegenheit dankt Gottsched hauptsächlich auch dem Umstande, daß er sich bloß auf den Rhythmus beschränkt, und nicht für nöthig erachtet, ihm durch den Reim zu Hülfe zu kommen. Letzteres hatten mehrere der Pegnitzschäfer, Sigmund von Birken, Heräus und Omeis in ihren vereinzelten Versuchen gethan; sie hielten das Metrum allein nicht für tönend genug um das Ohr zu beschäftigen, aus keinem anderen Grunde als weil sie sich noch nicht auf den Rhythmus, seine Energie und Schönheit verstanden.

Gottsched hat hiervon ein klares Bewußtsein, wie das seine Worte beweisen. Nachdem er den Versuch gereimter Distichen von Heräus angeführt, fährt er fort: „Hieraus sieht man für's erste, daß Heräus, um diesen neuen Versuch beliebt zu machen, fast lauter dactylische Füße gebraucht; hernach, daß er, wie Omeis, den Reim der Deutschen beibehalten. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieser Gattung des Silbenmaßes nichts gewinnen. Dactylische Verse hat man längst gemacht; aber sie klingen zu weich: die Spondeen müssen sie männlicher machen. Die Reime haben uns in den anderen Arten genug zu schaffen gemacht; in dieser neuen müßten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen.“

Der Erfolg hat für Gottsched entschieden. Während die Erfinder jener gereimten Distichen es selbst nicht zu irgend einem der Rede werthen Gedicht bringen konnten und noch viel weniger durchgreifende Nachahmung fanden, haben jene Worte Gottsched's eine ganze Litteratur nach sich gezogen, eine Litteratur von eigenen Schöpfungen, unter denen obenan die Messiade steht, demnächst die epischen Werke von Bodmer und Wieland, dann aber auch eine Litteratur von Uebersetzungen, denn die Nachbildung des Hexameters ist es, welche für alle übrigen antiken Versmaaße die Bahn gebrochen hat. Dabei ist recht merkwürdig, daß gerade die Gegner und Verächter Gottsched's am meisten in der von ihm eröffneten Bahn fortgingen, so wie sie denn solchen Bestrebungen ihre Bedeutung, ihren Ruhm verdanken.

Gottsched, obwohl selbst kein Dichter, stellte aber auch sogleich praktische Muster auf, die in hohem Grade zur Nachfolge einladen

konnten. An der so eben abgebrochenen Stelle fährt er fort: „Wir wollen also noch eine Probe sehen, die zwar eine Elegie ist, aber nicht reimet. Es ist eine Uebersetzung des VI. Psalms:

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem schrecklichen Zorne,
Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sei mir gnädig, o Herr, denn ich bin schwach und erschrocken,
Heile mich, himmlischer Arzt, meine Gebeine sind schwach.
Herzlich erschrocken ist mir die kümmerlich ächzende Seele,
Ach wie lange, mein Gott, ach wie so lange bist du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
Hilf mir, so wahr du ein Gott voller Erbarmungen bist.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
O so erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt.
Ich bin müde von Gram und schwemme mein Bette bei Nachte,
Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt,
Meine Gestalt verfällt vor Trauer und Kummer und Zagen,
Denn von täglicher Angst rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht, Gott höret mein Weinen,
Ja, der Herr höret mein Flehn, höret mein ängstlich Gebet,
Schämt euch, ihr Feinde, dabey, erschreckt und kehrt euch zurücke,
Werdet zu Schanden und flieht, weichet nur plötzlich von mir. — “

Man kann an diesen Versen zugleich Gewandtheit des Ausdrucks, ja Fülle und Ton rühmen, wenn man den Vergleich mit Originalwerken der Zeit anstellen will, und nicht außer Acht läßt, daß auch auf dem heutigen Standpunkt das Distichon immer noch für das Deutsche eine sehr schwere Versart ist, die auch den Geübtesten beständig auf die Probe stellt. Weiterhin giebt nun Gottsched auch noch ferner Hexameter von seiner Hand, die, da es wohl die einzigen sind, die er gemacht, und da Gottsched's Kritische Dichtkunst nicht sogleich dem geneigten Leser zur Hand sein möchte, hier gleichfalls stehen mögen. Sie lauten:

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehn? O was für ein thörichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich im Tempel getrieben!

Pallas erſchrak und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter
Hatte nur Abſcheu davor. Schwärmt, ſchwärmt nur, ihr raſenden Pfaffen!
Opfer und Rauchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken,
Pfrüfet euch ſelbſt, forſcht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken,
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet,
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte,
Dann zeigt andern den Weg und lehret ſie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen,
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekennen,
Daß ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

Hier, wo der Inhalt wenig Beſtechliches hat, muß man um ſo mehr Geſchick und Kraft des Verſes anerkennen, und namentlich das wirklich geleiſtet finden, was Gottſched ſich oben als Aufgabe geſtellt hatte, nämlich die richtige Abwechſelung von Dactylen und Spondeen. In der That haben die Verſe Lebendigkeit und Schwungkraft, nicht das matt und weichlich hinrollende, das faſt allen Hexametern bis auf Voß anhaftet. Sie verrathen, was mehr ſagen will, Gehör, und kurz, ſie können wirklich für ein Muſter gelten, welches von den begabten Dichtern der nächſtfolgenden Litteraturepoche kaum erreicht worden iſt.

Dann giebt Gottſched im Ferneren auch noch Proben von adoniſchen Verſen, und, recht glücklich, von Hendecaſyllaben, welche man in der kritiſchen Dichtkunſt ſelbſt nachſehen möge.

Hiemit war denn die Bahn gebrochen zu gemeſſenen reimloſen Verſen; es war der Beweis geführt, daß die üblichſten antiken Verſe ſich im Deutſchen nachbilden laſſen, ſo, daß ſie auch dem deutſchen Ohr etwas gewähren. Gleichzeitig nun war an die Poeten die Aufforderung geſtellt, durch ausgedehntere Uebung eine wahre Kunſtfertigkeit zu erwerben, und der Sprache immer mehr abzulernen, was ihr zuſagt und was ſie verbietet. Aber dies erforderte noch einige Zeit.

Die Schweizer.

Die erste Ausgabe von Gottsched's Versuch einer kritischen Dichtkunst ist vom Jahr 1730 (die dritte 1743, die vierte 1751) und im Jahr 1748 wurden die ersten Gesänge von Klopstock's Messias gedruckt. In diese Zwischenzeit nun fällt der Streit der Schweizer mit Gottsched, ein Streit, der sich um Geringfügiges entspann und von den Schweizern eben so gesucht wurde, als Gottsched ihm, so viel und so lange als möglich, auswich. Er nahm ihn erst da auf als die Schweizer, die sich als Ausländer betrachteten, die deutsche Litteratur und selbst Sprache anzugreifen und herabzusetzen begannen; sein nationales Gefühl regt sich jetzt stark und mächtig, und wer könnte ihm das anders als zur Ehre rechnen*). Die Schweizer befanden sich noch auf andern Punkten ganz oder halb im Unrecht, ihre Berechtigung dagegen lag darin, daß sie dem Inhalt ein Uebergewicht über die Form gaben und anstatt jener nüchternen Correctheit nunmehr der Phantasie, noch mehr aber freilich der Moral, eine Geltung in der Poesie verschaffen wollten. Wenn Gottsched hauptsächlich die Franzosen im Auge hatte, so richteten sie den Blick auf die Engländer, aber nicht auf Shakespeare, sondern vielmehr auf Milton. Bodmer übersetzte diesen in einer rauhen und keineswegs edeln Sprache. Bei dieser Gelegenheit scheint er sich zunächst mit reimloser Poesie befreundet zu haben, die Befreundung steigerte sich zum Eifer und bald fand man den Reim lächerlich und überbot sich in Schmähungen aller Art gegen denselben. Man erzählt, was manches erklären mag, von Bodmer, daß er zugleich ein entschiedener Feind der Musik gewesen sei.

*) Man sehe über diesen Punkt Franz Horn's Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, II. S. 370, der hier aus eigner Kenntniß der Quellen urtheilt.

Die Einseitigkeit dieser Bestrebungen liegt zu Tage, und außerdem sind sie auch keineswegs neu. Gerade Gottsched, der von ihnen so hart bekämpfte, war es, der mehr als zehn Jahre früher eben das, soviel davon richtig ist, ungleich besser gesagt und empfohlen hatte. Man erinnere sich der von uns bereits angeführten Worte: man müsse ein Herz fassen, um den Reim bei Nachbildung antiker Verse zu entbehren — wobei ihm bestimmt im Sinne lag, daß das Verlorene durch größere Kraft und Schönheit des Rhythmus einzubringen sei, während die Schweizer hauptsächlich nur an den fünffüßigen reimlosen Jambus, den englischen Blankvers, dachten, sie, denen das Formtalent fast gänzlich abging, so daß sie allerdings von dem Verdacht nicht frei sind, nur dem Bequemeren den Vorzug gegeben zu haben. Auch scheinen sie erst nach Klopstock Hexameter gebildet zu haben, und was deren Werth anlangt, so stehen die Bodmer'schen in dessen Noachide jedenfalls weit hinter den Klopstock'schen zurück.

Wenn nun aber der Streit der Schweizer gegen die Leipziger das Zeitalter lebhaft beschäftigte und die Deutschen in zwei große Lager theilte (nur wenige, aber freilich gerade die aufstrebensten, hielten sich fern und darüber), so war das jüngere Geschlecht meistens auf Seiten derer, die den Angriff begonnen: sie schienen das Neue zu haben und dem Geist zu dienen. Von ihnen pflanzte sich den Heranwachsenden einerseits die Neigung für englische Litteratur ein, anderseits die Abneigung gegen den Reim. Beides hat nachhaltige Spuren in der deutschen Litteratur zurückgelassen; uns interessirt diesmal nur der letztere Punkt. Welch ein sonderbarer Umschwung gegen die Ansichten im siebzehnten Jahrhundert! Damals hielt man die Nachbildung antiker Versmaaße nur für möglich, wenn man sie zugleich mit Reimen ausstattete, jetzt wollte man den Reim überhaupt verwerfen, selbst für moderne Verse! — Diese Vorliebe für reimlose Verse mußte unmittelbar auf die antiken Vorbilder hinführen und mit neuer Kraft hier zur Nacheiferung auffordern. Die lateinischen Dichter wurden fleißig auf allen Schulen gelesen und jedem theils an sie, theils an gereimte Verse gewöhnten Ohr mußten doch wohl die Milton'schen Blankverse im Deutschen zu kahl und ungebunden klingen. Da man zunächst an Milton und das Epos dachte, so lag das heroische Maaß der Alten am nächsten. Man kannte Virgil, und wer tiefer in das Alterthum eindrang,

las schon den Homer im Original. Die sächsischen Fürstenschulen zeichneten sich damals durch ihre classischen Studien aus; aus einer derselben, Schulpforte, ist bekanntlich Klopstock hervorgegangen.

Bevor wir nun zu Klopstock's Leistungen übergehen, ist hier schließlich noch zu berühren, welchen Eindruck die Uebertreibung der Schweizer auf Gottsched hervorgebracht. Er ließ sich im Eifer des Gefechts bewegen, seinen früher in unbefangner Ueberzeugung gethanen Ausspruch zurückzunehmen, oder einzuschränken, denn er empfahl im Jahr 1756 (Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst, S. 127) jetzt wieder die einst von ihm bekämpften gereimten Hexameter, wenigstens unter Umständen. Seine Worte, auch hier noch besonnen, sind diese: „Wer noch deutsche Hexameter machen will, der bemühe sich entweder sie so schön und wohlklingend zu machen als die lateinischen, bei denen man den Reim nicht vermisset, oder man gebe ihnen wenigstens Reime, daß sie doch auf eine Art ins Ohr fallen. Wenn also Jemand die Aeneis in Hexametern verdeutschen wollte, und so anhöbe:

Waffen besing' ich und den, der von trojanischen Küsten
Welschlands Grenzen bezog, wo Latiums Ufer sich brüsten,
Welcher viel Unfall erfuhr, als nächst der Götter Verhängniß,
Juno's wüthender Groll den Helden in manchem Bedrängniß
Theils auf der See, theils wieder zu Lande gezwungen zu schweben,
Eh' sie noch Alba gebaut und Welschland Götter gegeben,
Bis das Latinergeschlecht, der Rath der Albaner entsprungen,
Ja, dir auch selber, o Rom, die erhabenen Zinnen gelungen —

so würde es eben so unrecht nicht klingen, obgleich ein jeder, der es versuchen will, finden wird, daß es kein Kinderspiel sei, und sich nicht so aus dem Aermel schütteln lasse wie die bisherigen ungereimten Hexameter, damit man noch schlafend ganze Bände vollschmieren kann."

Man sieht, daß dem Manne durch die Flut leichter Hexameter-Arbeit seine eigene frühere Ansicht und die ganze Sache verleidet worden, daß er im Unmuth spricht und daß die neuern Hexameter, also eben so wohl die von Klopstock als Bodmer, seine Bewun-

derung und Zustimmung nicht finden; im Uebrigen aber darf man durch diese erregte Aeußerung jene frühere nicht trüben und verdunkeln, welche vielmehr als seine wahre stehen bleiben muß, so wie sie das Richtige enthält und die Folge für sich gehabt hat. Daß diese neuern gereimten Verse rhythmisch und in jeder Art den früheren weit nachstehen, braucht wohl kaum erinnert zu werden.

Klopstock.

Es bleibt noch ein weiter Abstand von den Proben einer Versart, welche ein Metriker giebt, bis zu der wirklichen poetischen Ausübung. Wenn auch Gottsched's Beispiele sehr gelungen heißen dürfen im Vergleich zu den vereinzelten ganz unsicheren Versuchen der Früheren, so folgt doch auch aus den seinigen noch nicht so ganz, daß der Hexameter für die deutsche Sprache eine Bedeutung gewinnen könne. Wird man größere Stücke mit gleicher Leichtigkeit machen? Wird bei längerer Fortsetzung die Sprache Mittel der Mannigfaltigkeit besitzen? Wird das Maaß dem Dichter nicht nur nicht hinderlich, wird es ihm sogar förderlich sein können, wie denn letzteres für den Reim als ausgemacht gelten darf? Dies sind Fragen, welche noch einer eigenen Beantwortung bedürfen, besonders einleuchtend, sobald wir unsern Blick auf neuere Sprachen werfen, welche eine Verwandtschaft mit der unsrigen haben.

Auch im Englischen, auch in den nordischen Sprachen hat man Versuche gemacht, den Hexameter nachzubilden. Man ist etwa so weit gekommen, als Gottsched — aber nicht eben viel weiter. Es ist bei Proben geblieben, man hat den Fortgang zu wirklichen dichterischen Erzeugnissen in dieser Form nicht machen können. Die Sprache läßt wohl jenes, aber nicht dieses zu. Man kann z. B. im Englischen wohl Hexameter mit Mühe und zur Noth machen, Verse, die einigermaaßen den Rhythmus wiedergeben; aber was man niemals in ihnen erreicht, ist Freiheit, Schönheit, dichterischen Schwung. Das ewige of the und to the, das die Dactylen bilden muß, ermüdet bis zum Ekel, die Mischung romanischer und germanischer Elemente läßt keinen gleichmäßigen Fluß erreichen, die ganze Sprache ist bereits zu verschliffen, gleichsam in ihren Gliedern zu verkrüppelt, um nackt tanzen zu können; und endlich ist die Wortfolge viel zu bestimmt, viel zu eng und beschränkt um eine freie Bewegung zuzulassen. Wenn in den

antiken Sprachen, wovon wir ausgingen, die Fülle der Beugungen den Reim unmöglich macht, so ist es umgekehrt im Englischen der Mangel an aller Beugung, welcher die Bewegung in rhythmischem Maaß verbietet.

Im Schwedischen und Dänischen mag es ein wenig anders sein. Tegnér, der nicht eben geschmackvoll in seiner Frithiofsage eine Musterkarte aller vorhandenen Formen giebt, macht auch einmal Hexameter — aber haben die Schweden eine Luise, haben sie Hermann und Dorothea, haben sie eine Messiade? Daß ich nicht wüßte.

Es entsteht nun allerdings die Frage, wie sich in dieser Rücksicht das Deutsche verhalte. Wir werden sie weiter unten beantworten. In der Zeit, um welche es sich hier handelt, scheint man sich diese Frage kaum vorgelegt zu haben; man war von der ruhigen Erwägung solcher Dinge damals so weit entfernt, daß man gerade vom Englischen her, das doch gar nicht dazu geeignet ist, sich die reimlosen Verse empfehlen ließ, und von diesen dann weiter das antike Maaß. Man ging frisch an die Sache, man versuchte es, man trieb den Versuch gleich in's Große — und dadurch konnte sich's freilich am besten entscheiden.

Klopstock's Messiade ist ein Gedicht von nahe an 20,000 Hexametern, d. h. doppelt so groß als die Aeneide*), ja beinahe doppelt so groß als die Odyssee und jedenfalls größer als die Ilias. Wenn es nun bei einer solchen praktischen Prüfung allerdings einerseits auf den Umfang ankam, so muß man sagen, daß auf dieser Seite das Metrum in Klopstock's Hand sich als anwendbar erwiesen habe, nicht minder aber in der andern wesentlichen Forderung hinsichtlich des Flusses und des poetischen Wurfes. Welche Mängel die Messiade auch in Composition und Ausführung an sich tragen möge, am wenigsten läßt sie sich anfechten auf dieser Seite. Die Verse sind mit der größten Leichtigkeit hingeworfen; will man doch wissen, daß Klopstock ganze Gesänge improvisirend dictirt habe, freilich wohl nicht die Art, wie epische Gedichte von dauerndem Werthe erwachsen können. Das Schicksal des

*) Virgil's Aeneis hat in 12 Büchern 9909 Verse, die Bücher sind ungefähr doppelt so groß als die Homerischen; die Odyssee hat in 24 Büchern 13010, die Ilias in ebensoviel Büchern 16252 Verse.

Gedichts ist längst entschieden, in beispielloser Weise ist es vergessen und hat kaum eine Hoffnung jemals wieder aufzuleben; es hat nur noch einen historischen Werth und zwar hauptsächlich auch auf Seiten seiner Form. Nicht als ob diese durchaus musterhaft wäre, im Gegentheil, erhält sie ihr Interesse in diesem Punkt größtentheils durch ihre eigenthümlichen Mängel. Hätte Klopstock die Feinheiten des Metrums gekannt und erstrebt, gewiß hätte er dann nicht jene Freiheit, jenen Strom und Guß erreichen können, der durchaus anerkannt werden muß und worin er kaum von irgend einem Nachfolger erreicht worden. Hiedurch aber verschaffte er der neuen Form bei seinen Zeitgenossen Eingang, welche den Mangel an feinerer Ausbildung für's erste noch nicht vermißten, dagegen aber für alle Zeit jene antike Form für ein neues Besitzthum der Sprache erkannten. Liegt doch selbst in dem Tadel Gottscheds das Anerkenntniß dieses Vorzuges enthalten.

Nach solchem Zugeständniß ist es nun auch an der Zeit näher auf die Untugenden der Klopstock'schen Versbehandlung einzugehen. Man würde Unrecht thun, wollte man den Hexametern der Messiade den Rhythmus absprechen, denn nur selten theilen sie sich in zwei Vershälften und eben so sehr sind sie entfernt von dem gewöhnlichsten Fehler der Anfänger, nämlich dem weichlich amphibrachischen Gange. Sie haben auch die von Gottsched so dringend geforderte Abwechselung von Spondeen und Dactylen, oder von drei- und zweisilbigen Füßen — und doch können sie weder virgilischen und homerischen an die Seite gestellt werden. Es fehlt ihnen an Gleichgewicht, sie leiden an einer Ueberstürzung nach vorne hin, gleich wie ein Pferd, das der Reiter nicht in der Gewalt hat und das seine ganze Last auf die Vorderfüße wirft, wodurch dann gleichermaaßen Sicherheit und Schnellkraft des Ganges verloren geht. Die Schuld davon liegt bei Klopstock eben so sehr in den Cäsuren als in der ganzen Periodirung. Die weiblichen Cäsuren sind vorwaltend, kommen sehr häufig im vierten Fuß vor, wo sie unerlaubt sind; männliche Cäsuren giebt es zwar, aber sie stehen selten an der rechten Stelle, meistens zu weit hinterwärts, im vierten Fuß; der Gebrauch der bukolischen Cäsur am Schluß dieses Fußes ist ihm dagegen ganz unbekannt, und von dem spondeischen Ausgang wird ein übermäßiger Gebrauch gemacht. Der Periodenbau ist meistens lang und weit, von homiletischer Breite,

ebenso oft voll Fülle und Fluß, als auch wieder einförmig und lahm ausgehend. Er ist deshalb freilich zu entschuldigen, weil Wortfolge und Satzbau damals noch in sehr engen Fesseln schmachteten; was aber in der Prosa jener Zeit schon unserm heutigen Ohr auffällt, muß es im Verse noch viel mehr*). Mit all' diesen Eigenschaften nun bekommt Klopstock's Hexameter etwas zwar Zwangloses aber auch Unbeherrschtes, was denn natürlich andeutet, daß eine eigentliche Kunststufe noch nicht erreicht sei, und daß man eine solche Ungebundenheit von wahrer künstlerischer Freiheit, welche jeden Ton, Ausdruck und Effect in vollkommenster Gewalt hat, noch sehr zu unterscheiden habe.

Außer dem Hexameter bildete nun aber Klopstock in seinen Oden auch eine Reihe verschiedener lyrischer Maaße der Alten nach, und war darin beinahe glücklicher, weil die größere Bestimmtheit der Form hier die freiere Bewegung an sich nicht zuließ. Den ersten Versuch machte er in seinem Wingolf mit der alcäischen Strophe, darauf mit verschiedenen choriambischen Maaßen, wie sie Horaz darbietet, der sie wieder dem Alcäus entlehnt hat. Es gelang Klopstock, seine Zeitgenossen sogleich für diese neuen Formen zu gewinnen, was aber nicht bloß seiner Gewandtheit und seinem guten Gehör für Rhythmus, sondern zugleich dem Inhalt und dem poetischen Ton zuzurechnen ist. Später versuchte er auch die sapphische Strophe, machte dabei aber eine Aenderung, die ohne irgend Vortheil darzubieten, eine offenbare Verschlechterung ist. Er brachte nämlich in jeder Zeile den Dactylus an eine andere Stelle, wodurch das Ganze unruhig und verworren wird und jede feinere Behandlung aufhört. Klopstock ging noch weiter, er versuchte sich auch in Jonikern a minori, wozu das Vorbild bei Horaz, und trat endlich auch als Erfinder lyrischer Strophen auf; ein Bestreben, worin er eben so oft glücklich als wiederum unglücklich gewesen sein möchte. Endlich bemächtigte sich auch auf lyrischem Gebiet seiner die Neigung zu möglichster Ungebundenheit und

*) Manches der Art hat Klopstock selbst in späteren Ausgaben verbessert, prosaisch schleppende Constructionen aufgelöst u. s. w., vergl. Lessing in den Litteraturbriefen I, 13 Br.

so erwuchsen jene gänzlich freien Metra oder richtiger Zeilen, die weder Reim noch Maaß, weder irgend eine Regel in der Zahl der Füße noch in ihrem Wechsel darbieten, welche leicht zu machen, schwer zu lesen, und ohne jeden andern Effect als den einer auf Stelzen gehenden Prosa sind. Was bequem ist, kann aber auf Nachfolge rechnen; hat doch selbst noch Goethe — aber nur für Stoffe, deren Inhalt es mehr entschuldigen mag, dieser Art von lyrischer Improvisation gehuldigt.

Dies alles zusammengefaßt, so bleibt Klopstock das unbestrittene Verdienst, den Deutschen die Fähigkeit ihrer Sprache, dem Vers rhythmische Bewegung zu geben, lebhaft zum Bewußtsein gebracht zu haben und zwar eben so sehr durch die unmittelbare Ausübung als auch durch vielfache nachdrückliche Aeußerungen. Er erkannte hierin einen Vorzug der deutschen Sprache vor allen anderen neueren Sprachen und wollte darin einen vorzüglichen Beruf derselben für lyrische Poesie erkennen. In der Schmähung des Reimes that er es den Bodmerianern gleich, in der Verehrung, man möchte sagen Anbetung des Rhythmus ging er aber weit über sie hinaus, so daß es oft scheint, als ob er nicht nur die ganze Stärke, sondern auch das ganze Wesen der Lyrik in die rhythmische Form gesetzt habe, welche mit ihrem Wechsel Ausdruck für alle Leidenschaften, für das Zarteste und Größte, für das Süßeste und Erhabenste darbiete. Machen doch Betrachtungen dieser Art einen großen Theil des Inhalts seiner Oden aus, in denen er immer wieder und mehr als der gute Geschmack und die wahre Poesie es ertragen kann, das Aeußere zum Innern erhebt; Worte und Betrachtungen, die man nur aus dem Munde des Grammatikers zu hören gewohnt ist, werden in hohem Odenton als Inhalt lyrischer Gedichte behandelt, und das Ganze reichlich versetzt mit eben so geschmackloser als widerwärtiger Selbstbespiegelung. In der Ode „Sponda“ besingt der Dichter nichts anderes als den Versfuß Spondeus, läßt aber daneben auch Dactylus, Pyrrhichius, Trochäus u. s. w. auftreten, nicht etwa scherzhaft, sondern ganz ernst und so lyrisch, als die Pedanterei es nur irgend gestattet. Obwohl Klopstock's Werke, als eines deutschen Classikers, in einer wohleingerichteten Haushaltung nicht füglich fehlen dürfen, so wird den Inhabern doch schwerlich bekannt sein, was man hierüber in den Oden lesen kann, und deshalb mag

Einiges hier eine Stelle finden. In der Ode an Johann Heinrich Voß singt Klopstock vom Reim und Maaß:

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl,
Doch auch des Silbenmaaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist, mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim gefahren!

Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaaß,
Allein des Reimes schmettender Trommelschlag
Was der? Was sagt uns sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Wer hätte je denken sollen, daß dergleichen Betrachtung sich in einer alcäischen Strophe vortragen lasse! Und wo bleibt die ganze Geschichte deutscher Poesie, wenn man plötzlich solches von dem Reim urtheilt! Und dann im Ferneren:

Dank euch noch einmal, Dichter! die Sprache war
Durch unsern Jambus halb in die Acht erklärt,
Im Bann der Leidenschaften Ausdruck,
Welcher dahin mit dem Rhythmus strömet.

Ganz im Gegensatz mit Gottsched, welcher, wie oben gezeigt wurde, auch das Italienische und selbst Französische des Maaßes für fähig hielt, eignet Klopstock mit besserem Recht diese Eigenschaft der deutschen Sprache allein und ausschließlich zu. In der nächstfolgenden Strophe:

Wenn mir der Ruf nicht fabelt, verschmähet selbst
Der Töne Land dies Neue, und dennoch ist
Die Sprache dort die muttergleichste
Unter den Töchtern der Romanide!

Zum Schluß noch einmal von dem reimenden Dichter, der die Anlage und den Vorzug seiner Sprache mit „Bewegung“ dem Gedanken zu folgen verkennt und „dies Gold nicht gräbt“ — die deutlichen Worte:

Des Guten mangelt viel ihm, des Schlimmern hat
Er viel. Und jetzo kommt die Begeisterung,
Gebeut! Schnell blutet sie vom Dolch des
Stammlers! ihr Auge verlischt, sie sinket!

So wird denn also der Reim als ein Stammeln und als der Tod der Begeisterung dargestellt, der reimlose Rhythmus dagegen als die ihr eigenthümlich zugehörige Schwungfeder. Es mag verzeihlich sein, wenn das Neue sich von Uebertreibung nicht fern hält, und vielleicht wirkte gerade diese maaßlose Einseitigkeit um so stärker auf die Zeit ein — es scheint aber auch die damalige Ansicht von Poesie und poetischer Begeisterung mit im Spiele zu sein, welche sich den Aufschwung wie einen plötzlichen Rausch dachte, wobei denn alle Kunstübung Improvisation sein mußte und die bequemsten Formen als die besten galten, wo nicht die pure Formlosigkeit wieder über alle den Sieg davon trug.

Es scheint, als habe Klopstock ein Bewußtsein gehabt, daß die neue Eigenschaft der deutschen Sprache mit ihrer unvermischten Reinheit im Zusammenhang stehe (vergl. z. B. das Gedicht Unsere Sprache), allein es fragt sich, ob er sich dies bis ins Einzelne klar machte, und ob er begriff, daß der trotz aller Zerstörung und Abschleifung immer noch der neuhochdeutschen Mundart verbliebene Reichthum an organischen Formen, d. h. an Beugungsorganen für Declination, Conjugation, Comparation u. s. w. den wahren Grund des neuerkannten Vorzuges ausmache. In der That steht die deutsche Sprache auf dem großen Entwickelungswege, welchen, wie es scheint, alle Sprachen im Lauf von Jahrhunderten zu durchlaufen haben, nämlich auf dem Wege, welcher von einem großen und fast überflüssigen Flexionsreichthum ausgeht, und bei völliger Nacktheit der Stämme und, an Stelle der Flexion, einem Maximum von gesondert dastehenden Verhältnißwörtern und Hülfsverben ankommt — gegenwärtig gerade auf einer glücklichen Mitte, welche eben macht, daß sie ebenso gut mit den neueren Sprachen im Reim, als wiederum mit den Alten in feineren rhythmischen Maaßen sich bewegen kann. Wäre Klopstock dies klar geworden, so hätte er freilich seine Gallenergüsse gegen den Reim sich ersparen dürfen.

Klopstocks innere Entwickelung.

Klopstock der Dichter hat auch die Grundsätze, nach denen er arbeitete, mehrfach zum Gegenstand der Betrachtung gemacht, in zwei Abhandlungen spricht er sich in ziemlicher Ausführlichkeit darüber aus. Allein diese Abhandlungen sind zu einer Zeit geschrieben, wo schon ein beträchtlicher Theil des Messias vollendet war und die Praxis schon bei ihm feststand. Seine Theorien kamen deshalb nicht sowohl ihm selbst, als vielmehr seinen Nachfolgern zu Statten, wie wir noch Gelegenheit finden zu sehen.

Klopstock publicirte in dem 2. Bande der Copenhagner Ausgabe seines Messias (1755) eine Abhandlung: „Von der Nachahmung des griechischen Silbenmaaßes im Deutschen", auf welche Lessing sogleich einen Werth legte — und doch steht der Aufsatz auf schwachen Füßen, aber freilich, die Sache ist auch in ihrer Kindheit. Der Dichter redet sehr im Allgemeinen seinem Vers das Wort, er empfehle sich durch Mannigfaltigkeit und verschiedenen Ausdruck. Wir hätten im Deutschen zwar Mangel an Spondeen, könnten sie aber durch Trochäen ersetzen; der Trochäus habe sogar seine Vorzüge, denn, was in der That sehr beachtenswerth ist, so lange man deutsche Hexameter machen wird, er gebe dem Vers mehr Leichtigkeit. Endlich gedenkt er auch der freieren Periodirung, welche der Hexameter zulasse; er führt zum Beweise eine Stelle aus Virgil an, und sagt: „Da wir uns diesem feurigen Klange, dieser Fülle der Harmonie durch Nachahmung nähern können, so begreife ich nicht, warum wir es, besonders in größeren Gedichten, die auch in der Nebenausbildung Anstand und Männlichkeit erfordern, nicht thun sollen." —

Wiederum publicirte Klopstock mit dem dritten Bande seines Messias (1768) einen Aufsatz: „Vom deutschen Hexameter, aus einer Abhandlung vom Silbenmaße." Er ist dialogisch abgefaßt und steht seinem Inhalt nach auf einer andern und viel höhern Stufe. Wir

finden den Dichter in seiner Ueberzeugung ungleich fester, in seiner Einsicht ungleich geklärter und bestimmter. Rhythmisch und prosodisch bemerken wir einen wesentlichen Fortschritt. Er schreibt männliche anapästische Einschnitte vor und bekämpft den gefährlichen Amphibrachys. Hiermit nun fängt eigentlich der Hexameter erst an, der sich bisher an die Tradition amphibrachischer Verse im Deutschen anlehnen mußte, und davon wesentlich bedroht war. Klopstock emancipirte ihn jetzt, stellte ihn als selbstständiges Maaß hin. Die deutsche Sprache, wenn ein Dichter sie nur verstehe, eigne sich besser für den Hexameter als für Opitzens Verse. Er giebt sogar dem deutschen Hexameter noch einen Vorzug vor dem griechischen, hinsichtlich der Mannigfaltigkeit; der griechische habe nur zwei zulässige Versfüße, den Dactylus und Spondeus, der deutsche aber deren drei, nämlich den Trochäus noch daneben. Wenn letzterer den Vers leicht machen soll, so müßte durch die dactylischen Füße noch mehr Behendigkeit gewonnen werden und namentlich bei anapästischen Cäsuren sei Leidenschaftlichkeit zu erreichen, dagegen durch den Spondeus Gewicht, Feierlichkeit. Der Unterschied gegen die frühere Ansicht besteht überhaupt darin, daß jetzt viel angelegentlicher von Spondeen die Rede ist. In jener ersten Abhandlung war der Dichter noch der Meinung, die deutsche Sprache habe nur eine geringe Zahl von Spondeen, und von ihnen sei kein rechter Gebrauch zu machen; jetzt eignet er ihr Spondeen in hinreichender Menge zu, jetzt weiß er von ihnen einen trefflichen Vortheil zu ziehen. Wir finden hier nämlich eine ganz veränderte Ansicht von deutscher Prosodie zu Grunde liegend; ich sage zu Grunde liegend, denn deutlich spricht sie sich auch hier noch nicht aus. Den wichtigen Gegenstand, der noch keineswegs seine gebührende Beachtung gefunden, einer besonderen Erwägung vorbehaltend, heben wir hier nur heraus, daß dem auch eine ganz verschiedene Praxis in den früheren und späteren Gesängen des Messias entspricht. In dem ersten bis fünften Gesange hatte Klopstock, der überlieferten Praxis und dem Gehör folgend, ganz arglos Stammsilben, welche nicht den Hauptaccent haben, z. B. die Endsilben in den Wörtern: Unschuld, Abgrund, Vaterland, Ungestüm u. s. w. als Kürzen gebraucht, also die ersten beiden für Trochäen, die andern aber für vollkommene Dactylen genommen, woher es denn auch kommt, daß ihm damals die Sprache

wenig Spondeen zu besitzen schien. Von dieser Ansicht kam er aber in späteren Gesängen, namentlich vom elften ab, zurück; von hier ab übte er eine neue Prosodie und demgemäß auch Verskunst aus, welche er so viel als möglich bei neuen Ausgaben auch in die ersten Gesänge übertrug, — jedoch nicht so, daß von der früheren ganz anderen Behandlung jede Spur verwischt wäre. Jedenfalls liegt hier innerhalb der Messiade selbst ein wichtiger Wendepunkt, der auch ohne alle Erläuterung hätte erkannt werden müssen. Aber merkwürdiger Weise war hier Klopstock durch fortschreitende Kunst nur auf den Punkt gekommen, den Gottsched schon vor dem Erscheinen der Messiade gezeigt hatte, indem er in seiner kritischen Dichtkunst Wörter wie Großmuth, Vortrag u. s. w. für Spondeen erklärte. Allein die Praxis mußte ihren eigenen Weg gehen und vielleicht war nicht zu verlangen, daß Klopstock sich von vorn herein nach einer Theorie richten sollte, die noch nicht ins Gehör übergegangen war. Er kam erst nach und nach darauf. Gleichwohl ist das Gehör von Klopstock's Zeitgenossen hierin ihm nicht gefolgt und viel weniger zart geblieben. Man hat sich Klopstock's Erfahrungen und Lehren keineswegs zu Nutz gemacht, wie man gesollt hätte. Die Schweizer sind nach wie vor auf jenem alten Standpunkt verblieben, Bodmer hat in der neuen Ausgabe seiner Noachide eine gänzliche Umarbeitung gegeben, aber vom prosodischen und metrischen Gesichtspunkt ist die neueste Gestalt um nichts besser als die älteste; er hat nicht das Kleinste begriffen von Klopstock's großen Fortschritten. Leider muß man dasselbe sagen von Wieland's hexametrischen Jugendarbeiten, die sonst ihrem Inhalt nach immer noch von Werth sein würden. Selbst Goethe und Schiller ließen sich Klopstock's große Errungenschaft entgehen, und jener ist erst von Voß ganz spät zu einiger feineren Cultur gemahnt worden. Wie schlimm, wenn die sogenannten Classiker in prosodischer Behandlung der Sprache und in rhythmischer Ausbildung hinter ihrer eigenen Zeit zurückstehen, so daß sie, wo es die Nachbildung griechischer Maaße gilt, uns schon jetzt als veraltet erscheinen müssen. In gleicher Weise sind sie freilich auch in Rücksicht auf die Behandlung des Reimes bedroht, wo nämlich das Studium des Altdeutschen zu ungleich größerer Strenge und Reinheit geführt hat. Man ersehe daraus, wie mißlich es ist, den Begriff des Classischen auf eine lebende Litteratur anzuwenden und ihn

von einer so unlängst vergangenen Periode geltend machen zu wollen! Aber bei dem jungen Geschlecht trug Klopstock's innere Entwickelung ihre vollständigen Früchte, und erst bei der Uebersetzung, im Angesicht der Alten, sollten die neuen Grundsätze ihre Befestigung und Läuterung erfahren; hier wo man das Vorbild vor Augen hatte, konnte sich am besten zeigen, wie nahe den alten Sprachen zu kommen sei und wie mit demselben Inhalt in derselben Form sich die neuere Sprache zu benehmen habe.

Klopstock selbst war kein Uebersetzer, sondern ein selbstständiger Dichter, er würde auch schwerlich Geduld, Ausdauer, Sorgsamkeit genug gehabt haben, um seine Grundsätze hier anzuwenden und nach ihnen wirklich gut zu übersetzen. Er hat es indessen doch versucht — in seinen dramatischen Gesprächen. Er übersetzt hier kleinere Stücke aus Homer und Virgil: sehr beachtenswerth, allein sie verlieren beträchtlich an Werth durch die Jahreszahl. Diese Gespräche sind nämlich vom Jahr 1794 und da hatten Stolberg, Voß u. A. schon viel übersetzt und befanden sich schon in einer geordneten Bahn; Voß besaß damals schon Selbstständigkeit. Indeß da es Klopstock ist und da er hier ausnahmsweise übersetzt, so wird er mit einer kleinen Probe doch wohl zu hören sein. Ich wähle die berühmte Stelle des Virgil von der Weltherrschaft Roms: Excudent alii spirantia mollius aera:

Andere mögen athmendes Erzt gerundeter gießen,
Mögen denn bilden in Paros Stein die Gebehrde des Lebens,
Schöner reden vor dem Gericht, des Himmels Bewegung
Mit dem Zirkel bezeichnen, verkündigen kommende Sterne:
Dein sei, Römer, daß du die Nazionen beherrschest,
(Hier sei du der Künstler!) des Friedens Sitte gebietest,
Dessen schonst, der gehorcht, mit dem Stolzen siegend es endest.

Gelungener scheint mir eine andere Stelle aus Virgil: Quatuor hic invectus — andere haben zu viel vom Stil der Messiade und zu wenig von dem des Originals.

Anfänge deutscher Uebersetzerkunst.

Man kann ein dichterisches Kunstwerk nicht anders übersetzen als in einer künstlerischen Form. Wie hier das Original einer solchen nicht entbehren kann, so darf auch die Uebertragung davon nicht abstehen. Prosaische Uebersetzungen poetischer Werke können nur da gelten, wo es zunächst nur auf ungefähre Kenntniß des Inhalts ankommt, auf Anlage, Zeichnung der Charaktere, kurz auf die Grundlage, den Umriß, höchstens den Knochenbau. Allein das wahre Leben hängt innig mit der Form und ihrer künstlerischen Behandlung zusammen, jenes muß verloren gehen ohne diese. In der Prosa kann man nicht einmal, ohne geschmacklos zu werden, die poetische Sprache wiedergeben, denn sie motivirt sich erst durch das Maaß; es wäre ein Tanz ohne Musik. Vollends sind Ton und Stil unerreichbar, sobald man von der metrischen Form absehen will. Die Vertheilung der Massen ist selbst bedingt durch Abschnitte des Maaßes, durch Vers und Strophe; durch den Charakter des Maaßes ist die größere Breite oder Kürze, Erhebung oder Herablassung, Pathos oder Traulichkeit gegeben und jede Construction die der Dichter wählt, Satzbau und Periode, Beiwort und Verknüpfung, das alles ist in untrennbarem Zusammenhange mit der Versart, das eine erst durch das andere begreiflich und genießbar — und wie viel wahrer künstlerischer Geist, wie viel unmittelbare Eingebung liegt nicht in der Art, wie ein Meister mit seiner Sprache in dem Maaß einherschreitet, wie er mit Schwierigkeiten spielt und scherzt, wie er Nachdruck, Ernst, Kraft in beide haucht! Wollte man solcher Einsicht gegenüber noch Prosa-Uebersetzungen von poetischen Meisterwerken vertheidigen und begehren, so könnte es nur in dem Bewußtsein des Unvermögens geschehen, oder — gegenüber einer falschen Form.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in so unvergleichlicher Weise sich der Bildungstrieb der deutschen Nation regte, da trat

neben dem Erscheinen von eigenen Werken auch das lebhafteste Verlangen hervor, die gefeierten Kunstwerke anderer Nationen kennen zu lernen, um sie zu genießen, sich an ihnen zu bilden, mit ihnen zu wetteifern. Der Blick wendete sich jetzt auch besonders auf das Alterthum. Opitz und Gottsched hatten schon aus Griechen und Römern übersetzt, aber in Alexandrinern. In demselben Buch, in welchem Gottsched den reimlosen Hexameter empfiehlt, übersetzt er als Einleitung die Horazische Ars poetica, wenn man eine Uebertragung in ein ganz anderes Maaß, in ganz anderem Charakter und mit großem Zwange, noch Uebersetzung nennen kann. Er scheint bei seiner Empfehlung des Hexameters damals überhaupt noch gar nicht an Uebersetzung gedacht zu haben, weil ihm die Aufgabe unerreichbar schien, und erst im Jahr 1751, nachdem man mit nur allzugroßer Leichtigkeit so viele tausende von deutschen Hexametern gemacht, kam er mit dem Gedanken der Uebersetzung der Aeneide in gleichem Maaß und zwar, um noch mehr Kunst zu zeigen, zugleich mit Reimen. Aber weder er selbst vermochte dies auszuführen, noch irgend ein anderer, und es erschienen jetzt zunächst eine Reihe von prosaischen Uebersetzungen, eine des Sophokles von dem Schweizer Steinbrüchel*), eine andere von Euripides, von Theokrit u. s. w. Hat doch Heinse noch im Jahr 1776 eine prosaische Uebersetzung des Tasso und 1777 des Ariost geben wollen, man sehe die Proben im Deutschen Merkur.

Von Interesse ist es hierüber auch Lessing zu hören, der über eine unlängst erschienene Uebersetzung des Pindar, gleichfalls von einem Schweizer, in den Litteraturbriefen I, 31. Br. vom 5. April 1759, schreibt: „Ich weiß sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen sein werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prosa am treuesten sein kann, warum soll er sich das Joch des Silbenmaaßes auflegen, wo er es nicht sein kann.“ — Lessing vergißt hiebei freilich, daß das Silbenmaaß nicht sowohl ein Joch, als vielmehr das eigenthümliche Festgewand der Poesie ist, überdies in einer Meisterhand auch nichts weniger als ein Hinderniß.

*) Auch von Gotthold Lessing findet sich ein Fragment einer prosaischen Uebersetzung des sophokleischen Ajax. In Lachmann's Ausgabe Bd. 6, S. 366. Leider erfahren wir nichts über die Zeit, welcher sie angehört.

Es ist das Verdienst von Herder, damals zuerst wieder den Werth und die Bedeutung der poetischen Form erkannt zu haben. In den Fragmenten zur deutschen Litteratur (die ersten erschienen 1767) setzt er (II, S. 64) große Hoffnungen darauf, wie durch Homer ein Publicum könnte gebildet werden, und fährt dann fort: „Ich würde nicht gern Poesie und Hexameter bei dieser Uebersetzung vermissen, aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmack, sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsere Sprache und Poesie hinten bleibe.“ — In der That eine Aeußerung, welche für's erste nicht viel hoffen läßt und stark andeutet, daß bis zur Meisterschaft in Bewältigung der Originalform noch mancherlei Stufen zu durchlaufen seien. Und doch gab es damals schon Versuche von Uebersetzungen des Homer im Originalmaaß, welche freilich die billigsten Ansprüche nicht befriedigen konnten. Man darf annehmen, daß Herder sie gekannt habe, und daß ihre Beschaffenheit ihn zu dem Zusatz veranlaßte: „aber Hexameter im griechischen Geschmack.“ Schon im Jahr 1755 sind die ersten Anläufe solcher Homer-Uebersetzungen gemacht worden, von Bodmer und Wieland (Fragmente in der erzählenden Dichtart, Zürich) wahrscheinlich unter Klopstocks Einfluß, der in den Jahren 1750 und 1751 in Zürich verweilte. Es waren Bruchstücke aus der Odyssee, später, 1760, folgten der vierte und sechste Gesang der Ilias; 1763 versuchte sich denn auch Steinbrüchel in Hexametern an dem dritten Buche der Ilias — diese muß Herder gekannt haben, da sie der von ihm citirten Uebersetzung des Euripides beigedruckt ist.

Wir geben hier nur eine Probe aus der ersten vom Jahr 1755, in welcher der Eingang des vierten Buches also lautet:

Jetzo kamen sie in die geraume und prächtige Sparta,
Stiegen da vor des durchlauchtigen Menelaus Palast ab,
Diesen fanden sie, als er mit seinen Freunden und Dienern,
Ein hochzeitliches Fest beging, die doppelte Heirath
Seines Sohnes und seiner untadligen Tochter zu feiern.
Diese wollt' er des Reihendurchbrechers Archilleus Sohn schicken,
Denn er hatte vor Troja sie ihm zu geben verheißen,
Und die Heirath war droben im Rathe der Götter beschlossen.

Jetzo schickt' er sie ihm mit Wagen und Pferden, sie sollte
Zu der erhabenen Stadt des Myrmidons gehen, die Pyrrhus
Nun beherrschte. Die Braut von Alektors Tochter aus Sparta,
Die er dem Sohne freite, dem Megapenthes, den hatt' er
In den abnehmenden Jahren bei einer Sklavin gezeuget,
Als die Götter Helenen nicht mehr mit Leibesfrucht ehrten,
Lange hernach, als diese ihm Hermiden geboren,
Die mit der Schönheit der goldenen Aphrodite geschmückt war.

Die Schwäche dieser Arbeit läßt sich nicht verhüllen, sie ist ohne Stil, ohne Erhabenheit und Adel des Ausdrucks, schleppend und unmündig im Satzbau, lahm und gebrochen im Verse, endlich principlos sowohl in der Prosodie des Deutschen als auch in der Behandlung der griechischen Namen, bei denen noch die französische der Zeit genehme Betonungsweise durchklingt. Aber es war ein Anfang, und mit ihm eine Bahn gebrochen; gerade die Leichtigkeit der Arbeit munterte zur Nachfolge auf, und machte, daß die Versuche nicht vereinzelt blieben. Wir begegnen von hier ab in der Schweiz einer ausgedehnten Uebersetzerfabrik, die in der Leistung um keinen Schritt vorwärts kam, das Unförmliche nicht ablegte, sondern nur noch mehr ins Rohe und Eilfertige verfiel — worin aber zugleich das wachsende Interesse des Publicums für dergleichen Producte sich abspiegelt. Man ließ für's erste wieder das Griechische, man übersetzte nicht Hexameter mit Hexametern, sondern zog vor, aus neuern Litteraturen und modernen Maaßen in die neuerworbene Form umzusetzen; man glaubte hier mehr in der Klopstockischen Freiheit schalten zu können und hatte in seinem Messias ein näher liegendes Vorbild.

Die älteste Uebersetzung dieser Art ist sehr wahrscheinlich die bereits 1757 zu Basel erschienene, von englischen Dichtern, welche den Titel führt: „Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischer Dichter: als Prior's Salomon, Popes Messias, Young's jüngster Tag, Glover's Leonidas. Welchem annoch angefügt sind: Popes Versuch von dem Menschen und dessen Hirtengedichte. Alles seiner Vortrefflichkeit wegen in deutschen hexametrischen Versen übersetzt". Lessing ergeht und ergötzt sich in den Litteraturbriefen II, 39. Br. über die Schlechtigkeit dieses Fabrikats, und namentlich der hexametrischen Verse.

„Es ist“, sagt er, „als ob der Verfasser sich das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einziges Mal zu beobachten. Er geht durch alle möglichen Veränderungen der Scansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie andres als von ohngefähr und mit einem Fehler.“ Die Beispiele, welche er giebt, sind in der That schreckenerregend, und verdienen als ein Maximum dessen, was sich nach dieser Seite hin leisten läßt, allerdings auch hier eine Stelle, und zwar um so mehr, als dies Werk es vorzugsweise zu sein scheint, worauf Gottsched's angeführtes Urtheil und seine Sinnesänderung sich bezieht. Sie lauten:

Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmet,
Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich ist, Treue zu; und er schwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit gesprochen.
Unsre beiderseitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschaalen,
Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel und schrieben
Was wir feierlich gesprochen, in die ewige Rolle.

Es ist noch anzuführen, daß um diese Zeit auch ein Bruder Klopstock's einen neuen Versuch mit der Uebersetzung eines Stücks der Ilias machte, der in Beziehung auf Vers und Prosodie allerdings den Vorzug verdient, sonst aber auch als noch sehr jugendlich und schwach erscheinen muß. Er findet sich in der Zeitschrift „Der Greis“, (Bd. 9, Stück 107) und hebt an, wie folgt:

Singe, Göttin, den Zorn Achilles des Peleiden,
Der in tausendfach's Weh Achajas Völker versenkte,
Schaaren gewaltiger Krieger hinab erschlagen zum Orkus
Stürzt', und den Hunden den Held und des Adlers Klauen zum Raube
Hingeworfen, gab; Zeus Rathschluß ging zur Vollendung;
Denn er erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme
Zwischen der Könige Haupt, Agamemnon und zwischen Achilles.

Mit solchen Proben konnte noch nicht einmal die Möglichkeit einer hexametrischen Homer-Uebersetzung bewiesen werden, und es verdient

Beachtung, daß gerade um diese Zeit der Zweifel wieder die Oberhand gewann.

Herder, der für den deutschen Homer so sehr den Hexameter gewünscht hatte, fing an (Kritische Wälder, erstes Wäldchen, 15 — vom Jahr 1769) wieder die prosaische Uebersetzung zu empfehlen, zumal wenn Meinhard sich am Homer versuchen wolle. Aber Herder commentirt hier nur Lessing's Laokoon, der (S. 143, 181) dafürhielt, eine deutsche Uebertragung des Homer in gleicher Form, ja überhaupt eine Uebertragung, sei kaum möglich — Homer habe eine andere Wortfolge, welche einen ganz anderen poetischen Stil bedinge, und dem lasse sich im Deutschen nimmermehr nachkommen. Homer könne in seiner Sprache sagen: „Runde Räder, eherne, achtspeichichte" — das könne die deutsche nicht. Allerdings konnte sie es damals nicht; aber bequem kann sie es jetzt. Dies ist ein Punkt, der in unserer Betrachtung hauptsächlich zu betonen ist, denn er enthüllt nach zwei Seiten hin den ganzen Stand der Sache: man mußte sich erst an eine viel dreistere und freiere Behandlung der Sprache gewöhnen, ehe von wahrer Uebersetzung aus den alten Sprachen die Rede sein konnte; anderntheils sind es gerade diese Uebersetzungen, welche in ihrem weiteren Verlauf der deutschen Sprache jene Gelenkigkeit verschafft haben, die ihr nunmehr auch bei ihrer eigenen und freien Bewegung zu Statten kommt.

Als Beweis, wie sehr auf solche Autoritäten hin, wie Lessing und Herder, in den ersten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich die Ueberzeugung von der Unübersetzbarkeit des Homer verbreitet hatte, ist noch eine zu Leipzig erschienene Dissertation von Leske vom Jahr 1772 anzuführen, welche den Titel hat: Homeri versionem Germanicam non esse probandam — eine Ueberzeugung, welche uns erst den Schlüssel für die nächstfolgenden Bestrebungen giebt.

Zachariä.

Nicht als ob man den Hexameter in Deutschland aufgegeben hätte; im Gegentheil, er fand immer mehr Freunde und Verbreitung, sowohl in eigenen Productionen, als auch in Uebersetzungen. Nur waren es keine Uebersetzungen des Homer; Homer und die Alten ruhen einstweilen, es tritt eine Pause ein; man schien zu fühlen, daß man der Aufgabe noch nicht gewachsen sei, daß, um von abgerissenen Proben zu einer wirklichen Uebersetzung des Homer überzugehen, man sich noch erst in leichteren Vorarbeiten zu bilden habe — eine Erkenntniß, die schon als Fortschritt begrüßt werden muß und nach Kurzem höhere Leistungen verspricht.

Zachariä übte den Hexameter erst in Werken eigener Erfindung, in den Tageszeiten (1757), ein Werk, in dem das Vorbild von Thomson's Jahreszeiten nur allzu erkennbar bleibt. Dennoch erscheint dasselbe nicht ohne poetisches Verdienst und so wenig die Form den höheren Anforderungen genügt, so ist sie wenigstens leicht und fließend. Darauf wandte er sich der Uebersetzung des Milton zu. Dieser war Klopstock's Vorbild gewesen; die Deutschen hatten ein Verlangen, dasselbe kennen zu lernen. Zachariä wählte für die Uebertragung nun das Maaß der Messiade, welches schon eingebürgert schien als Form für das geistliche Epos. Milton's Maaß hätte sich freilich leicht im Deutschen wiedergeben lassen; aber einem Gottschedianer durfte es billig zu kahl, zu formlos erscheinen; dann aber scheint man damals auch ein eigenthümliches Interesse gehabt zu haben, ausdrücklich das gleiche Metrum zu meiden, weil nämlich mit diesem zugleich ein Maaßstab für die Treue gegeben war, ein Maaßstab, den man fürchtete, dessen Entscheidung nur zu leicht dem Verfasser, dem Bearbeiter nachtheilig werden könnte. Ich vermeide ausdrücklich das Wort Uebersetzer, weil aus dieser ganzen Stellung nur zu deutlich hervorgeht, daß von eigentlicher Uebersetzung in unserem Sinne noch der wahre Begriff fehlte;

allein man wollte doch ſchon etwas mehr als jene erſten proſaiſchen Ueberſetzungen, man begnügte ſich nicht mit dem Inhalt, man wollte ſogleich eine poetiſche Form. Man ging auch hierin noch weiter als Opitz und Gottſched in ihren Verſuchen, man wollte nicht eine fremde, eine andere moderne Form, ſondern eine möglichſt allgemeine, eine außerhalb der Mode und Nationalität ſtehende; dieſe glaubte man im Alterthum zu finden und den Hexameter hatte man ſchon mit großer Flüſſigkeit zu handhaben gelernt. Der Standpunkt und die Auffaſſung iſt ungefähr eine ähnliche, als wenn man moderne Portraits mit antikem Gewande giebt.

Wir ſollten nun denken, daß man von hier aus ſehr bald dazu gekommen ſein werde, auch aus den Alten, alſo etwa Homer und Virgil, in Hexametern zu überſetzen. Wir finden uns darin getäuſcht. Auch hier war noch erſt ein ähnliches Mittelglied nöthig; die Aufgabe der Ueberſetzung in gleicher Form war noch zu ſchwierig, die Controle zu läſtig, ſelbſt für den geſchulteſten Meiſter der damaligen Zeit. Auf dieſen gehen wir jetzt über.

Bürger.

Man weiß mit wie unsäglicher Mühe Bürger, dem man bei der sonstigen Zerrissenheit seines Lebens eine solche Strenge gar nicht zutrauen sollte, durch den ausdauerndsten eisernsten Kunstfleiß jene Meisterschaft in der Handhabung der deutschen Sprache erworben, daß er frei mit den schwierigsten Maaßen zu spielen schien, ein Vorzug, worin keiner seiner Zeitgenossen ihm gleich oder auch nur nahe kam. Er wählte für die Uebersetzung des Homer eine andere Form, nur darum, weil sie ihm leichter und der deutschen Sprache angemessener erschien: den fünffüßigen, reimlosen Jambus, also Milton's Blankvers. Wie sonderbar also: die Deutschen hatten den Milton in Homer's Form übersetzt, und jetzt, um das Gleichgewicht herzustellen, sollte Homer in Milton's Versen übersetzt werden.

Bürger gab die ersten Proben seiner jambisirten Ilias im ersten Stück des Deutschen Museums, dann fernere im Deutschen Merkur, beides von 1776 *). Hierauf gestützt, bot er eine Subscription an; fände sie Anklang in Deutschland, so wollte er sich an das Werk machen, das damals als ein großes und ungeheures erscheinen mußte. Er hätte unter dem gewöhnlichen Lesepublikum auf wenig Antheil rechnen dürfen, allein jener Kreis von hohem Ruhm, der sich in seinen Hauptgliedern, Wieland und Goethe schon in Weimar gebildet hatte, widmete dem Unternehmen das wärmste Interesse und wußte dieses auf die Fürstenfamilie zu übertragen. Schön und edel sind die Worte, mit denen Goethe, denn kein anderer als Er ist das unterschriebene G., das Unternehmen begrüßt, des Autors Anfrage an das Publikum

*) Noch um 5 Jahre früher hatten schon in Klotzen's Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. VI, S. 1 — 41, einige Fragmente einer Bürger'schen Homer-Uebersetzung gestanden, die aber damals gar keine Aufmerksamkeit erregten, und welche der Verfasser jetzt selbst für eine Jugendarbeit erklärt.

beantwortet und demſelben das ſehr ermunternde Reſultat ſeiner Werbungen mittheilt. Er ſagt bei dieſer Gelegenheit: „daß Bürger Dichter iſt, ſind wir Alle überzeugt, daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als Einer, der ſelbſt die größten epiſchen Anlagen hat, konnte man auch ſchon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende ſtrebend wird, ſieht man mit Einem Blicke auf die Ueberſetzung, mit zehn Verſen in dem Originale verglichen, darum wünſchen wir, daß er in guten Humor möge geſetzt werden, fortzufahren; daß er nicht Belohnung ſeiner Arbeit, denn die belohnt ſich ſelbſt; ſondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffriſchung ſeines bürgerlichen Zuſtandes vom Publico erhalten möge. Denn es wird ſich ſo leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühle ſo viel Liebe zu dem Werke eines Andern faſſen mag, und der glückliche Ueberſetzer ſo viel Thätig- und Stätigkeit habe, um der ſtandhafte Ueberſetzer zu werden. Er fahre fort und mit Freude der Jugend; pflege Rath über ſein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut, laſſe ſich durch keine Kleinelei hindern, und wie ſie ſagen, zurechtweiſen; ſtrebe nach der goldenen, einfachen, lebendigen Beſtimmtheit des Originals; kurz, er thue das Seinige*)!“

Dieſes Urtheil Goethe's ſtützt ſich außer Bürger's eigenen poetiſchen Leiſtungen auf die beiden Proben, im Deutſchen Muſeum und im Deutſchen Merkur. Bürger ſagt ausdrücklich, er habe dort keine beſonders intereſſante Stelle hervorheben wollen, ſondern die ſpröde Schilderung einer Schlacht (aus dem fünften Geſang): wer mit dieſer fertig werden könne, werde es auch mit anderen. Für den Merkur

*) Bürger hatte freilich bei der Ankündigung im Deutſchen Muſeum dem deutſchen Publikum die Piſtole auf die Bruſt geſetzt, indem er ſagte, er ſei nicht gewillt, ſeine Arbeit für den Buchhändlerlohn von zwei Gulden (für den Druckbogen) fortzugeben, ſondern werde ſie lieber zerreißen und er ſei der Mann um ſein Wort zu halten. Die Proben müßten aber genügen, denn wer einmal das Hufeiſen zerbreche, werde es auch öfters können. So war damals das deutſche Publikum — ob jetzt viel beſſer? — Der Herzog von Weimar ſubſcribirte mit 20 Louisd'or, die übrigen Mitglieder der fürſtlichen Familie ein jeder mit 10 — „als einen freiwilligen freundlichen Beitrag, ohne dafür ein Exemplar zu verlangen und begnügen ſich, wenn die Ueberſetzung auch im Ganzen ihrer Hoffnung entſpricht, zu etwas Ungemeinem mit Anlaß gegeben zu haben“.

wählte er den sechsten Gesang, der auch mit einer Schlachtschilderung beginnt. Es scheint angemessen, hier eine Stelle, den Anfang, herzusetzen:

Befohlen blieb jetzt die empörte Schlacht
Der Troer und Achäer sich allein.
Gewaltig wüthete, bald hie, bald da,
In dem Gefilde zwischen Simois
Und Xanthus Wogenströmen das Gefecht.
Die ehrnen Lanzen fuhren hin und her.

Und Ajax Telamonius, der Schirm
Der Danaer, zerriß der Troer Reihn
Zuerst, und brach den Seinen lichte Bahn,
Sein Lanzenwurf traf einen Kriegesmann,
Den Hühnen Akamas, Eussors Sohn,
Den rüstigsten der Thracier, und traf
Ihn in den Roßbuschhelm und in die Stirn.
Die ehrne Spitze fuhr den Schädel durch;
Und Dunkel überzog sein Angesicht.

Drauf Diomed, gewaltig in der Schlacht,
Erlegte den Arylus, Ruthra's Sohn,
Den Sassen in der schön erbauten Burg
Arisba. Güterselig, und ein Freund
Der Menschen, nahm er gastlich Jedermann
In seiner Wohnung, hart am Heerweg, auf.
Doch Keiner war und sprang anjetzt ihm bei,
Und wendete den grausen Untergang.
Sammt seinem Knappen, dem Kalasius,
Dem Führer des Gespanns, entseelt' er ihn;
Und beide stürzten in den Sand dahin.

So einfach und anspruchslos diese Verse auch erscheinen, so wird darin eine energische Meisterhand nicht verkannt werden können. Leben und Schönheit des Originals haben nicht gelitten, wohl aber Ton und Charakter. Der Bürger'sche Vers hat etwas Abgebrochenes, Trotziges, Ungeduldiges, ungestüm Fortdrängendes, und das ist in allen Stücken das Gegentheil von dem homerischen, denn der ist weich, milde, breit

und ruhig hinfließend, wie ein großer Fluß in der Nähe des Meeres. Die Zeitgenossen Bürger's scheinen hievon auch ein Gefühl gehabt zu haben, wenn sie sich desselben auch nicht klar bewußt wurden; wenigstens sah sich Bürger alsbald genöthigt, die von ihm gewählte Form zu vertheidigen. Er that dies in einem sehr interessanten Aufsatz, welcher den Titel führt: Bürger an einen Freund über seine teutsche Ilias — im Oktober-Heft des Deutschen Merkurs von 1776. Bürger faßt hier das Pro und Contra erstlich in einen Dialog und spricht dann zusammenhängender in eigner Person. Dort macht sein Vertheidiger besonders geltend, daß Bau und Anlage der deutschen Sprache ganz anders sei als der griechischen — „und wollen Sie, daß eine Sprache, die weit weniger und ganz andere Gelenke hat, einer Sprache, die ganz und gar Gelenk ist, ihre Zauberkünste nachmache? — Wozu um's Himmels willen jene Prostitution für sie selbst? Wozu die Nichtbefriedigung und das Mißvergnügen für den Zuschauer? Der Grieche tanzet Heldentanz; der Teutsche, der das nicht kann, schreitet dafür Heldenschritt. Kommt nur jeder auf seine Weise an's Ziel" — u. s. w. Dann macht er besonders geltend, daß das von ihm gewählte Maaß keineswegs so einförmig sei, als es scheine, daß es in Ansehung des bald männlichen, bald weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederschwungs großer Mannigfaltigkeit fähig sei und überhaupt geeignet, dem Homer in allen seinen Schönheiten nachzufolgen. Er will es durch neue Proben darthun und giebt allerdings Stücke von schönem und kräftigem Wurf, von denen nach beiden Seiten hin nur in noch höherem Maaß gilt, was wir von den früher angeführten urtheilen mußten. Als besonders entscheidend gilt ihm die Scheltrede Hektors gegen Paris, welche er so verdeutscht:

Und Hektor sah's und fuhr ihn scheltend an:
Elender Wicht, mit aller Wohlgestalt!
Nichts als Verführer, nichts als Weibergeck!
Daß du doch nie geboren, oder doch
Nur ehlos wenigstens gestorben wärst!
Das wollt' ich, das! Weit besser wär's als so
Vor aller Welt ein solches Schandmal sein.
Ha! welche Lache der Achäer nun
Erheben wird, der ob der Schönheit dich

Für Troja's tapferſten Verfechter hielt!
Dich' dem's doch ganz an Muth und Kraft gebricht!
Ha! warſt du der, als du Gefährten warbſt,
Mit Reiſeſchiffen durch das Weltmeer fuhrſt,
Keck unter fremdes Volk dich niſtelteſt,
Und eine Schöne, eine Heldenbraut,
Hinweg dem Axiſchen Gefilde ſtahlſt?
Zum Unfall deinem Vater, Staat und Volk,
Zur Schadenfreude deinem Feind, und dir
Zur Schande ſtahlſt? Ha, ſollteſt du nicht nun
Dafür dem tapfern Menelaus ſtehn?
Du würdeſt inne werden, du! weß Manns
Jungblühende Gemalin du geraubt!
Nichts frommen möchte dir dein Zitherſpiel,
Nicht alle Gaben Cythereens, nichts
Dein Lockenſchmuck, nichts deine Wohlgeſtalt,
Wenn du hinab in Staub getreten wärſt.
Dein Glück, daß zu verzagt die Troer ſind!
Sonſt hätten ſie für all das Ungemach,
Das du auf ſie geladen haſt, dir längſt
Ein Kleid von Gaſſenkieſeln angelegt.

Bürger giebt dieſe Probe, um dann fortzufahren: „Sollt' es wohl möglich ſein, ſolche Stellen in Hexametern zu verteutſchen? — So weit ich poetiſches Vermögen beſitze, oder nur an höheres Vermögen Anderer hinaufſehen kann, glaube ich, daß Einer ſeine und Homer's Schande an Hexametern arbeiten werde.“ — Außer dieſem praktiſchen Beweiſe gab der Ueberſetzer aber zugleich noch eine theoretiſche Erörterung, welche allerdings der Beachtung werth iſt, und auf welche wir an einem andern Orte noch in gebührender Ausführlichkeit zurückkommen. Er hielt die deutſche Sprache nicht geeignet für eine der griechiſchen nachgebildete Metrik, weil ſie den Unterſchied langer und kurzer Silben nicht kenne. Sie habe hier eine viel complicirtere Abſtufung; er unterſcheidet dreierlei Kürzen und dreierlei Längen, ſo daß er alſo eine ſechsfache Abſtufung bekommt. Damit könne man wohl Jamben bilden aber nicht Hexameter.

Bürger's Jambus iſt hier aber völlig der Milton'ſche Blankvers,

welcher ſich noch in Ton und Charakter ſehr weſentlich von unſerem heutigen fünffüßigen Jambus unterſcheidet, wie er in Goethe's und Schiller's Dramen herrſcht. Dieſer letztere iſt der Vers Shakeſpeare's; er hat abwechſelnd und ganz nach Belieben männliche oder weibliche Ausgänge, der Vers Milton's dagegen kennt nur die männlichen. Jener iſt bequemer, weicher, läßt eine leichtere und freiere Periodirung zu und ſteht der natürlichen Rede ungleich näher; jener iſt vielleicht ernſter, aber auch um eben ſo viel ſpröder und unruhiger. Neuerdings würde man ihn wohl gar nicht mehr in deutſcher Sprache anwenden können, weil er eine unglückliche Mitte hält zwiſchen dem alten Trimeter und dem dramatiſchen Jambus, indem er weder die Strenge und kunſtmäßige Ausbildung von jenem, noch von dieſem die Freiheit, die Geſchmeidigkeit und den Fluß hat. Es kann leicht ſein, daß gerade Bürger ſich von jener Scheltrede verführen ließ, für welche ſich ſein Vers ausnahmsweiſe zu eignen ſcheint, beſſer als für jede andere homeriſche Scene. Dazu kommt, daß ſein Naturell ihn hier auch etwas in eine tiefere Region hinabzog, als in welcher der homeriſche Geſang ſich bewegt. Das erſte was man damals erſtrebte, war Lebendigkeit; Erhabenheit lag fern, was man am wenigſten damals begriff und empfand, war die höchſte und weſentlichſte epiſche Eigenſchaft: der Stil.

Bodmer.

Aber so stark sich auch Bürger ausgedrückt hatte, so vermochte er doch Andere nicht von dem abzuschrecken, was ihm als unerreichbar erschienen war. Bürger war nach zwei Jahren mit seiner Arbeit noch nicht von der Stelle gerückt, und da, 1778, erschien, zu gleicher Zeit vom äußersten Norden und äußersten Süden, wo deutsche Zunge geredet wird, hier die ganze Ilias und dort sogar der ganze Homer in deutschen Hexametern: Dieser von einem Veteranen deutscher Litteratur, jener von einer aufstrebenden jungen Kraft, beide im Zusammenhange mit Klopstock.

Wir betrachten zuerst Homer's Werke, aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide, in zwei Bänden, von denen der erste die Ilias, der andere die Odyssee enthält — eine Arbeit, welche als der Abschluß jener oben erwähnten schweizerischen Bestrebungen anzusehen ist. Neue Principien und eine veränderte Technik des Versbaues wird man wohl kaum erwarten; der große Umfang der Aufgabe konnte schwerlich zu mehr Sorgfalt auffordern, als sich in den vorausgehenden Proben vom Jahr 55 und 60 zeigte, und wenn man nicht nach bessern Grundsätzen verfuhr, konnte auch die längere Uebung höchstens zur Manier, aber niemals zur Meisterschaft führen.

Ich hebe den Anfang des ersten und vierzehnten Buchs der Odyssee heraus, weil ich weiterhin noch andere Proben von eben diesen Stücken zu geben gedenke, mit denen der Vergleich erwünscht sein kann.

Erster Gesang.

Gieb mir Muse, den Mann voll weiser Liste zu singen,
Der so lange herumgewallt, nachdem man die Mauern
Troiens geschleift; der Länder und Staaten der sterblichen Menschen
Und die verschiedenen Sitten gesehn. Sein fühlendes Herz hat
Auf dem stürmischen Meer viel Jammer erlitten, sein Leben

Hätt' er für nichts geachtet, um ſeine Gefährten zu retten
Und nach Hauſe zu bringen; der Wunſch mißlang ihm; ſie hattens
Ihrer Thorheit zu danken, daß ſie nicht lebten; die blöden
Aßen die Stiere, dem Gott der Sonne geweiht; er verſagte
Ihnen den Tag des Wiederkommens bei ihren Geliebten.
Laß mich, o Tochter Jovis, von dieſen Dingen erzählen.
Alle die Führer, die vor Troja der Tod nicht bezwungen
Waren dem Krieg und der See entflohn, und lebten zu Hauſe,
Dieſer allein vermißte ſein Land und ſeine Gemalin;
Ihn behielte Kalypſo bei ihr, die göttliche Nymphe,
In den gewölbten Grotten, ſie wünſchte ihn ſich zum Gemale.
Als mit dem Umlauf der zirkelnden Jahre die Stunde gekommen,
Da ihm gegönnt ward, in ſein Ithaka wieder zu kommen,
Hatt' er noch nicht das Unglück, das ihn verfolgte, gemieden;
Nicht in ſeinem Palaſt. Sein langes Leiden zu enden
Waren die andern Götter geneigt, nur Neptunus verfolgt' ihn
Immer noch unverſöhnt, verwehrt' er dem Helden die Heimfahrt.
Dieſe Gottheit war itzt in der Aethiopier Lande,
Eines geſonderten Volks, das an den äußerſten Grenzen
Gegen Oſten und Weſten die ſchiefe Sonne beſcheinet.
Dort bei feſtlichen Opfern von fetten Stieren und Lämmern
Saß der Gott, und genoß die Ehren, die Freuden des Gaſtmals.
Unterdeß hatt' im hohen olympiſchen Saale die Götter
Zevs verſammelt; der Vater der Götter und Menſchen gedachte
An das Schickſal Aegiſth's, den der Rächer, Oreſtes erſchlagen;
Voll der Gedanken erklärt er ſich gegen den Herrſcher des Himmels:
Ha! wie mögen die Sterblichen uns, die unſterblichen, tadeln,
Daß wir's ſind, die über ſie bringen den Jammer; ſie ſelbſt doch
Rufen durch ihr unweiſes Betragen dem Elend; der Götter
Willen hat keine Schuld. Es war nicht ihr Willen geweſen,
Daß Aegiſth ſich vermälte mit Agamemnon's Gemalin,
Auch nicht, daß er den Helden nach ſeiner Heimkunft erſchlüge;
Und er wußte, daß dies ſein Tod ſein würde; wir hatten
Ihm es vorher verkündigt, und Hermes geſchickt, ihn zu warnen:
Bring' ihn nicht um und vermäle dich nicht mit ſeiner Gemalin;
Denn Oreſtes wird Agamemnon's Blut von dir fodern,

Wenn er zum Jüngling wächſt und ſeines Reichs ſich beraubt ſieht.
Hermes ſagte das ihm, doch Aegiſthus folgte den Worten
Nicht, die ihm Gutes riethen. Jetzt hat er dem Rächer gebüßet.
Jovi erwiederte Pallas, die Göttin von blauen Augen:
Sohn des Saturns, der Götter Vater, der Könige König. —

Vierzehnter Geſang.

Wie ihn Pallas erinnerte, nahm Ulyſſes vom Hafen
Seinen Weg durch heckigt Gebüſch dem Gipfel des Bergs nach
Hin an den Ort, wo der Schaffner wohnte, der treue Beſorger
Seiner borſtigen Heerd', er fand ihn ſitzen im Vorhof,
Hier war ein ländliches Haus gebaut, nicht klein und nicht elend,
Hübſch und von allen Seiten beſchloſſen. Der treue Verwalter
Hatte die Steine zum Bau ſich bringen laſſen, ihm hatt' es
Weder die Frau, noch der alte Laertes befohlen; der Herr war
Weit vom Hauſe. Mit Dorngeſträuch war das Vorwerk umzäunet,
Und noch feſter mit Pfählen von Eichenholze verwahret.
Nah beiſammen ſind zwölf Ställ' in dem Parke, bewohnet
Jeder derſelben von fünfzig Mutterſchweinen, die Männchen
Hatten ihr Lager außen. Die Freier hatten die Anzahl
Sehr heruntergebracht, man mußte der üppigen Tafel
Täglich die fetteſten bringen; noch waren vierhundert, Vier Hunde
Wild wie Wölfe, bewahrten ſie. Der Meiſter der Heerden
Hielt ſie zu dieſem End. Er war jetzt eben beſchäftigt,
Seinen Füßen von ſtarkem und wohlbearbeitetem Felle
Tüchtige Stiefelchen anzupaſſen. Von ſeinen Knechten
Waren ihr drei an ihrem Geſchäft bei den Heerden, den vierten
Sandt' er, genöthigt ein Schwein in die Stadt für die Freier zu treiben,
Daß die Stolzen es würgten und von dem Fleiſche ſich labten,
Zeitig erſahn die wilden Hund' Ulyſſen, ſie liefen
Bellend ihn an, er ſaß bedachtſam mit ſanfter Geberde
Nieder am Stall, er warf den Stab aus den Händen. Sie hätten
Ihn unglücklich verletzt.

Dieſe Ueberſetzung ſteht metriſch und proſodiſch auf gleicher Stufe mit Bodmer's früheren Arbeiten, und auch an die Treue darf man

keinen strengeren Maaßstab anlegen, denn es ist in prosaischer Auflösung meistens nur der ungefähre Sinn gegeben und nur bei Schilderungen von so unausweichlicher Bestimmtheit wie in der letzten Stelle, war der Uebersetzer genöthigt sich näher an das Original zu halten.

Gleichwohl nimmt er auch hier sich Freiheiten aller Art. Im Original z. B. sind der übrigen Schweine dreihundert und sechzig, bei Bodmer aber vierhundert. Seine Sprache hat noch keinen Schritt gethan, sich der homerischen irgend anzunähern, sondern verharrt auf ihrem canzleimäßigen Charakter und folgt deshalb nur in bescheidener Form dem leichtgeschürzten Griechen. Die Beiwörter, die bei Homer einen so wesentlichen Bestandtheil ausmachen, werden von ihm entweder umschrieben — Pallas mit blauen Augen — oder gänzlich weggelassen, so im vierten Verse des vierzehnten Gesangs, wodurch denn der Uebersetzer statt der fünf Originalverse nur vier bekam. Ueberhaupt paßt seine Uebersetzung keineswegs Vers auf Vers und nicht zufällig ist es, daß ihr die Verszahlen fehlen, denn diese würden die Abweichung und Untreue sogleich zur Anschauung bringen. Noch mehr entfernt sich der Uebersetzer im Satzbau und der Theilung der Perioden von seinem Vorbilde, er verbindet, was dort getrennt ist, er macht Punktum, wo dort die Rede fortläuft. Seine Interpunktionen stehen dabei meistens an der unglücklichsten Versstelle, in der trochäischen Cäsur des fünften Dactylus, wodurch ein wahrhaft unförmlicher Gang entsteht, und kurz, es entsprechen diese Hexameter nach keiner Seite hin der Herder'schen Forderung: „aber Hexameter in griechischem Geschmack". Endlich gehen in den Namen griechische und römische Formen, mit und ohne Flexion planlos durch einander, Zevs und Neptunus, Jupiter, Jovis, Jovi, daneben Pallas und Juno; Neptun, Aegisth u. s. w. Man müßte im Ganzen die Uebersetzung sehr unbeholfen nennen, wenn nicht der damalige Sprachzustand als bedeutender Milderungsgrund einträte und vielmehr von hier aus zu ermessen wäre. Ich lege besonders noch auf einen Punkt Gewicht, der für Bodmer bezeichnend und für eine wahre Uebersetzung Homer's von Bedeutung scheint. Indem Bodmer für seine schwache Kraft nach Erleichterung aller Art suchte und zu jedem Opfer bereit war, hat er sich zu Einem mit besonderer Ausdauer entschlossen: das ist das fast regelmäßige Fortlassen aller Verbindungspartikeln, so daß alle Sätze

nackt und unverbunden — als Aſyndeton — daſtehen. Dies erzeugt eine beſtändige Unruhe und giebt etwas Abgeriſſenes, ſchnurſtracks entgegen dem homeriſchen Charakter. Gerade war auf dieſer Seite ſtrengſte und ſorgfältigſte Beobachtung der Uebergänge die erſte Pflicht eines guten Ueberſetzers, denn davon war der epiſche Fluß, die Ruhe, die Klarheit bedingt, ohne dies aber der homeriſche Stil nimmermehr zu erreichen.

In der That, Bodmer's Homer-Ueberſetzung hätte, um nur einigen Dank zu verdienen, zwanzig Jahre früher erſcheinen müſſen, denn jetzt hatten die Anſprüche ſich ſehr geſteigert, man war mit dem Griechenthum näher bekannt geworden und ſah ſchon ein, daß man auch mit dem Deutſch ganz anders ſchalten müſſe, falls von jenem ein Ton herüberklingen ſollte. Es lag hier offenbar eine ganz neue Aufgabe, eine Aufgabe für jüngere Kräfte.

Sie ſollte in Norddeutſchland gelöſt werden; eine höhere Gerechtigkeit ſcheint dies verlangt zu haben. Hier war die meiſte Formbildung vorhanden, hier das genaue Studium des Griechiſchen zu Hauſe. Von Gottſched war ja doch die Beſtrebung ausgegangen: ſollte der Preis ſeinen Feinden zu Theil werden?

Die Stolberge.

Es kam darauf an, daß in Klopstock's Umgebung die Ueberſetzerverſuche fortgeführt wurden, daß man die ſcheuen Verſuche ſeines Bruders wieder aufnahm. Dieſer ſtand ſchon im Jahr 1755 auf metriſcher und beſonders proſodiſcher Seite hoch über den Schweizern, denn er beobachtet alles, was Klopſtock gelernt und gelehrt hatte. Nur noch mehr Begeiſterung für die Sache, mehr dichteriſche Befähigung war nöthig, um mit dieſem und jenem Vorzuge Bodmer auf allen Seiten aus dem Felde zu ſchlagen.

Das geſchah nun durch die beiden Grafen Stolberg und zwar beſonders durch den jüngeren, Friedrich Leopold. Die von letzterem verdeutſchte Ilias erſchien, wie ſchon erwähnt, im ſelben Jahr mit der Bodmer'ſchen; aber ſie ſteht auf einem ganz anderen Standpunkt, gehört einer ganz anderen Epoche an. Bodmer hatte 20 Jahre gearbeitet, Stolberg kaum zwei.

Stolberg's deutſche Ilias iſt ausgeſtattet mit einer dithyrambiſchen Anrede an Homer, in der dieſelbe jugendliche Begeiſterung athmet, welche die Kraft gegeben hatte, in ſo kurzer Zeit eine ſo große Arbeit zu vollbringen. Dies Feuer läßt ſich auch in der Ueberſetzung nicht verkennen, denn ſie ſtrebt vor allen nach Schwung und Fluß, und alle Eigenſchaften, welche der mühſame Fleiß einer gelehrten Hand im guten und ſchlimmen Sinne gewähren kann, liegen ihr durchaus fern. Der Ueberſetzer wollte ein dichteriſches Verſtändniß, kein gelehrtes — freilich hatte die Gelehrſamkeit damals auch noch nicht viel für Homer gethan. Stolberg's Kenntniß des Griechiſchen ging gewiß nicht ſehr weit; man kann nur eben ſagen, er überſetzte aus dem Original. Eine tiefer gehende Kenntniß war aber im Grunde auch gleichgültig, weil ohnedies noch ganz die Mittel fehlten, ſich in großer Nähe des Originals zu halten; ja es konnte ſogar förderlich ſein, ſofern dadurch die Höhe der Aufgabe ſich verringerte und die Rüſtigkeit der Ausführung ſich

steigerte. Ebenso machte der Uebersetzer es sich hinsichtlich der Form möglichst leicht. Schon in Klopstock's Hand war der Hexameter ein bequemer Hausrock für die deutsche Muse geworden, man möchte fast sagen, Schlafrock, wenn man an Gottsched's Wort gedenkt, daß sich dergleichen Verse im Schlaf machen ließen. Allein bei der Uebersetzung glaubte man sich sogar noch ungleich mehr erlauben zu dürfen, und in der That ging Stolberg hierin weit über sein Vorbild hinaus; sind doch Klopstock's Verse im Vergleich zu den Stolberg'schen strenge geschult zu nennen, denn dieser erlaubt sich alles bis auf die sechs Füße, welche der Vers seines Namens wegen doch behalten zu müssen schien. Aber auch hierin gab es, in der Hitze des Gefechtes, Ausnahmen, denn ich möchte wissen, wie man z. B. den Vers B. 17, 712:

Kämpfen mit Troern indessen und Hektor dem edlen —

anders als fünffüßig messen will. Dicht daneben (709) findet sich ein Vers wie dieser:

Wohlgesprochen, o hochberühmter Menelaos!

Sehr häufig finden wir auch Verse, welche in zwei gleiche Hälften zerfallen, aber noch viel schlimmer tritt im Zusammenhange mit diesen eine gewisse Lahmheit hervor, weil sie nicht sowohl einzeln, als vielmehr durchgängig ist. z. B. V. 715 und folgende:

Also sprach er, sie huben in ihren Armen den Todten
Hoch in die Höh. Da schrieen hinten die Schaaren der Troer
Laut empor, als sie sahn die Achäer den Todten erheben,
Hinter ihnen eilten sie her: wie Hunde den Keuler
Treiben, welchen jagende Jünglinge haben verwundet;
Anfangs laufen sie zwar und hoffen ihn bald zu zerreißen;
Aber sobald er, sich vertrauend, sich gegen sie wendet,
Weichen sie rückwärts, vor ihm fliehend, hierhin und dorthin:
So verfolgten schaarenweis' im Anfang die Troer,
Mit den Schwertern treffend und mit zweischneidigen Lanzen;
Aber so oft die beiden Aias sich gegen sie wandten,
Und still standen, wurden sie bleich, und keiner vermochte
Sich hervorzuwagen und um die Leiche zu kämpfen.

In der That möchte es wohl kaum möglich sein, in der Ungebundenheit der Versbehandlung noch einen Schritt weiter zu gehen.

Der Vers hat etwas Aufgelöstes und Athmenloses anstatt der Frische und Schnellkraft des homerischen, es regieren abwechselnd Noth, Zufall und Ungeschick, nirgend die herrschende Hand eines Meisters. Eine Schönheit der Uebersetzung, ein Genuß liegt auf dieser Seite nicht, ein Kunstwerk kann man sie nicht nennen wollen. So waren denn auch durch sie Bürgers Aussprüche eigentlich nicht widerlegt, denn der hatte durchaus ein Werk im Auge, das als ein künstlerisches gelten dürfe. Und dennoch fühlte er sich, wo nicht überholt, so doch entmuthigt und verstimmt. Das Erscheinen der Stolberg'schen Uebersetzung in Hexametern war der Grund, daß die seinige in Jamben unterblieb. Sehr möglich, daß die Stolberg'sche in Hexametern unterblieben wäre, wenn die Bürger'sche zeitig sich auf dem Platz gezeigt und das Verlangen des Publikums nach Homer in Beschlag genommen hätte; sein Werk hätte jedenfalls eigenthümliche Vorzüge an sich getragen und man war geneigt, sie an Bürger anzuerkennen; die Herzlichkeit, mit welcher er sich der Nation darbot, war nicht ohne Anklang geblieben. Daß es aber nicht so kam, muß für eine günstige Wendung, für ein Glück geachtet werden, denn Stolbergs Ilias war nur ein Durchgang und führte bald zu Leistungen, die man im Gefolge eines noch so unvollkommenen nicht vermuthen durfte.

Uebrigens hatte Stolbergs Arbeit auch schon ihre Vorzüge, die von den Kennern erkannt und vom Volk gefühlt zu werden schienen, ja welche doch schon ein Gewicht gegen Bürgers Ansicht in die Wagschale legten. Mochte die Uebersetzung noch so eilfertig, der Vers noch so geschleudert sein, es war doch dieselbe Form, und darum ein viel näherer Anschluß an das Original nicht nur möglich, sondern beinahe unvermeidlich. Man konnte häufig dem Satzbau folgen, entsprechende Satztheile ließen sich an entsprechende Versstellen bringen, der ganze Fall der Rede mußte von selbst ähnlicher werden — man hätte sich geradezu streuben müssen. Auf eine überraschende Weise zeigte sich hier zum ersten Mal eine innere Verwandtschaft zwischen der deutschen und griechischen Sprache, der ganze Standpunkt war dadurch verändert. Als Bürger sich gegen den Hexameter entschied sagte er: „Teutschheit würde sich nicht hineinbringen lassen, und Griechheit, daß ich so sage, noch weniger. Eine von beiden aber müßte doch wohl drin sein. Ich strecke meine Hand nach jener aus,

weil mir diese unerreichbar ist.“ Stolberg im Gegentheil wendete sich der Griechheit zu, wenn man nicht lieber sagen will, sie kam ihm von selbst entgegen. Jene Alternative Bürgers, die er eben aussprach, weil er die innere Verwandtschaft beider Sprachen und außerdem die ganze Bildsamkeit der unsrigen noch nicht ermaß und kannte, erwies sich als falsch, denn man konnte allerdings deutsch sein und doch viel vom griechischen Ton und Klang aufnehmen. Der Hexameter aber war hiezu der Weg. Dies wurde, sobald der Versuch gemacht war, auch alsbald den Zeitgenossen einleuchtend. Selbst Bürger bekehrte sich, und gab später ein ausdrückliches Zeugniß dieser seiner Bekehrung. Es ist bekannt, daß er weiterhin sowohl aus der Ilias als auch aus der Aeneide in heroischem Maaß übersetzt hat, auf eine Weise, daß Stolberg weit übertroffen ist.

Daß Stolberg, um mit Bürger zu reden, nach der Griechheit seine Hand ausstreckte, zeigt sich auch schon durch die griechische Schreibung der Namen, welche hier zuerst vorzukommen scheint. Nicht Juno, nicht Diana, sondern Hera, oder um auch den Ton der Aussprache zu haben Härä, nicht mehr Ajax, sondern Aias u. s. w. Bürger hatte, nach seinem Princip, noch die lateinischen Formen, und gebraucht sogar im Verse noch: Ajax Telomonius. Bürger wollte die Iliade übersetzen; Stolberg nannte seine Arbeit: Homers Ilias. Und wirklich war Stolberg auch ein Ton dieser Griechheit gelungen, er hat in Fall und Klang, denn Stil mag ich lieber nicht sagen, zuerst in deutscher Sprache diesen altgriechischen Ton fühlbar gemacht — die feineren Ohren haben ihn vernommen — glücklichere Bewerber folgten ihm nach. Stolbergs Uebersetzung erlebte von 1778 bis 1793 drei Auflagen, zum Beweise, welchen Eindruck sie auf ihre Zeit gemacht haben muß; jetzt ist sie vergessen und verschollen, nur noch dem Namen nach bekannt — möchte ihr wahres und unbestreitbares Verdienst aber nicht so bald vergessen werden!

Ueberhaupt müssen wir von hier ab den Beginn deutscher Uebersetzerkunst datiren, alles Frühere aber nur für vorläufigen Versuch erklären. Denn erst, wo man in demselben Maaß übersetzt, kann von Kunst die Rede sein, hier treten erst die höheren Forderungen ein. Hat man doch auch hier erst ein Maaß für die Treue! Sobald man sich einer andern Versart bedient, ist man beständig zur Umformung,

und meistens zur Modernisirung genöthigt. Es hat schlechterdings jedes Maaß seinen Charakter und übt unmerklich einen Einfluß auf den Inhalt, um so mehr, je fühlender die Hand ist, die seiner sich bedient. Wenn z. B. Schiller später versuchte, die Aeneide in Stanzen zu übertragen, wobei es ihm übrigens mehr auf seine eigene Uebung ankam als auf den Virgil, so konnte dies nicht geschehen, ohne dem Original hie und da Gewalt anzuthun, denn natürlich nur in seltenen Fällen gliederten sich dort die Absätze von derselben Größe, wie er sie für seine Stanzen brauchte; er mußte also bald dehnen, bald zusammendrängen, bald weglassen, bald auch wohl hinzudichten, ganz abgesehen davon, daß überhaupt die fortlaufende Rede einen ganz anderen Charakter hat als die regelmäßig abgesetzte, die sich jedesmal zu kleineren Ganzen gliedert. Gleiches gilt vom Reim. Hier ist überall Erfindung erforderlich; es ist eine eigene Schöpfung neben dem Original, keine Uebersetzung, vielmehr eine freie Nachbildung unter ganz veränderten Bedingungen — wobei aber die Freiheit nicht zum Vortheil gereichen und die Neuheit doch nicht Originalität sein kann. Aber auch schon, wo die Abweichung nicht so groß ist, z. B. wo man Hexameter in gewöhnliche fünffüßige Jamben überträgt, wie etwa Wieland es mit Horazens Episteln gethan, da wird der Uebersetzer unvermeidlich zum Bearbeiter, er flicht Erklärungen ein, er wendet alles in bequeme Breite, er umschreibt, er giebt eine Paraphrase; er bewegt sich in einem anderen Geleise und wird in diesem je mehr und mehr zu modernem Colorit hingeführt. Wer die Hindernisse der Bahn umgeht, der kann zwar auch zum Ziel gelangen, aber nur nicht als Sieger, ja nicht einmal als Bewerber. Mit Uebersetzungen dieser Art stellt der Deutsche sich auf den Standpunkt, auf welchem Franzosen, Engländer, Italiener stehn, er verzichtet freiwillig auf den Wettkampf den seine Sprache ihm gestattet. Er ist turnierfähig und will doch außerhalb der Schranken bleiben.

Den Bestrebungen des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg schließen sich unmittelbar die seines älteren Bruders Christian an. Sie gelten auch den Griechen und sind ganz in demselben Sinn, nach gleichen Grundsätzen unternommen. War die Kraft vielleicht um Einiges schwächer, so hat Christian sich doch ein klein wenig mehr Zeit genommen, wiewohl die Arbeit doch immer noch einen ziemlich vornehmen Anstrich

behält. Seine „Gedichte aus dem Griechischen übersetzt“ erschienen im Jahr 1782. Sie umfassen poetische Werke aus allen Perioden der griechischen Litteratur und den verschiedensten Gattungen. Zuerst homerische Hymnen; darauf im zweiten Buch alexandrinische Kunstpoesie, Idyllen von Theocrit, Bion, Moschus, dann Hymnen des gleichfalls alexandrinischen Kallimachus, endlich der ganz späte Musäus und anacreontische Oden, welche zum Theil noch jünger sein mögen. Endlich die Kriegslieder des Tyrtäus, ein paar lyrische Stücke und Epigramme.

Es ist nicht zufällig, daß hier die Stücke aus späterer Zeit, aus einer Zeit, wo die wahre Blüthe der Poesie längst vorüber war, den größten Raum einnehmen, diese nämlich haben selbst schon einen stark modernen Charakter und stehen der Auffassung und dem Geschmack unserer Zeit am nächsten — eben darum aber ist ihr eigener Werth und namentlich die Aufgabe für den Uebersetzer ungleich geringer.

Was den Vers, namentlich den Hexameter anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß Christian wohl ein wenig sorgfältiger sein mag als sein Bruder, er hat aber weniger Wurf, weil er überhaupt eine weniger poetische Natur war. Der Vers hat aber immer noch den Klopstockischen Charakter. Den meisten Unterschied finde ich in der Behandlung der Sprache und hier läßt sich ein erfreulicher Fortschritt nicht in Abrede stellen. Es zeigt sich hier die wachsende Bildsamkeit der Sprache und die größere Dreistigkeit des Uebersetzers in neuen Bildungen. Friedrich Leopold hatte die homerischen Beiwörter nur da übersetzt, wo sie der deutschen Sprache ganz bequem waren und ohne besondere Wortschöpfung gegeben werden konnten. War das nicht der Fall, so begnügte er sich mit einer auflösenden Umschreibung. So finden wir in seiner Ilias zwar den erfindungsreichen Odysseus und den wagenführenden Nestor, auch die fußgeharnischten Griechen, aber häufiger Umschreibungen: der Krieger mit goldenen Locken, Hektor mit wehendem Helmbusch u. s. w. Einzeln dagegen steht bei Friedrich Leopold der Fernhintreffer Apollon (1778, also vor Voß!). Auf diesem Pfade ging nun Christian rüstig vorwärts, es mehren sich in seinen homerischen Hymnen, in denen freilich dazu die dringendste Gelegenheit war, diese zusammengesetzten Beiwörter, bilden sie doch in manchen, und vielleicht gerade den ältesten, oder

dieſen nachgeahmten, den Hauptbeſtandtheil, ein weſentliches Ingrediens dieſes hieratiſchen Stils. Graf Chriſtian war darin glücklich, vermied das allzu Gewaltſame, das Ohr gewöhnte ſich je mehr und mehr daran, und wirklich kam man eben dadurch dem homeriſchen Ton um vieles näher.

Hinſichtlich der Treue ſind auch die Leiſtungen des Grafen Chriſtian nicht groß, beſonders, wo das Maaß ihm größere Schwierigkeiten machte als der Hexameter. Dies zeigt ſich ſchon bei der Uebertragung der Lieder des Tyrtäus in elegiſcher Form, obwohl der Graf ſich erlaubte auch im erſten Fuß der zweiten Hälfte des Pentameters einen Spondeus zu ſetzen — freilich etwas Unerhörtes. Den trochäiſchen Tetrameter in einem Stück des Archilochos erſetzt durch einen ſelbſterfundenen ſechsfüßigen Trochäus von abſcheulichem Klange, andere ſchwierige Maaße überſetzte er in ganz freien Rhythmen. Ich mag mir es nicht verſagen hier zwei der gelungenſten Stücke von Chriſtian zu geben, in denen man allerdings einen ſchon gebildeteren Versbau als bei ſeinem Bruder und einen ebenen Fluß einfacher Sprache erkennen wird:

Hymnus an Selene*).

Singet Selene, die Fittig-ſchwingende, Töchter Kronions,
Lieblich redende Muſen, ihr Jungfraun, kündig des Liedes!
Himmelerfüllender Glanz entwallt dem ſterblichen Haupte,
Und umſtralet die Erd' und ſchmückt ſie mit leuchtendem Schimmer.
Von der goldenen Krone der Göttin verbreiten die Stralen
Weit ſich umher, und erhellen das mitternächtige Dunkel.
Wenn ſie nun nach vollbrachter weiter Bahn, an des Vollmonds
Abend ſteigt aus des Oceans Bade, die ſchöne Selene,
Angethan mit Gewanden des Lichts (es harret am Wagen
Ihr hochhalſiges helles Geſpann!) und wenn ſie nun plötzlich
Strebet empor, und treibet die Roſſe mit wallenden Mähnen
Siehe, dann ſtralt ſie vom Himmel herab mit dem hellſten der Schimmer,
Und gewährt weiſſagende Zeichen den ſterblichen Menſchen.

*) Zur Stolbergiſchen Orthographie in griechiſchen Namen kann ich mich aber nicht entſchließen.

Zeus Kronion beſtieg ihr Bett und umarmte ſie ehemals,
Da gebar ſie, ſchwanger von ihm, Pandeia die Jungfrau,
Welche pranget an Schönheit im Reigen der himmliſchen Götter.
Heil dir Königin, hohe Göttin, milde Selene,
Schöngelockte! bei dir beginn' ich, und preiſe die Thaten
Vom Halbgöttergeſchlechte, von deſſen Ruhme die Dichter
Singen mit lieblich tönendem Munde, die Jünger der Muſen.

Theokrits zwölfte Idylle.

Kommſt du Lykoris? Bringt nach dritter Nacht mir die dritte
Morgenröthe dich endlich wieder? O Mädchen, die Sehnſucht
Macht uns Liebende oft in einem Tage zum Greiſe.
Lieblicher iſt nach dem Winter der Lenz, nach dem Apfel die Feige,
Lieblicher hüpft als das Kalb das leichte Reh auf der Wieſe,
Lieblicher tönt der Nachtigall Lied nach der Vögel Gezwitſcher,
Lieblicher ſind nach dem Kuß der Matrone die Küſſe der Jungfrau;
So iſt's lieblich, o Mädchen, dich wiederzuſehn nach der Trennung!
Welche Freude, wenn du mir erſcheinſt! wie am ſengenden Mittag
Strebt zu der ſchattenden Buche der Wandrer, ſo ſtreb' ich nach dir hin.
Ach, daß dir einhauchten die Liebesgötter die Liebe!
Meine Liebe! Dann würden von uns die Enkel noch ſingen:
„Jüngling und Mädchen liebten einander, ſo würden ſie ſingen,
Wie der Jüngling das Mädchen, ſo liebte das Mädchen den Jüngling.
Ach, die glücklichen Menſchen der goldenen Vorzeit; damals
Wandelten Hand in Hand die Lieb' und die Gegenliebe!“
Alſo würden ſie ſingen. O Zeus und ihr himmliſchen Götter,
Laßt es geſchehen, und gebt, daß wir nach hundert Geſchlechten,
Wenn mich der Acheron feſſelt, die kommenden Schatten verkünden:
„Deine Liebe lebt und die Liebe deiner Lykoris,
Lebt in der Jünglinge Mund, und lebt in dem Munde der Mädchen!“
Doch das mögen die himmliſchen Götter nach eignem Behagen
Uns gewähren oder verſagen. Ich aber, o Schönſte,
Sing' in meinem Geſang dein Lob, von der Wahrheit gelehret,
Wenn du mich zuweilen nach Mädchenſitte verwundeſt,
O ſo heilſt du mich wieder, und dieſe Heilung entflammet

Mehr noch die Liebe. Wir gehn dann heim mit doppelter Wonne.
O des Glückes, das Megära geneußt! ihr Ufer*),
Ihr nur, glückliche, feiert der Liebe Feſt. und es blühet
Stets bei euch der Name des Liebenden und der Geliebten,
Immer verſammelt im Lenz bei dem Grabe des ſchönen Diokles
Sich der Jünglinge Schaar und der Mädchen, ſie ſtreben im Wettſtreit
Nach der Siegespalme des Kuſſes, und wer mit der zarten
Lippe die Lippen am ſüßeſten rührt, den krönen die Kränze,
Den begleiten nach Hauſe die preiſenden Schaaren der Mädchen!
Glücklicher aber als er iſt der Küſſe Richter, der aller,
Aller Mädchen Küſſe geneußt und prüfet und richtet;
Kypris Knaben flehet er an, daß er ihm die Lippe
Weihe mit Kraft des prüfenden Steins, mit welchem der Wechsler
Sorgſam forſchet des Goldes Werth und ihn endlich beſtimmet.

*) Dieſer Vers, falls nicht ein Druckfehler im Spiel ſein ſollte, beweiſt, weſſen man ſich bei dem Verfaſſer verſehen kann

Ramler.

Wenn nun auch Christian's Verdienste hauptsächlich dem Hexameter gelten, so müssen wir uns für lyrische Maaße nach anderen Versuchen deutscher Uebersetzung umsehen. Auch hier ging die eigene Production in den Maaßen der Alten der Uebersetzung voran; man mußte sich erst in freierer Uebung überzeugt haben, daß lyrische Maaße der Alten der deutschen Sprache nicht allzu unwegsam seien, um den Gedanken der Uebersetzung alter Poesie in dem Originalmaaß nur fassen zu können. Klopstock hatte schon mehr als ein Decennium hindurch alcäische, sapphische, asklepiadische und andere antike Odenmaaße im Deutschen nachgebildet, ehe jemand darauf kam, Horazens Oden ebenso ins Deutsche zu übertragen: man hielt die Aufgabe für unlösbar. Meines Wissens ist Ramler der erste, welcher sich derselben unterzog. Aber auch er mußte erst in freier Uebung mit eigenem Inhalt sich in diesen Maaßen versucht haben, wie wir denn schon aus den ersten sechziger Jahren Oden von ihm in alcäischer und asklepiadischer Strophe besitzen:

Wer seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfing,
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan sich vom Busen loswand —

Und:

Schönste Delia! gleich muthig ein tödtendes
Erz zu spornen, und gleich fertig Ausoniens
Lied zur Laute zu singen:
Du betrauerst den Athamas —

Man muß in diesen Zeilen Feinheit und Klarheit anerkennen, worin sie leicht Klopstock übertreffen möchten. Ueberhaupt war Ramler,

dem nur einige ſeiner Zeitgenoſſen freigebig Originalität und Schwungkraft beigemeſſen, ein Mann des Geſchmacks und der äußerſten Correctheit. Er war ein Meiſter in Handhabung der Feile; es genügte ihm nicht ſeine eigenen Sachen auszufeilen, ſondern, berufen und unberufen, auch die Anderer Dichter; Letzteres beſonders in ſeiner Blumenleſe; doch hat Leſſing ſeine Aenderungen meiſtens dankbar angenommen. Ein ſolcher Mann aber that damals Noth. Niemand vor ihm dürfte Sprache und Vers mit mehr Sauberkeit behandelt haben, wiewohl uns dies jetzt nicht mehr ganz einleuchten will, da ſeitdem die proſodiſchen Grundſätze erheblich verändert ſind.

Hat man aber alle Forderungen fern zu halten, welche auf dieſer Seite eine ſpätere Zeit gebracht hat, wie wir dies noch der Reihe nach kennen lernen werden, ſo müſſen von metriſcher Seite Ramlers Ueberſetzungen des Horaz, als erſter Verſuch einen alten Lyriker in gleicher Form wiederzugeben, in hohen Ehren gehalten werden. Aber freilich überſetzte Ramler nicht die ſämmtlichen Oden des Horaz, ſondern nur deren zwanzig, wobei doch wohl die Wahl auf die am wenigſten ſpröden fiel. Er that wohl daran — denn auch der ungleich Geübtere darf nicht glauben, es ſei Alles überſetzbar, d. h. in ſolcher Weiſe, daß die Ueberſetzung allenfalls das Original vertreten könnte. Es mögen drei ſolcher von Ramler verdeutſchten Oden hier ihren Platz finden:

Tod des Bacchus.

Ich ſah den Bacchus — Afterwelt ſag' es nach! —
Von fernen Felſen hallte ſein hohes Lied;
Und Nymphen ſah ich, ſah mit ſpitzem
Ohre gehörnete Satyrn lauſchen.

O evoe! noch ſchaudert die Seele mir;
Ich fühle noch voll ſeliger Trunkenheit
Den Gott im Buſen. Schone, Liber!
Schone, du ſchrecklicher Thyrſusſchwinger!

Nun darf ich ſingen, wie die Thyade raſ't,
Und wie der Wein vom Felſen hernieder rinnt,
Die Milch in Bächen fleußt und Honig
Aus der gehöhleten Eiche ſtrömet;

Darf deiner Gattin ſtralenden Hochzeitſchmuck
Der Sterne neues Kleinod und Pentheus Burg
In Trümmern, und Lykurgs, des wilden
Thraciers, Frevel und Strafe ſingen,

Die reichen Ströme, Meere gehorchen dir;
Gefahrlos wird die Natter, mit welcher du
Das Haar der Biſtreide bändigſt,
Wann ſie dir nach von den Bergen taumeln.

Du warfſt den Rhökos — als der Giganten Schaar
Dem Thron des Vaters tollkühn entgegen ſtieg —
Mit Löwenklauen durch den Aether
Und mit entſetzlichem Löwenrachen.

Zwar wähnten dich die Streiter zum Reihentanz
Zum Scherz und Spiele tüchtiger, als zum Kampf:
Allein du zeigteſt dich im Frieden
Und im Getümmel der Schlacht gleich rüſtig.

Dich, angethan mit goldenem Horne, ſah
Der Höllenhund, lief friedſam mit regem Schweif
Dich an, und leckte mit drei Zungen
Sanft dir den Fuß, da du wieder auffuhrſt.

An den Banduſiſchen Quell.

O Banduſiens Quell, glänzender als Kryſtall,
Werth des ſüßeſten Weins, feſtlicher Kränze werth!
Dein ſei morgen ein Böcklein,
Deſſen Stirne ſchon Hörner keimt;

Das ſchon Kämpfe beſchließt, rüſtige Kämpfe mit
Nebenbuhlern: umſonſt! weil der muthwilligen
Heerde Liebling mit Blut dir
Deine Wellen bepurpurn ſoll.

Dich trifft Sirius nicht, ob er verderbliche
Flammen ſprühet; du reichſt Kühlung und Labſal dar
Dem ermüdeten Pflugſtier
Und dem ſchwärmenden Wollenvieh:

Auch dein Name wird groß unter den Quellen ſein:
Denn ich ſinge den Hain und den beſchatteten
Hohlen Felſen, aus welchem
Dein ſanft murmelndes Waſſer ſpringt.

An den Cajus Marcius Cenſorinus.

Cenſorinus! auch ich ſpendete Becher aus;
Erze ſchenkt' ich von Werth; theilte mit milder Hand
Manchen Tripus — den Preis tapferer Griechen aus;
Und vor Allen bekämſt du von dem Dichter ein
Unverächtlich Geſchenk, wär' ich an Werken reich,
Wie Perrhaſius einſt, oder wie Scopas ſchuf,
Dieſer glücklich in Stein, jener mit Farbe bald
Menſchenkinder und bald Götter zu konterfein,
Doch mein Reichthum iſt dies nicht, noch bedarf dein Haus,
Noch begehrt dein Geſchmack ſolcherlei Koſtbarkeit.
Lieder reizen dich mehr, Lieder kann Flaccus dir
Schenken und für den Werth ſeines Geſchenkes ſtehn.
Jene Mähler des Danks, die wir in Marmor haun,
Und durch welche der Held Leben und Biederlob
Nach dem Tode geneußt; Hannibals drohende
Kriegesſchaaren, von Roms Thoren zurückgeſchreckt,
Und der Puniſchen Feldlager und Schiffe Brand,
Ehre den, der vom bundbrüchigen Africa
Seinen Namen, den Lohn ſeiner Eroberung,
Mit ſich brachte, ſo nicht, als die Calabriſche
Pieride. — Wer zollt, wenn ſie kein Blatt bekennt,
Deinen Tugenden Lob? Mavors und Iliens
Sohn was wär er für uns, hätte Vergeſſenheit
Oder Scheelſucht der Welt Romuls Verdienſt entrückt?

Aus dem ſtygiſchen Pfuhl rettet den Aeacus
Die bezaubernde Kunſt mächtiger Dichter; ſie
Giebt ein Recht und Gericht über Elyſium.
Ja, die Muſe, mein Freund, lohnt mit Unſterblichkeit
Jede würdige That. Selber der Himmel iſt
Unſrer Muſe Geſchenk: Herkules trinkt durch uns
An der Tafel des Zeus; Tyndarus muthige
Söhne, Lichter der Nacht, reißen das wunde Schiff
Aus den Schlünden des Meers; Liber, die Schläfe mit
Weinbeerlaube gekrönt, lebt und nimmt Opfer an.

Freilich wählen wir, was hier auch für die Folge geſagt ſei, zum Vortheil des Verfaſſers und Leſers die beſten Stücke aus, und namentlich möchte hier das zuletzt gegebene durch ſchönen Guß ſich auszeichnen; aber ſelbſt wenn wir auf das Ganze der Leiſtung ſehen und danach unſer Urtheil abmeſſen, muß es noch ſehr günſtig für Ramler ausfallen. Verglichen mit allen ſeinen Vorgängern und namentlich auch den Stolbergen müſſen wir hier eine feine Arbeit erkennen, wie jene kaum einen Begriff davon hatten. Horaz, der urbane Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters, forderte freilich auch zu einer ganz anderen Behandlung auf als der uralte Homer, den ja doch Bürger ausdrücklich etwas bäuriſch halten zu müſſen geglaubt hatte. Man merkt der Ramler'ſchen Ueberſetzung keinen Zwang an, ſie hat den Anſtrich von Originalpoeſie; es ſind keine beſonderen Licenzen zu Gunſten der Ueberſetzung in Anſpruch genommen und jenes erforderliche Ueberſetzerdeutſch war damals noch nicht erfunden. Aber das Urtheil ändert ſich in etwas, ſo wie wir das Original zur Hand nehmen, denn da zeigt ſich, daß der Ueberſetzer oft ausgewichen und umſchrieben, mitunter auch fortgelaſſen, daß er oft Prägnanz und Ton geopfert um nur deutſch zu bleiben und den Eindruck des Ganzen zu behalten. Da nun ſein Fleiß, ſein Geſchick, ſein Geſchmack über jeden Zweifel hinaus feſtſteht, ſo dürfen wir wohl annehmen, Ramler habe alles geleiſtet, was ſich mit den ſprachlichen Mitteln ſeiner Zeit, namentlich was Satzbau und Wortfolge anlangt, irgend leiſten ließ. Später fanden ſich erweiterte Mittel, ſtellten ſich höhere Aufgaben — aber die Löſung war fürs erſte noch unvollkommener, das Ziel ſelbſt ſchwankender.

Auch aus dem Catull und Martial überſetzte Ramler und hier traf er nur auf noch größere Schwierigkeit. Von Catull ſuchte er ſich, nach dem Geſchmack der Zeit, hauptſächlich die tändelnden Stücke aus und überſetzte ſie in ſolchem Sinne. Sehr charakteriſtiſch erſcheint die Ueberſetzung des Catulliſchen Stückes auf den Sperling:

Weint, ihr Grazien und ihr Amoretten,
Und was Artiges auf der Welt lebt! meines
Mädchens Sperling iſt todt, des Mädchens Liebling,
Der ihr lieb, wie der Apfel in den Augen,
Und ſo freundlich, ſo klug war, und ſie kannte,
Wie ein Töchterchen ſeine Mutter kennet;
Er entfernte ſich nie von ihrem Schooße,
Sondern hüpfte nur hin und wieder, piepte,
Seiner Herrin das Köpfchen zugewendet. —
Ach, nun wandert er jene finſtre Straße,
Die man ewiglich nicht zurücke wandert.
O, wie fluch' ich dir, finſtrer, alter Orkus,
Der du Alles, was ſchön iſt, gleich hinabſchlingſt!
Uns den Sperling zu nehmen, der ſo hübſch war!
Welch ein Jammer! O Sperling, Unglückſel'ger!
Haſt gemacht, daß mein trautes Mädchen ihre
Lieben Aeugelchen ſich ganz roth geweint hat.

Ramler iſt hier nur zu ſehr und zu ausſchließlich beſtrebt geweſen, das Spielende wiederzugeben, hat ſich darüber aber was ſonſt im Original liegt, entgehen laſſen. Denn Catull nimmt offenbar bei den Worten:

Qui nunc it per iter tenebricosum
Illuc, unde negant redire quemquam —

ſehr glücklich und in ſchönem Contraſt gegen das Frühere, einen pathetiſchen Ton an, den Ramler nicht ausgedrückt und wahrſcheinlich auch nicht gefühlt hat, ſo daß hier alſo das Gegengewicht fehlt, welches das Gedicht erſt zum Kunſtwerk macht, und wir nur eine mehr gewöhnliche Tändelei behalten, die mit ihren „Amoretten“ in franzöſiſches Rococo fällt.

In einer Zeit, welche die Poesie besonders in zwei Richtungen suchte, in der erotischen Spielerei und dem Lehrhaften, und die in letzterer Rücksicht für Fabel und Epigramm eine Vorliebe besaß, war längst die Aufmerksamkeit auf Martial gefallen: hatten doch so viele deutsche Dichter die freie Umbildung desselben für Original gelten lassen. Aber eine Uebersetzung dieses Dichters zu geben, war damals kein Geringes. Die Schwierigkeit lag nicht auf Seiten einer verschiedenen Anschauung, denn in der That ist Martials Jahrhundert schon ganz modern; aber sie lag, außer der Kürze, Prägnanz und Schärfe des Originals, nun eben darin, daß um so mehr und um so fester doch eine bestimmte Grenze zu halten und nicht völlig ins Moderne überzugehen war. Diese feine Grenze hat Ramler in Vergleich mit seinen Vorgängern und manchem seiner Nachfolger recht wohl zu halten gewußt; aber freilich übersetzte er nicht den ganzen Martial, sondern das, was ihm übersetzbar schien. Seine Sammlung in vier Bänden (1787) enthält zugleich auch die Uebersetzungen andrer, von Kuh, und sogar von Opitz. Diese sind freilich in gereimten Versen und nach ganz andern Grundsätzen unternommen; Ramler selbst gab einige in Reimen und manche in abweichenden Maaßen, Jamben statt der Hendecasyllaben. In den späteren Büchern blieb er immer mehr den Originalmaaßen getreu und erhob sich je mehr und mehr auf den Standpunkt eines Uebersetzers, während er früher, wo er sich in anderen Maaßen bewegte, unvermeidlich zur Umschreibung oder bloßen Bearbeitung gedrängt wurde. Wie im Catull, so brachte Ramler auch hier im Martial recht wohlgelungene Hendecasyllaben und Skazonten, die vielleicht ein noch größeres Lob verdienen. Aber am schwächsten zeigt er sich im Distichon, wie nicht Wunder nehmen wird, wenn man sein seltenes Ungeschick in Hexametern kennt, z. B. in seiner Versification der Gesner'schen Idyllen. Das Distichon hat an und für sich große Schwierigkeit im Deutschen, und eine ganz besondere bei Uebertragung eines so gedrängten an Witz- und Schlagworten so überreichen Dichters — vielleicht die höchste Aufgabe der Uebersetzerkunst nach Einer Seite hin, welcher die damaligen Kräfte nicht gewachsen waren. Die laxen Principien der Prosodie schufen Ramler zwar eine große Erleichterung, haben aber leider selbst das, was ihm in seiner Art gelungen, uns großentheils ungenießbar gemacht. Bis zu welcher

Formloſigkeit und Unförmlichkeit der ſonſt ſo zierliche und ſaubere Ramler gegangen, muß, da man es ſich ſchwerlich vorſtellen wird, hier mit einem Beiſpiel belegt werden.

An den Opimus (Bd. IV, S. 207).

Hundert tauſend Seſterzen hat dein Haus gekoſtet,
Dieſes verkaufteſt du gern auch um geringeren Preis,
Doch mit ſchlauen Künſten, Opim, beſtichſt du die Käufer,
Hinter Reichthum und Pracht haſt du dein Häuschen verſteckt,
Betten, belegt mit Schildkröt, mauritaniſche große
Maſſen von Citrusholz ſchimmern an jeglicher Wand,
Silberne Platten und goldene drücken die delphiſchen Tiſche,
Knaben ſtehen umher, die man zu Herren ſich wünſcht.
Unter zweihundert tauſend (ſo ſchnarchſt du nun) iſt es nicht käuflich,
So mit Hausrath verſehn, iſt dein Haus wohlfeil, Opim!

Das theuere Haus muß im Verſe ſogar als Kürze gelten! Aber die Pentameter haben doch wenigſtens in ihrer zweiten Hälfte unverbrüchlich Dactylen, während Chriſtian Stolberg, und mit ihm Herder, ſich in dem erſten dieſer letzten Hälfte auch den Trochäus geſtattete. In Ton und Ausdruck iſt Ramler das Zierliche am beſten gerathen, ſchneidende Schärfe und verwegener Humor ungleich weniger, doch hat er ſolche Stücke auch meiſtens vermieden. Ich ſetze noch ein feines Stück hieher, in welchem der römiſche Dichter eine überaus dünne Schale beſchreibt, deren Geſchenk ihm vielleicht gewichtig lieber geweſen. Bd. III, S. 140; Mart. VIII, 33.

An den Paulus.

Paulus, du ſandteſt mir jüngſt ein Blatt von dem Kranz den der Prätor
Austheilt, und dies Blatt ward von dir Schale genannt.
War es der Nebel vielleicht auf jener Theatermaſchine,
Den ein röthlicher Guß Saffran heruntergeſpült?
Oder war es ein Blech, das der Nagel des liſtigen Knechtes
Dir vom Fuße des Stuhls oder des Tiſches gekratzt?
Auch des kleinſten Schmetterlings Flügel verweht mir die Schale,
Ja, ſie fühlt es von fern, fliegt nur ein Mückchen vorbei.

Ueber ein Lämpchen gehangen führt sie der zitternde Dampf fort,
Gießt man Wein hinein, bricht sie, so sanft man auch gießt.
Solch ein Schäumchen bezieht am Janustage die Dattel,
Die mit dem As der Client kärglich dem Gönner verehrt.
Gröber ist der Faden der zähen ägyptischen Bohne,
Fetter der Lilie Blatt, wenn es vor Hitze verwelkt.
Nicht die flüchtige Spinne durchläuft ein so feines Gewebe,
Solch ein leichtes Gespinnst wirket der Seidenwurm nicht.
Dicker stehet die Kreid' auf der Haut der alten Fabulla,
Wenn das Wasser erbraust sind nicht die Blasen so dünn.
Dünner ist nicht das Netz, das den krausen Lockenbau schützet,
Noch des Batavers Salb' auf dem lateinischen Haar.
Zarter ist nicht die Binde, womit man die Stirne bemondet,
Noch des Küchleins Haut in dem Ledäischen Ei.
Aber warum die Schale gesandt? Ein Züngelchen, Paullus,
Stand dir zu senden, dir stand selber ein Löffelchen frei.
Doch was red' ich von großen Dingen? Ein Schälchen der Schnecke
Konntest du senden, ja gar, wenn dirs beliebete, nichts.

Fassen wir diese Bestrebungen zusammen, so muß Ramler seine Ehre bleiben. Wenn feiner Geschmack und kunstsinniger Fleiß, wenn Sinn für saubere Schönheit der Muttersprache, für den Metallglanz einer reinen Form zu den Haupttugenden eines Uebersetzers gehören, dann darf nicht vergessen werden, was Ramler hier gethan. Er ließ die Reiterstiefel der Stolberge, und legte, um zu tanzen, den Tanzschuh an. Freilich gilt dies nur von lyrischen Maaßen, denn in Hexametern zeigt Ramler überall ein auffallendes Ungeschick, so daß wir den feinen Odendichter gar nicht wiedererkennen; ich verweise auf seine Versification von Gesner's Idyllen und auf seine Uebersetzungen aus Martial, dessen Hexameter gerade so höchst abgewogen sind.

Wie die bald hervortretende Genieperiode, welche sich an Klopstock und Herder anschließt, wenig Beruf zur Uebersetzung fühlte und alles in Formlosigkeit zu stürzen drohte, so muß Ramler's Bestrebung um so höher geschätzt werden. In der Strenge der metrischen Uebung ist er der Vorgänger und das Muster von Voß. Wenn letzterer, nach Klopstock's Lehre, mehr Ohr für Rhythmus hatte und vor allen darauf

hin seinen Kunstfleiß wendete, so hatte doch Ramler mehr städtische Feinheit und mochte den Anspruch der Classicität im Sinne der neueren Sprachen nicht aufgeben. Er war noch vor Voß ein nöthiges Gegengewicht gegen die schnellfertige Art Stolberg's und selbst Herder's.

Auf Einer Seite dagegen steht Ramler entschieden hinter den Stolbergen, nämlich in der prosodischen Behandlung der Sprache. Die Stolberge, Klopstock nahe stehend und in mannigfachem Verkehr mit ihm, haben hier ganz die Klopstock'schen Grundsätze angenommen, wie dieser sie in den spätern Gesängen seines Messias und in den spätern Oden ausübt. Schon in Friedrich Leopolds Ilias von 1778 findet man keine Spondeen mit zwei entschiedenen Stammsilben als Trochäen gebraucht — weshalb ihm denn auch manche andere Ungelenkigkeit schon verziehen werden kann; eher erlaubt er sich Worte wie Vaterland als Dactylus. Christian, bei welchem ich dasselbe beobachtet finde, ist wohl noch etwas genauer als sein Bruder, und man sieht deutlich, wie jene Klopstock'schen Grundsätze sich unter seinen Freunden je mehr und mehr befestigen. Nur auf Ramler, den doch sonst in allen Dingen so viel genaueren und abwägenderen, erstreckte sich nichts von dieser Beobachtung: Er hat zu aller Zeit ohne irgend eine Scheu nicht nur Dactylen gebildet, wie „Afterwelt", „Sonnenbrand", sondern „Unschuld", „unwerth" gelten ihm als ganz unverdächtige und natürliche Trochäen; und „muthwillig" wird von ihm gemessen als Amphibrachys. Er kennt auf dieser Seite gar keine Beschränkung, und wäre also, falls man dem Spott Raum geben will, auch nur Einer derer, auf welche das lustige Verschen gemünzt war:

Dieser hier ist Einer von jenen jugendlichen Dichtern
Denen Kirchthurmsknopf Dactylus ist, und Klopstock Trochäus.

Johann Heinrich Voss.

Das Jahr 1779 bringt einen Wendepunkt in der Geſchichte deutſcher Ueberſetzerkunſt. Hier trat Voß mit Proben ſeiner Odyſſee zuerſt auf, und in der That zeigte er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten, wo nicht als Meiſter, ſo doch der Meiſterſchaft ſehr nahe. Allein das würde ihn nur über ſeine Vorgänger geſetzt und nicht eine völlig neue Bahn eröffnet haben. Er muß alſo wohl, falls unſere Auffaſſung beſtehen ſoll, nach einem anderen Ziel gerungen und ſich neuer Mittel zu ſeiner Erreichung bedient haben.

Die Stolberge waren mit ihrer Kenntniß des Griechiſchen doch nur Liebhaber, Dilettanten, Voß konnte und mußte für einen Gelehrten von Fach gelten; und doch war er zugleich ein Dichter. Wenn er dem Verſtändniß des Originals in ganz anderer Weiſe nachging, ſo ſtellte er ſich auch für die Ueberſetzung ein ganz anderes Maaß von Treue zur Aufgabe. Er folgte dem Vorbilde von Vers zu Vers, ſuchte mehr eine entſprechende Anordnung des Satzbaues im Verſe zu gewinnen, und ſah bald, daß man auf dieſem Wege einen großen Theil eigenthümlicher homeriſcher Wendungen hinübernehmen könne, ohne der eigenen Sprache Gewalt zu thun, und mit dem großen und köſtlichen Gewinn des altgriechiſchen Charakters und Colorits.

Daß ihm die Odyſſee zugefallen, war dabei für ihn ein beſonderes Glück, ein beſonderer Vortheil. Das erſte Verlangen nach der Bekanntſchaft mit Homer hatte ſich der Ilias zugewendet, als dem berühmteren Epos, dem eigentlichen Heldengedicht. Neben der gut aufgenommenen Stolbergiſchen Uebertragung, welche Bodmer in weitem Abſtande hinter ſich zurückließ, würde man nicht ſogleich eine abermalige gewagt haben, zumal da das Publikum mehr den fremden Inhalt ſuchte und für feinere Vorzüge einer neuen Ueberſetzung noch nicht eben empfänglich war. Um ſo mehr verlangte man jetzt aber nach einer neuen Odyſſee, und es ſcheint, als ob die befreundeten Dichter, Stolberg

und Voß, sich von Hause aus in den Homer je nach ihrer Neigung getheilt hätten. Voß fiel die Odyssee zu, und er sagt uns in der Ankündigung (im Deutschen Merkur), daß er für diese stets eine Vorliebe gehabt — wie sie auch sehr erklärlich ist und aus Vossens Leben und seinem eigenen poetischen Charakter sich vollkommen begreift. Voß lebte in ländlicher Umgebung, seine ganze Anschauungs- und Empfindungsweise ist idyllisch; aber freilich nicht im Gesner'schen Sinne, dessen Schäfer auf dem Theater und der Maskerade zu suchen waren, sondern im Sinne seiner niedersächsischen Bauern. Voß hatte ein tiefes Gefühl für Laute der Natur, für die herzliche Traulichkeit im Verkehr von Naturmenschen. In seinen eigenen Idyllen klang dieser Naturton durch und gewann sich Freunde, aber mehr und schöner scheint er sich geltend zu machen bei der Uebertragung der Odyssee. Hier trat in seiner Verdeutschung ein so klarer und menschlicher, ein so warmer und traulicher Ton hervor, wie ihn gewiß wenige von dem marmorn gedachten Griechenthum erwarteten, so daß man sich jetzt mehr überrascht sah, als bei der ersten Bekanntschaft mit Homer. Die Odyssee gewährte ihrer Zeit ungleich mehr, machte einen ungleich nachhaltigeren Eindruck, denn es ging in Vossens Uebersetzung von ihr eine Anregung, ja man darf sagen, eine Erwärmung und Befruchtung aus, die für deutsche Litteratur die edelsten Früchte brachte. Die Odyssee hauptsächlich war es, welche den entstellenden Schleier von den Griechen fortzog, den die schlimme Vermittlung der französischen Tragödie darüber verbreitet hatte. Auf Goethe namentlich war der Eindruck groß und tief; seine schwärmerische Begeisterung für Nausikaa ist bekannt, er wollte aus dem Stoff ein eigenthümliches Trauerspiel gestalten, für welches uns noch der sehr interessante Entwurf erhalten ist. Es verließ dieser homerische Geist und Ton ihn nicht wieder: sein Reineke Fuchs ist davon getränkt, aber am reichesten ergießt er sich in Goethe's vollendetsten Kunstwerk, dem idyllischen Epos Hermann und Dorothea.

Daß das Publikum von der Odyssee nicht im Voraus erwartete, was es sehr bald an ihr fand, dies zeigt sich auch in der Lauheit und Theilnahmlosigkeit, mit der es Vossens Ankündigung aufnahm. Die beabsichtigte Pränumeration scheiterte ganz, und auch die Subscription lief Gefahr sich zu zerschlagen. Man lese, zu welchen traurigen Er-

gießungen sich Voß im Deutschen Merkur (1780, Mai) veranlaßt sah; er erklärte das Papier wieder verkaufen zu müssen und das Ganze liegen lassen zu wollen*).

Und doch hatte Wieland die Proben im Deutschen Merkur mit so warmen als einsichtsvollen Worten begleitet. Sie verdienen jetzt eine Stelle: — „Wo die Arbeit selbst den Meister lobt, wie hier, bedarf es unserer Anpreisung nicht; wir sind überzeugt, daß Männer von Geschmack, die den Homer in seiner eigenen Sprache lesen, und also mit den Uebersetzungen vergleichen können (nach vorstehender Probe vom Ganzen zu urtheilen) nicht nur Homers Geist und kräftigen Ausdruck, sondern, soweit der teutsche Hexameter dem homerischen sich nähern kann, selbst den edlen freien, männlichen Gang seines Verses und die Musik seines Gesanges in dieser Vossischen Uebersetzung wieder finden werden. Ohne gegen die verdienstvolle Arbeit unsers alten ehrwürdigen Freundes**), deren Werth wir bei einer andern Gelegenheit anerkannt haben, ungerecht zu sein, freuen wir uns, diesen Ulyssbogen nun auch von einem jüngeren Manne gespannt zu sehen, und hoffen, daß die Folge ihn überzeugen wird, für den Ruhm keiner undankbaren Nation gearbeitet zu haben.“ —

Der feine Sinn Wielands ließ ihn die eigenthümlichen Vorzüge der neuen Uebersetzung wohl erkennen, darunter auch, daß hier eine ganz andere Stufe der Versbildung sei als bei allen früheren. Auf diesen Punkt haben wir jetzt näher einzugehen. Doch um solchen und anderen Betrachtungen Gewähr zu leisten, möge zunächst ein Theil jener von Voß im Merkur gegebenen Probe, des 14. Gesanges, hier Platz finden — es ist bekannt, daß Voß später diese erste Arbeit je mehr und mehr verändert und nicht immer verbessert hat.

---

*) Das bei dieser Gelegenheit mitgetheilte Subscribenten-Verzeichniß war allerdings wenig ermuthigend, denn nur wo Voß persönlich bekannt war, zeigte sich Interesse. Von Berlin aus subscribirte man auf 2 Exemplare, von Frankfurt a. M. auf 1, von Wien auf 1. Später stellte sich die Sache günstiger, wie das der Ausgabe selbst beigedruckte Subscribenten-Verzeichniß ergiebt.

**) Bodmer.

Aber Odyſſeus ging den rauhen Pfad von dem Hafen
Ueber die waldbewachsnen Gebirge, hin wo Athene
Ihm den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treueſten
Haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odyſſeus.
Sitzend fand er ihn jetzt auf der Flur des Hauſes im Hofe,
Welcher hoch, auf weitumſchauendem Hügel gebaut war,
Schön und rings umgehbar und groß. Ihn hatte der Sauhirt
Selber den Schweinen erbaut, indeß ſein König entfernt war
Ohne Penelopeia und ohne den alten Laertes,
Von geſammelten Steinen und oben mit Dornen umflochten.
Draußen hatt' er Pfähle von allen Seiten in Menge
Dicht an einander gepflanzt, vom Kern der geſpaltenen Eiche.
Innerhalb des Gehegs hatt' er zwölf Köfen bereitet,
Einen nahe dem andern, zum nächtlichen Lager der Schweine.
Funfzig lagen in jedem der erdaufwühlenden Schweine,
Alle gebärende Mütter; und draußen ſchliefen die Eber,
Weit geringer an Zahl: denn ſchmauſend verminderten dieſe
Täglich die göttlichen Freier, es ſandte jenen der Sauhirt
Immer die beſten zum Schmauſe von allen gemäſteten Ebern;
Und der übrigen Zahl war nur dreihundert und ſechzig.
Auch vier große Hunde, wie reißende Thiere, bewachten
Stets den Hof; ſie erzog der männerbeherſchende Sauhirt.
Jetzo zerſchnitt er des Stiers ſchönfarbiges Leder, und fügte
Sohlen um ſeine Füße. Die untergeordneten Hirten
Hatten ſich ſchon zerſtreut; drei hüteten weidende Schweine;
Aber der vierte war in die Stadt geſendet, ein Maſtſchwein
Hinzuführen, den Zoll für den übermüthigen Freier,
Daß beim feſtlichen Schmauſ' ihr Herz an dem Fleiſche ſich labte.
Plötzlich erblickten Odyſſeus die wachſambellenden Hunde,
Und ſie ſtürzten auf ihn lautſchreiend. Aber Odyſſeus
Setzte ſich klüglich nieder, und legte den Stab aus den Händen.
Dennoch hätt' er auch dort unwürdige Schmerzen erduldet;
Aber der Sauhirt lief aus der Thüre mit blutigen Füßen
Hinter den bellenden her, und warf aus den Händen das Leder;
Scheltend verfolgt' er die Hund', und zerſtreute ſie hierhin und dorthin
Mit geworfenen Steinen; und jetzo ſprach er zum König:

Alter, es fehlte nicht viel, ſo hätten die Hunde mit Einmal
Dich zerriſſen, und mich hätt' ewige Schande getroffen!
Und mir gaben die Götter vorhin ſchon Kummer und Trübſal.
Denn um den göttlichen König die bitterſten Thränen vergießend,
Sitz' ich hier, und ſende die fettgemäſteten Schweine
Andern zum Schmauſe, da jener vielleicht des Brotes entbehret,
Und die Länder und Städte barbariſcher Völker durchwandert!
Wenn er anders noch lebt, und das Licht der Sonne noch ſchauet!
Aber folge mir, Greis, in meine Hütte, damit du,
Wann ſich deine Seele mit Brot und Weine gelabt hat,
Sageſt, von wannen du kommſt, und welche Leiden du litteſt.
Alſo ſprach er, und führt' ihn hinein, der treffliche Sauhirt,
Hieß den folgenden Gaſt ſich auf ein laubichtes Lager
Setzen, und breitete darauf der buntgeſprenkelten Gemſe
Großes und zottiges Fell, worauf er zu ſchlafen gewohnt war.
Und Odyſſeus freute ſich dieſes Empfanges, und ſagte:
Zeus beſchere dir, Freund, und die andern unſterblichen Götter,
Was du am meiſten verlangſt, weil du ſo gütig mich aufnimmſt!
Ihm antwortcteſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Fremdling, es ziemte mir nicht, und wär' er geringer als du biſt,
Einen Gaſt zu verſchmähn; dem Gott gehören ja alle
Fremdling' und Darbende an. Doch kleine Gaben erfreun auch,
Heißt es bei unſer einem; denn alſo geht es mit Knechten,
Welche ſich immer ſcheuen, weil ihre gebietenden Herren
Jünglinge ſind. Denn ach! ihm wehren die Götter die Heimkehr,
Der mir Gutes gethan und ein Eigenthum hätte gegeben,
Was auch der gütigſte Herr je ſeinem Diener geſchenkt hat:
Nämlich Haus und Hof und ein liebenswürdiges Ehweib:
Weil er ihm treulich gedient, und Gott die Arbeit gedeihn ließ.
Alſo gedeiht auch mir die Arbeit, die mir oblieget;
Und mein Herr, wenn er hier ſanft alterte, lohnte mir's reichlich!
Aber er ſtarb! Das Geſchlecht der Helena müſſe von grundaus
Stürzen, die in den Staub ſo viele Männer geſtürzt hat!
Denn auch jener zog, Agamemnons Ehre zu rächen,
Gegen Ilion hin und bekämpfte die Reiſigen Troja's;
Alſo ſprach er; und ſchnell umband er den Rock mit dem Gürtel,

Ging zu den Kösen, worein der Ferkel Menge gesperrt war,
Und zwei nahm er heraus, und schlachtete beide zur Mahlzeit;
Sengte sie, haute sie klein, und steckte die Glieder an Spieße,
Briet sie über der Glut, und setzte sie hin vor Odysseus
Brätelnd noch an den Spießen, mit weißem Mehle bestreuet;
Mischte dann süßen Wein in seinem hölzernen Becher,
Setzte sich gegen ihn über, und nöthigt' ihn also zum Essen: —

Ich lasse noch die hundert Verse am Anfang der Odyssee nach dieser ersten Vossischen Uebersetzung hier folgen, besonders auch darum, weil wir später noch auf dieselbe zurückkommen werden und sie durch den Vergleich ein noch höheres Interesse gewinnen.

Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten, und seiner Freunde Zurückkunft.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte;
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben;
Thoren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers
Schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Sage hievon aus ein weniges, Tochter Kronions.
Alle die andern, so viel dem verderbenden Schicksal entflohen,
Waren jetzo daheim, dem Krieg' entflohn und dem Meere:
Ihn allein, der so herzlich zur Heimat und Gattin sich sehnte,
Hielt die unsterbliche Nymphe, die hehre Göttin Kalypso,
In der gewölbeten Grotte, und wünschte sich ihn zum Gemahle.
Selbst da das Jahr nun kam im kreisenden Laufe der Zeiten,
Da ihm die Götter bestimmt, gen Ithaka wiederzukehren;
Hatte der Held noch nicht vollendet die mühende Laufbahn,
Auch bei den Seinigen nicht! Es jammerte seiner die Götter;
Nur Poseidon zürnte dem göttergleichen Odysseus
Unabläßig, bevor er sein Vaterland wieder erreichte.
Dieser war jetzo fern zu den Aithiopen gegangen:
Aithiopen, die zwiefach getheilt sind, die äußersten Menschen,
Gegen den Untergang der Sonnen, und gegen den Aufgang:

Welche die Hekatombe der Stier' und Widder ihm brachten.
Alda saß er des Mahls sich freuend. Die übrigen Götter
Waren alle in Zeus des Olympiers Hause versammelt.
Unter ihnen begann der Vater der Menschen und Götter;
Denn er gedachte bei sich des tadellosen Aigisthos,
Den Agamemnons Sohn, der berühmte Orestes, getödtet;
Dessen gedacht' er jetzo, und sprach zu der Götter Versammlung:
Welche Klagen erheben die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns, wie sie schrein, kommt alles Uebel; und dennoch
Schaffen die Thoren sich selbst, dem Schicksal entgegen, ihr Elend.
So nahm jetzo Aigisthos, dem Schicksal entgegen, die Gattin
Agamemnons zum Weib', und erschlug den kehrenden Sieger,
Kundig des schweren Gerichts! Wir hatten ihn lange gewarnet,
Da wir ihm Hermes sandten, den wachsamen Argosbesieger,
Weder jenen zu tödten, noch um die Gattin zu werben.
Denn von Orestes wird einst das Blut Agamemnons gerochen,
Wenn er, ein Jüngling nun, des Vaters Erbe verlanget.
So weissagte Hermeias; doch folgte dem heilsamen Rathe
Nicht Aigisthos, und jetzt hat er alles auf einmal gebüßet.
Darauf antwortete Zeus blauäugichte Tochter Athene:
Unser Vater Kronion, der herrschenden Könige Herrscher,
Seiner verschuldeten Strafe ist jener Verräther gefallen.
Möchte doch jeder so fallen, wer solche Thaten beginnet!
Aber mich kränkt in der Seele des weisen Helden Odysseus
Elend, welcher so lang', entfernt von den Seinen, sich abhärmt,
Auf der umflossenen Insel, der Mitte des wogenden Meeres.
Eine Göttin bewohnt das waldumschattete Eiland,
Atlas Tochter des Allerforschenden, welcher des Meeres
Dunkele Tiefen kennt, und selbst die ragenden Säulen
Aufhebt, welche die Erde vom hohen Himmel sondern,
Dessen Tochter hält den ängstlich harrenden Dulder,
Immer schmeichelt sie ihm mit sanft liebkosenden Worten,
Daß er des Vaterlandes vergesse. Aber Odysseus
Sehnt sich, auch nur den Rauch von Ithaka's heimischen Hügeln
Steigen zu sehn, und dann zu sterben! Ist denn bei dir auch
Kein Erbarmen für ihn, Olympier? Brachte Odysseus

Nicht bei den Schiffen der Griechen in Troja's weitem Gefilde
Sühnender Opfer genug? Warum denn zürnſt du ſo, Zeus?
Ihm antwortete darauf der Wolkenverſammler Kronion:
Welche Rede, mein Kind, iſt deinen Lippen entflohen?
O wie könnte doch ich des edlen Odyſſeus vergeſſen?
Sein, des weiſeſten Mannes, und der die reichlichſten Opfer
Uns Unſterblichen brachte, des weiten Himmels Bewohnern?
Poſeidaon verfolgt ihn, der Erdumgürter, mit heißer
Unaufhörlicher Rache; weil er den Kyklopen geblendet,
Polyphemos, den Rieſen, der unter allen Kyklopen,
Stark wie ein Gott, ſich erhebt. Ihn gebar die Nymphe Thooſa,
Forkhos Tochter, des Herrſchers im wüſten Reiche der Waſſer,
Welche Poſeidon einſt in dämmernder Grotte bezwungen.
Darum trachtet den Helden der Erderſchütterer Poſeidon,
Nicht zu tödten, allein von der Heimat irre zu treiben.
Aber wir wollen uns alle zum Rath vereinen, die Heimkehr
Dieſes Verfolgten zu fördern; und Poſeidaon entſage
Seinem Zorn: denn nichts vermag er doch wieder uns alle,
Uns unſterblichen Göttern allein entgegen zu kämpfen!
Drauf antwortete Zeus blauäugichte Tochter Athene:
Unſer Vater Kronion, der herrſchenden Könige Herrſcher,
Iſt denn dieſes im Rathe der ſeligen Götter beſchloſſen,
Daß in ſein Vaterland heimkehre der weiſe Odyſſeus;
Auf! ſo laßt uns Hermeias, den rüſtigen Argosbeſieger,
Senden hinab zu der Inſel Ogygia: daß er der Nymphe
Mit ſchönwallenden Locken verkünde den heiligen Rathſchluß
Von der Wiederkehr des leidengeübten Odyſſeus.
Aber ich will gen Ithaka gehn, den Sohn des Verfolgten
Mehr zu entflammen und Muth in des Jünglings Seele zu gießen:
Daß er zu Rath berufe die hauptumlockten Achaier,
Und den Freiern verbiete, die ſtets mit üppiger Frechheit
Seine Schafe ſchlachten, und ſein ſchwerwandelndes Hornvieh;
Will ihn dann ſenden gen Sparta, und zu der ſandigen Pylos:
Daß er nach Kundſchaft forſche von ſeines Vaters Zurückkunft,
Und ein edler Ruf ihn unter den Sterblichen preiſe.
Alſo ſprach ſie, und band ſich unter die Füße die ſchönen

Goldnen ambrosischen Sohlen, womit sie über die Wasser
Und das unendliche Land im Hauche des Windes einherschwebt;
Faßte die mächtige Lanze mit scharfer eherner Spitze,
Schwer und groß und stark, womit sie die Schaaren der Helden —

Nach diesen Proben wird man nun beurtheilen können, wie treffend Wieland an den Vossischen Hexametern „den männlichen Gang“ gerühmt hat, denn in der That liegt hier eine Eigenschaft, welche sie von allen früheren Versuchen wesentlich unterscheidet, und zum erstenmal dem deutschen Ohr in deutscher Sprache die Melodie des homerischen Gesanges fühlbar machte. Die erforderliche Abwechselung der Dactylen und Trochäen oder Spondeen hatte schon Klopstock nachdrücklich empfohlen, desgleichen vor dem Uebermaaß weiblicher Cäsuren gewarnt, aber den Sinn für das feinere Gleichgewicht hatte er noch nicht, im Gegentheil, bei seinem Streben nach langem Periodenbau und hinrollendem pathetischem Wortfluß war ihm ein gewisses Ueberneigen der Verse vorwärts hin ganz genehm, und das hatte sich auf alle früheren Uebersetzer vererbt. Diesen hastigen und zugleich taumelnden Lauf des Hexameters hat Voß zuerst mit einem sittigen Gange und gemessenen Tanzschritt vertauscht, so daß nun zum ersten Male der ruhige epische Stil des Homer anschaulich werden konnte, um so mehr, als er nicht, wie Bodmer, die Uebergangspartikeln versäumte, sondern sie sorgfältigst wiederzugeben bemüht war. Unter den Mitteln, mit welchen Voß dieses Gleichgewicht des Verses erreichte, ist hier hauptsächlich zu erwähnen, daß er wirklich die Hauptcäsur in die Mitte des Verses, den dritten Fuß fallen läßt und daß sie überwiegend männlich ist; später lernte er freilich noch andere Mittel kennen, so wie er denn überhaupt nach dieser Richtung hin in seiner Odyssee vom Jahr 1781 erst einen schwachen Anfang gemacht hat, der nur fühlbar wird im Vergleich mit seinen Vorgängern. Wir finden sogar gegen das Ende des Verses hier noch häufig amphibrachische Wortfüße, wo sie schon Klopstock für besonders gefährlich erklärt hatte. Das Gesetz für die Cäsur des vierten Fußes scheint damals Voß noch unbekannt gewesen zu sein; auch die bukolische Cäsur, die dem späteren Vossischen Hexameter so wesentlich ist, macht sich noch wenig bemerkbar.

Hinſichtlich der Spondeen ſteht Voß hier noch mit Klopſtock der Theorie nach auf ungefähr gleichem Standpunkt, denn ſein Hexameter hat drei Füße, neben dem Spondeus zugleich noch den Trochäus. Genauer betrachtet wird man aber vielmehr ſo ſagen müſſen: Voß läßt noch den Trochäus neben dem Spondeus zu, während Klopſtock von Hauſe aus den Hexameter aus Dactylus und Trochäus conſtruirte, ſpäter aber ſtatt des letzteren auch den Spondeus aufnahm, als er ſich nämlich von deſſen Vorhandenſein im Deutſchen überzeugte. Klopſtock hielt den Trochäus für flüſſiger, glaubte, daß Spondeen den Vers zu ſchwer machten, und wollte ſich ihrer nur für beſondere Effekte bedienen; bei Voß wird nun der Spondeus ſchon ein gewöhnliches Vers-Element, ſogar das erſtrebte, das gewünſchte, das nur ſich nicht überall erreichen läßt. Dem entſpricht nun auch die Praxis. Schon in der erſten Odyſſee wußte Voß auf geſchickte Weiſe ganz ungeſucht ſpondeiſche Versfüße in ungleich größerer Zahl als Klopſtock zu gewinnen und zwar ſo, daß der Vers dadurch nicht ſchwerfälliger, ſondern vielmehr leichter wurde; denn meiſtens waren es jene Silben, die man früher in dactyliſchen Versfüßen mit Unrecht kurz gebraucht hatte, und die nun, in der Senkung des ſpondeiſchen Fußes ausklingend, mit mehr Zeit geſprochen werden konnten, alſo jedenfalls ein Gewinn zugleich für Wohllaut und Leichtigkeit.

Hier ſchließt ſich der proſodiſche Geſichtspunkt an. Voß verfolgt die von Klopſtock eingeſchlagene Bahn und verfährt nach denſelben Grundſätzen, wie die Stolberge, nur mit noch mehr Strenge.

Immer mehr kommt das Geſetz von der Länge aller Stammſilben zur Herrſchaft; ganz unverbrüchlich iſt es jedoch hier bei Voß auch noch nicht; er hält Ausnahmen noch für möglich; Vaterland (Odyſſee I, V. 21) kann noch, wie es die Stolberge gethan hatten, als Dactylus genommen werden — aber nur noch im Jahr 1781, denn ſpäter hat Voß ſich dergleichen nie mehr erlaubt. Auf der andern Seite ſcheint er die Theorie von der Mittelzeit (ich werde die proſodiſchen Theorien in einer beſondern Betrachtung erörtern) hier noch nicht zu haben, hält vielmehr im Zuſammenhange mit ſeinen Vorgängern, alle Ableitungsſilben, mögen ſie immerhin noch deutlich erkennbare Elemente von Stammſilben in ſich ſchließen, in allen Fällen für kurz: hiernach ſind: Botſchaft, Einheit, Antlitz, Trübſal,

wachſam, u. ſ. w. beſtändige Trochäen, dagegen: ſolcherlei, tugendhaft, Ewigkeit, Einſamkeit, Eigenthum, u. ſ. w. untadelhafte Dactylen; wohl zu merken: in der erſten Odyſſee.

So viel hier von der äußern Verstechnik; was nun näher den Inhalt anlangt, die Treue des Einzelnen und des Ganzen, des Wortes und des Tones, ſo hat Voß einen völlig anderen Standpunkt inne als Bodmer, ja als Stolberg. Seine Ueberſetzung folgt dem Original nicht nur Vers um Vers, ſondern ſo viel als möglich Satz um Satz. Schon ſehen wir das Streben, homeriſche Wendungen nachzubilden, aber freilich tritt es nur noch ganz ſcheu hervor, denn die von Gottſched und Adelung allzuſtreng geſchulte Sprache und die nach äußerer Correctheit ſtrebenden Zeitgenoſſen, welche das Vorbild des Franzöſiſchen nicht fernzuhalten vermochten, würden jede größere Kühnheit als ein Vergehen gegen den Geiſt der Sprache geahndet haben. Voß begnügte ſich mit einem ſehr beſcheidenen Gebrauch des activen Participiums, das faſt ganz in Vergeſſenheit gekommen war, und wagte neue Wortbildungen hauptſächlich nur da, wo es galt homeriſche Beiwörter wiederzugeben. Der Geiſt großer Discretion ſchwebt über der ganzen Arbeit und dieſe Eigenſchaft eben iſt es, der Voß, bei den anderen großen Tugenden ſeiner Ueberſetzung den entſchiedenen Erfolg verdankt. Wieland war es, auf deſſen Urtheil es damals hauptſächlich ankam, und dieſer war nur ſo zu gewinnen.

Um ſo höher muß es Voß angerechnet werden, daß er ſich durch dieſen Beifall gar nicht beſtimmen ließ, ſondern nach einem klar erkannten Ziel ſeinen eigenen Weg unabhängig fortſetzte. Seine Odyſſee war erſchienen, ſie genügte den Deutſchen, aber Voß ſelbſt fand ſie bald ungenügend, jene wünſchten keine andere, er aber rang nach einem neuen, viel höher geſteckten Kranze. Er arbeitete rüſtig und unaufhaltſam an ſeiner Homerüberſetzung fort, zwölf Jahre lang, denn erſt im Jahr 1793 ſah man das Ergebniß ſeiner angeſtrengten Beſtrebungen. Er trat in dieſem Jahre mit dem ganzen Homer hervor, er hatte nun auch die Ilias dazu überſetzt, dagegen die frühere, ſo beifällig aufgenommene Odyſſee gänzlich umgearbeitet. Man darf ſagen, es ſei der Abſtand dieſer zweiten Voſſiſchen Leiſtung von ſeiner erſten größer, als der ſeiner erſten Odyſſee von ſeinen Vorgängern; die dort noch ganz ſcheu hervortretenden Verſuche ſind jetzt zu einem entſchiedenen

Princip geworden, das offen und mit großer Virtuosität gehandhabt wird. Der eigentliche Wendepunkt der neuen Uebersetzerkunst fällt in diesen Zeitraum, Vossens Art und Kunst war mit dem Jahr 1793 fertig und alles was er später des Guten noch mehr gethan, ist meistens nur als Uebertreibung und Ausartung anzusehn. Wir haben also eine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu wenden und werden insbesondere die Urtheile bedeutender Zeitgenossen nicht übersehen dürfen.

Die Neuheit der zweiten Vossischen Arbeit setzte das deutsche Publikum in stummes Erstaunen. Einer solchen Umwandlung hatte man sich von Voß nicht versehen; alles was früher ansprach schien verschwunden, alles was neu war, stieß ab. Männer von Urtheil wagten sich mit ihrer Meinung nicht hervor; Wieland, der bisher alle Vossischen Arbeiten mit besonderer Vorliebe verfolgt hatte, schwieg zwei Jahre lang und scheint nur auf besondere Erinnerung seine Stimme erhoben zu haben. Er that es mit Freimüthigkeit, nach bester Einsicht mit allem Wohlwollen; gleichwohl steht sein Urtheil ganz auf der Ebne der Zeit, spricht in der That das aus, was die Zeitgenossen fühlten und kann insofern nicht für ein wahres Urtheil gelten, als das Ziel, nach welchem Voß strebte, nicht begriffen wird. Gleiches ist damals freilich auch A. W. Schlegel begegnet. Doch hören wir vor allen Dingen Voß selbst. Der Anfang der Odyssee lautete nunmehr:

Sage mir Muse vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch so viel im Meer der kränkenden Leiden erduldet,
Strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurückkunft.
Dennoch nicht die Freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar;
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben,
Thörichte, welche die Rinder dem leuchtenden Sohn Hyperions
Schlachteten; jener darauf nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Hievon sag' auch uns ein Weniges, Tochter Kronions.

Schon in diesen wenigen Versen zeigt sich das Bestreben und Vermögen einer ungleich größeren Treue, der Uebersetzer sucht dem Original in Satzbildung, Wortstellung und selbst in Wortanklängen zu

folgen. So: dem vielgewandten, der vielfach (πολύτροπον ὃς μάλα πολλὰ —; am stärksten aber tritt dies hervor da, wo es im Deutschen nicht ohne Zwang erreicht werden konnte: eifrig bemüht zwar — ἰέμενός περ. Solche Dinge fielen denn den Zeitgenossen am meisten auf und wurden der Ausgangspunkt zu dem ungünstigen Urtheil. Hätte man alles genau erwogen, so würde nicht entgangen sein, daß Voß auch öfters geändert hatte um einfacher und naiver zu werden, als in der ersten Ausgabe, so: nachdem er die heilige Troja zerstöret statt: nach der heiligen Troja Zerstörung, was offenbar hölzern und prosaisch ist. Allein überwiegend blieb doch der Eindruck, es sei jener einfache trauliche Ton unterbrochen und häufig etwas Erkünsteltes, wohl gar Undeutsches, an dessen Stelle getreten. Man nahm Anstoß an Wortstellungen, Wortbildungen, Wortfügungen. Dies ist auch der Inhalt von Wieland's eingehender Kritik im 11. Stück des Deutschen Merkurs von 1795, so sehr er in freundlichem Sinn auch jedem Tadel die Schärfe zu nehmen sich bemüht. Die Beurtheilung erschien damals als eine treffende und gerechte, so wie sie denn auch für längere Zeit die Tonart angeschlagen hat und selbst maaßgebend erscheint für mehrere Kritiken A. W. Schlegels. Allein ganz anders stellt sich die Sache gegenwärtig, wo wir jenen Standpunkt nur für einen einseitigen, nur für die Opposition des Alten gegen das Neue ansehen können.

In mehr als Einem Punkt verräth Wieland, daß er die Aufgabe gar nicht gekannt, welche Voß sich so bestimmt gestellt; er hält z. B. die Uebersetzung der homerischen Beiwörter für unerheblich und überflüssig, während sie doch so charakteristisch zum epischen Stil und zu altgriechischem Wesen gehören. Nicht minder waren ihm die prosodischen Grundsätze entgangen, nach denen Voß nunmehr schon mit so großer Sicherheit deutsche Verse bildet; wo er ihm Verbesserungsvorschläge macht, mußte Vossens Ohr Greuel hören. Vor allen Dingen aber der Vers. Derselbe Wieland, welcher ehemals an Vossens Hexameter den männlichen Gang gelobt hatte, damals als er dieses Lob nur erst wenig verdiente, blieb jetzt ganz unempfindlich bei dem wahren Gelingen. Die neue Odyssee klang ihm um nichts besser als die alte, im Gegentheil erschien ein größeres Maaß von männlichem Taktschritt ihm nur als Härte. Somit mußte denn sein

Urtheil ein schiefes werden, denn auf dieser Seite lagen hauptsächlich die Gründe, welche Voß zu Aenderungen veranlaßt hatten, hier lag eigentlich das Neue, der Fortschritt.

Man darf sagen, daß erst jetzt Voß das tiefere Verständniß des Hexameters aufgegangen sei; es hatte dazu einer viel längeren Uebung, eines langjährigen Lauschens und Beobachtens bedurft. Er hatte es an beidem nicht fehlen lassen und sich dadurch auf eine Stufe erhoben, die kein Deutscher vor ihm und auch nur sehr wenige nach ihm erreicht haben. Es beruht dies auf einer nachweislichen ganz bestimmten Erkenntniß. In der ersten Odyssee finden wir das Cäsurgesetz des dritten Fußes beobachtet, jetzt in der Ilias und der zweiten Odyssee auch meistens das des vierten, ein Gesetz, das für den Bau wohlgebildeter Hexameter mindestens dieselbe Wichtigkeit hat, wie jenes.

Der homerische Hexameter versagt sich die weibliche Cäsur im vierten Fuß; die Cäsur muß hier eine männliche sein oder gar keine. Ausnahmen sind ganz einzeln stehende, so sehr, daß sie das Gesetz nur bekräftigen. In der deutschen Sprache tritt die Nothwendigkeit dessen nur noch stärker hervor, weil sie noch mehr als die griechische sich zu trochäischen Cäsuren hinneigt. Die römischen Dichter sind in diesem Punkt weniger strenge, weil ihre Sprache vielmehr einen Ueberfluß an männlichen Cäsuren darbietet, so daß denn auch, was die Griechen zuließen, die feinere römische Versbildung im Hexameter den viersilbigen und im Pentameter den dreisilbigen Ausgang verwehrt, eben weil er einen zu harten Auftritt am Schluß darbietet.

Zu dem eben berührten Gesetz homerischer Versbildung gehört nun auch die bukolische Cäsur. Diese findet statt, wenn der vierte Versfuß ein Dactylus ist, und mit dessen Ende, also zwischen dem vierten und fünften Fuße, ein Einschnitt sich zeigt. Hieraus geht hervor, daß es strenge genommen keine Cäsur ist, oder wenigstens, daß das Wort hier in ganz anderem Sinne gebraucht wird, denn es ist kein Einschnitt inmitten des Versfußes, sondern mit seinem Schluß, also mit diesem zusammenfallend. Gleichwohl hat die künstlerische Praxis ergeben, daß gerade an dieser Stelle ein Ausgang des Wortfußes nicht nur zulässig, sondern erwünscht ist und viel beitragen kann, dem Verse eine eigenthümliche Munterkeit zu verleihen. Die homerische Verskunst hat dies schon vollständig erkannt, sie bedient sich dieses

Einschnittes mit dem besten Erfolge, wenn sie ihm auch nicht mit solcher Vorliebe nachstrebt, wie dies im späteren Zeitalter von den bukolischen Dichtern geschieht — woher der Name. Voß war nun vom Jahr 1793 auch zu dieser Einsicht gelangt und so viel er nur konnte, suchte er von hier ab dem deutschen Hexameter durch diesen Einschnitt aufzuhelfen, ein Umstand, dem Voß hauptsächlich die Schnellkraft und Lebendigkeit seiner Verse verdankt. Es giebt noch einen verwandten Einschnitt, der aber keinen besonderen Namen führt, das ist der mit dem Schluß des ersten Dactylus; auch ihn hat Voß mit Freude und Genugthuung dem homerischen (und virgilischen) Verse nachgebildet. So glich in den angeführten ersten Zeilen der Odyssee zweimal hinter einander (V. 7, 8.) Thörichte und Schlachteten νήπιοι — ἤσθιον. Gewiß hätte er das letztere Wort genauer übersetzen können, allein es kam ihm auch wesentlich darauf an, zugleich die Cäsur wiederzugeben, und er nahm nicht Anstand, ihr selbst ein Opfer zu bringen. In dieser Art hat Voß mehr als eines und immer größere seiner fortschreitenden Einsicht in das Wesen des homerischen Verses gebracht.

Schon fand er eine Freude daran, den „Wolkenversammler Kronion", wie es in der ersten Odyssee hieß, mit dem „Herrscher im Donnergewölk Zeus" zu vertauschen, ganz offenbar um die eigenthümliche Cäsur des νεφεληγερέτα Ζεύς zu erhalten. Aber er wurde dann auf dieser Bahn auch dahin getrieben μέγας σῦς zu übersetzen mit: „ein borstenumstarrt Schwein", was wohl eine zu große Ehre und ein zu weit genommener Anlauf ist. Auf gleiche Weise suchte er ferner spondeische Ausgänge wiederzugeben, wo das Original sie darbot — Aeußerlichkeiten, die ihn selbst und andere von der richtigen Straße bald auf Abwege verlocken konnten, um so mehr, da der rohere Geschmack dergleichen hauptsächlich anzustaunen geneigt ist. Wir bewundern es nicht so sehr, wissen aber auch zugleich das Wesen der Vossischen Bestrebung davon zu unterscheiden.

Nicht viel anders als Wieland urtheilte auch A. W. Schlegel über die neue Odyssee und die Ilias, in der That ein geschmackvoller Kenner sowohl des Griechischen als Deutschen, selbst wohlerfahren in der Kunst der Versbildung. Aber Voß ließ sich nicht irre machen auf seinem Wege, er ging ruhig fort und er hatte nach wenigen

Decennien die große Genugthuung zu ſehen, daß das Publikum ſich je mehr und mehr mit ſeiner Art befreundete und daß die Kritiker ihre früheren Urtheile modificirten oder uneins wurden. Sehr anziehend iſt es hier Schlegel zu beobachten, der bei den verſchiedenen Abdrücken des Voſſiſchen Homer wiederholt das Wort ergriff und von Stufe zu Stufe ſich mehr zu den neuen Grundſätzen bekannte. Aus dem was Schlegel zur Ausgabe von 1801 bemerkte, ſind zwei Stellen unmittelbar hierher gehörig; ſie werfen ein helles Licht auf Voſſens Werth als Ueberſetzer. Die erſte bezieht ſich auf die Sprachbehandlung; alles was früher ſo anſtößig erſchien, ſo unmöglich, ſo undeutſch, war nun mittlerweile möglich und deutſch geworden und zeigte ſich in dem Licht einer hochverdienſtlichen Erweiterung der deutſchen Sprache. Schlegel, ſein früheres Urtheil entſchuldigend, ſagt: „Der Beurtheiler einer poetiſchen Dolmetſchung hat freilich die Rolle des Grammatikers zu ſpielen, der ſeiner Natur nach ein Widerſacher aller Abweichungen vom Herkommen iſt: er ſucht aus Analogieen der Sprache zu beweiſen, daß dieſes oder jenes nie als einheimiſch darin Wurzel faſſen könne. Wenn ihn nachher der Erfolg widerlegt, ſo wird er genöthigt, das Beſtrittene ſelbſt in den Umkreis des gültigen Sprachgebrauches aufzunehmen. Ich ſehe mich in manchen Stücken, der Voſſiſchen Ueberſetzung gegenüber, nicht ungern in dieſem Fall: denn die erworbenen grammatiſchen Vorrechte und Freiheiten kommen auch mir als Ueberſetzer und Dichter zu gute. Manche von mir angefochtenen Wandlungen, Stellungen und Conſtructionen, ſind auch keineswegs von Voß zuerſt gebraucht worden: ſie finden ſich bei den beſten Dichtern aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und hatten ſich nur während der Periode, wo man die Poeſie zur Proſa herabzuſtimmen ſuchte, aus unſerer Sprache verloren“ u. ſ. w.

In der That war Voß um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Fügung und Stellung der Worte im Deutſchen das durchzuſetzen gelungen, was Leſſing unſerer Sprache ſchlechterdings abſprach. War Leſſing aus ſolchem Grunde der Homer unüberſetzbar erſchienen, ſo galt das nicht mehr. Jene Stellung der Beiwörter, welche ihm für nur griechiſch und keineswegs deutſch galt, wurde jetzt ohne Weiteres in deutſchen Verſen gemacht und angenommen. Hierin liegt eine große Eroberung, welche nie in Vergeſſenheit kommen ſollte.

Die zweite Stelle bezieht sich auf das Metrische; sie lautet: „Was die Bearbeitung der antiken Sylbenmaaße, besonders des Hexameters, im Deutschen betrifft, so ist Voß unstreitig als der zweite Erfinder anzusehen, und sein Verdienst dabei ist unübersehlich groß. Es ist mir jetzt vollkommen klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei einer Uebersetzung des Homer nicht mit einer geringeren Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen als die seinige hat.“ Schlegel hofft dann im Folgenden, daß die Zeit nicht so gar entfernt sei, wo man Hexameter ganz ohne Trochäen werde bilden können.

Wenn Voß sich auch nie auf diesen Standpunkt hat stellen mögen, so finden wir allerdings bei ihm in den ferneren Ausgaben seines Homer, so wie auch in allen seinen späteren Uebersetzungsarbeiten eine fortschreitende Vorliebe für Spondeen im Hexameter und oft läßt sich nachweisen, daß er Aenderungen der früheren Lesart nur gemacht, um einen Spondeus mehr zu erhalten. Wenn es nun überhaupt gefahrbringend ist, der Form irgendwie ein Uebergewicht über den Inhalt einzuräumen, so hat es im Deutschen mit den Spondeen noch seine ganz besondere Gefahr.* Wir haben Spondeen meistens nur in zusammengesetzten Wörtern, diese sind aber in der Poesie viel weniger anwendbar als die einfachen, und ganz besonders nicht in einer Poesie von naivem Charakter. Will man in solcher Art die neuesten Ausgaben der Odyssee mit jener ältesten vergleichen, so wird sich schwer verkennen lassen, daß der Verlust jener traulichen Einfachheit, der hier beklagt wird, größtentheils auf dem Ueberfluß zusammengesetzter Wörter beruht, die lediglich dem Spondeus zu Liebe von Jahr zu Jahr in die erneuerten Ausgaben gekommen sind. Es verlohnt sich wohl unter diesem Gesichtspunkt einen Vergleich zwischen der ältesten Odyssee und der Ausgabe letzter Hand, oder auch nur einer späteren, anzustellen. Ich wähle dazu wieder den Anfang des vierzehnten Buches:

Aber Odysseus ging den steinigen Pfad von der Meerbucht
Ueber die waldbewachsnen Gebirghöhn, hin wo Athene
Ihn den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treuesten
Haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odysseus.
Jetzo im Vorhaus fand er den Sitzenden, wo ein Geheg ihm

Hoch umher war gebaut, in weitumſchauender Gegend,
Schön zugleich und groß und umgehbar: welches der Sauhirt
Selber gebaut den Schweinen, indeß ſein König entfernt war,
Ohne Laertes den Greis und die Herrſcherin Penelopeia,
Schwere Stein' anſchleppend, die rings er bepflanzte mit Hagdorn,
Draußen ſtieß er auch Pfähl' in den Umkreis hiehin und dorthin u. ſ. w.

So finden wir ſtatt Schiff jetzt Meerſchiff, ſtatt Mahl Feſtſchmaus, ſtatt Gewäſſer Salzflut, ſtatt Meer Meerflut, ſtatt Frucht Feldfrucht, ſtatt Weide Bergtrift, ſtatt Wein Feſtwein u. ſ. w., wobei jedesmal Nebenbedeutungen eingemiſcht werden, die im beſten Fall zwar eine gewiſſe Beſtimmtheit geben können, allein ſelten die richtige, und wobei faſt durchgängig die ſchmuckloſe ungeſuchte Einfalt der Rede verloren geht, und nur allzubald eine gewiſſe prunkende und trumpfende Geſpreiztheit erwächſt, die von der Milde des homeriſchen Ausdruckes ſehr weit entfernt liegt. Manchmal wieder fällt Voß zu ſehr ins Moderne und Bürgerliche, oder läßt ſich wenigſtens die Gelegenheit eines antiken und griechiſchen Anſtriches entgehen: ich meine z. B., wenn er Eimer ſtatt Gefäß, Schale, Mantel, Leibrock ſtatt Gewand, Chiton ſetzt.

Gleichwohl muß anerkannt werden, daß, trotz all ſolcher Mängel im Einzelnen, die Voſſiſche Homer-Ueberſetzung doch im Ganzen einen eigenthümlichen Ton an ſich trägt, welcher nicht ohne beſondere Anziehungskraft iſt und ſogleich vergegenwärtigt, daß man ein Werk fremder und alter Poeſie in Händen habe. Voſſens Ueberſetzung hat Stil, was ſich von keiner frühern rühmen ließ, aber freilich iſt dieſer Stil nicht ganz der homeriſche. Er paßt für die heroiſche Ilias noch beſſer als für die Odyſſee, dort will der harte Auftritt des Verſes eher dem Inhalt entſprechen als hier, wo man an vielen Stellen und faſt durchgängig eine weichere Tonart verlangt, welche denn auch eine feinere Ausführung und zartere Tinten zulaſſen würde. Die Süße des homeriſchen Geſanges klingt aus Voſſens Verſen uns nur wenig entgegen.

Der Homer-Ueberſetzung ſchließt ſich am nächſten an die des homeriſchen Hymnus auf Demeter. Voß hat nicht die ſämmtlichen Hymnen, ſondern nur dieſen einzigen übertragen, und es iſt eine ſeiner letzten Arbeiten; er erſchien 1826. Wir finden hier ſeine ſpätere

Technik, allein wir finden sie gleich aus Einem Guß angewendet, nicht vermittelt durch eine Reihe sich steigernder Verhärtungen. Wie Voß in der Erklärung dieses alten und merkwürdigen Stückes große Verdienste hat, so wollen wir diese auch der Uebersetzung nicht absprechen. Sie zeigt Charakter, wiewohl nicht ganz den des Originals, das die Schärfe, Abgemessenheit, Knappheit an sich trägt, in welcher wir die Merkmale hieratischer Poesie erkennen, während Voß auch hier etwas Prunkendes und Gespreiztes giebt, das sehr aus dem Wege liegt. Aber die Sprachgewandtheit und Sprachfülle macht sich eben so geltend, als die Schnellkraft des Rhythmus.

Auch von Vossens Uebersetzung des Hesiod, namentlich der Theogonie, müssen wir ein Aehnliches urtheilen. Jener hieratische Charakter, den ich an einem anderen Orte nachgewiesen zu haben glaube, ist nicht erkannt, nicht gefühlt; der Ton des Unechten hat ganz und gar das Uebergewicht erhalten über das Echte. In dem Titanenkampf aber ließ sich die Vossische Art mit Vortheil und Wirkung geltend machen. Immer bleibt Homer die Hauptleistung des berühmten deutschen Uebersetzers; doch haben für unsere Betrachtung seine Verdeutschungen römischer Dichter kaum ein minderes Interesse. Sie bestärkten ihn in seiner Art und Weise nur noch mehr, sie, wie es scheint, sind es hauptsächlich, welche seine Virtuosität bis zur Manier forttrieben und nicht in der besten Art auch auf seine späteren Uebersetzungen aus dem Griechischen zurückwirkten.

Die Sprache der griechischen Epiker, besonders die des Homer, hat eine bequeme Breite und einen austönenden Hall, welcher auch dem Uebersetzer mehr Raum und freie Bewegung gestattet. Ganz anders das Römische, denn es neigt zu Kürze und Prägnanz, zu einer gedrängten Fülle und oft zu schnellem und schroffem Wechsel der Gegenstände, wie des Tones. Absolute Constructionen und Participialfügungen kommen hier nur noch häufiger vor, und andrerseits befindet sich der gesammte Charakter des römischen Ausdrucks und Verses in ungleich weiterem Abstande vom Deutschen, als das Griechische. Voß aber, an den genauesten Anschluß gewöhnt, suchte hier überall nachzufolgen. Er ging darin sicherlich zu weit, denn man kann alles übersetzen, nur nicht die Sprache. Mit Bewußtsein erstrebte Voß hier einen noch härteren Versgang, noch häufigere Spondeen, noch steilere

Cäſuren. Man weiß, daß für den römiſchen Hexameter die Schwierigkeit auf der entgegengeſetzten Seite liegt, wie bei dem Deutſchen; dort fehlt es an Dactylen und an weicheren Einſchnitten, dort iſt großer Ueberfluß an langen Silben und an Spondeen, noch mehr aber an harten und männlichen Cäſuren, alſo an dem, was im Deutſchen ſo ſchwer zu erringen iſt. Wollte nun Voß in ſeiner Ueberſetzung den deutſchen Vers bis in die Nähe des römiſchen erheben, ſo war eine große Differenz zu überwinden was nicht ohne Zwang geſchehen konnte. Leider lernte es hier Voß, der deutſchen Sprache Gewalt anthun; ſeine früheren Erfolge ſelbſt verführten ihn, immer weiter zu gehen, und je weiter er gegangen war, um ſo mehr verlor er das Gefühl für natürliche Sprachfügung und für die feine Grenze des Erlaubten und Verſagten. Sein Deutſch bekommt von hier ab einen fremdartigen Klang, der heimiſche Ton und Anklang iſt verloren, ſcheint es doch faſt, als ob es von neuem einer Ueberſetzung ins Deutſche bedürfte. Im Jahr 1798 erſchien ſeine Auswahl aus den Ovidiſchen Verwandlungen, welche, wo wir ſie auch aufſchlagen, gewiß das Geſagte beſtätigt. Ich wähle den Anfang der Geſchichte von Echo und Narciß.

Durch die areiſchen Städte, berühmt als Seher der Zukunft,
Gab dem fragenden Volke Tireſias treffende Antwort.
Gleich die bläuliche Nymphe Liriope machte die Probe
Seines unfehlbaren Spruchs: die einſt in gekrümmeter Wallung
Rings Cephiſos umhegt', und in bergenden Wogen ihr Brautbett
Wölbete. Dieſem gebar im Lauf der Monden die Schönſte
Ein holdſeliges Kind, ſchon damals Nymphen bezaubernd,
Und Narciſſus genannt. Um ihn gefraget, ob jener
Völlig gereift ſehn würde das Ziel des höheren Alters,
Gab der erleuchtete Mann: Wenn er ſich nicht kennet! zur Antwort.
Lang' in den Wind ſchien ſolches geweiſſagt; endlich bewährt es
That und Erfolg, und des Todes Geſtalt und die Neuheit des Wahnſinns
Jetzo hatte Narciſſus den funfzehn Jahren noch Eines
Zugefügt, und er konnte wie Knab' erſcheinen und Jüngling.
Mancher begehrete ſein der Jünglinge, manche der Jungfraun.
Aber es war ſo grauſam ſein Stolz bei der blühenden Schönheit:
Keiner rührete jenen der Jünglinge, keine der Jungfraun. u. ſ. w.

Oder der Eingang der Fabel von Medea:

Schon mit der Minyerschaar durchsteuerte Argo die Meerflut;
Und, der in ewiger Nacht hülflos sein Alter dahinzog,
Phineus empfing den Besuch; und als Boreas Söhne mit Flügeln
Scheuchten die Jungfrauvögel vom Mund des bekümmerten Greises;
Und viel duldeten schon mit dem Held Jason die Helden:
Bis sie zuletzt einlenkten zum Sturz des schlammigen Phasis.
Weil sie dem Könige nahn, und das Vließ verlangen des Phrixos,
Und den Beding, abschreckend durch viel Arbeiten genannt wird;
Zündet gewaltige Flammen das Herz der aetischen Jungfrau.
Als sie lange gerungen und nicht mit Vernunft der Bethörung
Abzusingen vermocht: Umsonst ach! kämpfst du, Medea:
Irgend ein Gott, sagt jene, bestürmt. Ja wahrlich, das ist es,
Oder gewiß was Aehnliches dem, was Liebe genannt wird.
Warum scheinen mir doch zu hart die Befehle des Vaters?
Aber sie sind auch zu hart! Warum doch fürcht' ich das Unglück
Deß, den ich eben gesehn? Woher so bange Besorgniß?
Schütte sie aus jungfräulicher Brust, die empfangene Flamme,
Wenn du kannst, Elende! Ja könnt' ich es, richtiger wär' ich!
Aber mit Zwang zieht neue Gewalt; und ein anderes räth mir
Lust, ein anderes Sinn. Das Bessere seh' ich und lob ich,
Schlechterem folget das Herz. Für den Fremdling Tochter des Königs
Glühest du? Einen Gemal aus entlegenen Landen erträumst du?
Hier auch wohnt, was Liebe verdient. Ob er leb', ob er sterbe,
Ordnen die Götter allein. Doch er leb'! und dies zu erflehn ist
Außer der Lieb' auch erlaubt. Denn was verschuldet' Jason?
Welche nicht Grausame blieb' unbewegt von dem Alter Jasons,
Von dem Geschlecht und der Kraft? Wen könnte nicht, fehlt auch das andre,
Rühren allein die Gestalt? Mich wenigstens rührte sie herzlich —

Wer könnte in diesen Versen wohl eins der gelungensten Stücke Ovids wiedererkennen? Alles was dort leicht entgegenkommt und sich verständlich darbietet, ist hier schwierig und kann erst bei näherem Nachdenken gefaßt wirken, so daß die Gesammtwirkung völlig verloren geht. Daß Treue zur Untreue werden kann, hat Voß hier schlagend bewiesen. Was in der einen Sprache sich leicht ausnimmt, wird, wenn

wir es allzu wörtlich übertragen, in der anderen ſchwer und hölzern, ganz abgeſehen davon, daß der Ton ein gänzlich verſchiedener ſein kann. Voß iſt hier im Begriff, von der Herrſchaft des Sprachgenius ſich loszuſagen, wo er es nicht bereits gethan hat. Ein poetiſcher Genuß iſt daher aus dieſer Ueberſetzung nicht mehr zu ſchöpfen, wiewohl ich weiß, daß ſie auch neuerdings unter philologiſchen Urtheilern ganz beſondere Freunde*) hat. Ich kann in ihr weder im Ganzen noch im Einzelnen den ovidiſchen Charakter wiederfinden, denn wo wäre hier eine Spur jener unbeſchreiblichen Anmut und Leichtigkeit. Ovids Vers tanzt auf leichter Sandale, der Voſſiſche auf ſchwerem Holzſchuh. Außerdem hat Ovid viele Tonarten neben einander, bald iſt er mehr heroiſch, bald mehr idylliſch, bald ahmt er den Stil der philoſophiſchen Dichter der Griechen glücklich nach und dann iſt er wieder ganz er ſelbſt mit den kurzen geiſtreichen Wendungen, ſeinem ſpielenden Witz und ſeiner bezaubernden Laune. Von alledem nicht viel Spur in Voſſens Verdeutſchung, die überall vergröbert und übertrieben iſt und eine durchgängige Steifheit und Sprödigkeit an ſich trägt, die ſich zum Original verhält wie gegerbtes Leder zu einem ausdrucksvollen, jugendlichen Antlitz.

Einen Schritt weiter ging Voß im Virgil, der ein Jahr darauf, 1799, erſchien. Doch bevor wir tadeln, iſt vor allen anzuerkennen, was Voß auch hier geleiſtet. Sein Virgil ſtellt ſich ſeinem Homer in mancher Rückſicht zur Seite, oder gegenüber. Die Aufgabe war eine andere, er erkannte ſie im Allgemeinen wohl und indem er ihr mit Kraft und Begeiſterung ſich hingab, wurde er unvermerkt in eine entgegengeſetzte Bahn gezogen, die ihn von den Griechen je mehr und mehr entfernte. Homer iſt ein naiver Dichter, Virgil ein kunſtvoller, rhetoriſcher, jener voll Ethos, dieſer voll Pathos. Der heroiſche Vers nimmt hier einen ganz anderen Charakter an, er tritt geharniſchter auf, er wird declamatoriſch; auch in ſolcher Geſtalt kann er ſchön ſein, aber die künſtleriſche Behandlung iſt eine gänzlich andere. Alles kommt hier an auf Nachdruck, auf eine gewiſſe Bravour in jeder Bewegung. Voß, der ſchon nach Kräftigkeit des Auftretens ſtrebte, wurde nun

*) Lachmann hielt Voſſens Ovid-Ueberſetzung in beſonderen Ehren und hat wiederholt die Vertheidigung derſelben nach allen Richtungen gegen mich unternommen.

vollends darin bestärkt und die Fülle des Ausdrucks, welche ihm zu Gebot stand, unterstützte ihn nicht wenig, wenn es galt große und erhabene Worte seinem Dichter in den Mund zu legen und überhaupt dem Vers einen weiten und mächtigen Faltenwurf zu geben, vergleichbar der römischen Toga. Er hat hier in der That das Trefflichste geleistet und für Sprache und Poesie Eroberungen gemacht. An vielen Stellen ist sein Virgil in Schwung und Wurf wahrhaft ausgezeichnet, es ist wirklich die heroische Muse, welche ihn begeistert. Man lies't nicht bloß in der Aeneide, sondern auch, und noch gelungener, sehr pathetische Stellen im Landbau, und bei dem Charakter des Ganzen wird man nicht abgeneigt, auch einzelnes Gewagte und Abweichende mit hinzunehmen. Allein nicht bloß für die starken Stellen hat Voß einen Ausdruck gesucht und gefunden, er hat auch überall ein gutes Gefühl für den Stil und öfters mehr Feinheit als man ihm zutraut.

Nun aber suchte er aus allen Kräften sich dem römischen Geist und Charakter anzuschließen und da wurde nun Virgil für ihn der eigentliche Wendepunkt, nicht nur entscheidend für seine spätere Art, sondern auch verhängnißvoll; er konnte das hier Angelernte nicht wieder loswerden, ähnlich wie es später auch Schleiermacher mit seiner Uebersetzung des Platon und Rückert mit dem Hariri erging, so daß jener von da ab nur noch platonisch, dieser nur noch haririsch schreiben konnte, der Inhalt sei nun auch welcher er wolle. Wenn Voß von hier zu den Griechen zurückkehrte, so war er nicht mehr derselbe, er hatte die Unbefangenheit verloren, das reine Verhältniß war gestört, er hatte einer andern Liebe gedient. Aber auch seinen eigenen Gedichten prägte er den fremden Charakter auf; ist doch auch seine Luise stellenweise voll Virgilischen Pathos, trotz des Schlafrocks, in dem der Pfarrer von Grünau sich präsentirt.

Aber solche Verirrungen und Untugenden sind hier noch nicht auf ihrer Höhe, wie weit man sie treiben könne, hat Voß noch an einer Reihenfolge anderer Uebersetzungen römischer Dichter gezeigt. Je feiner und zarter die Originale, um so größer der Abstand seiner Uebertragung, um so betrübender die dem Dichter zugefügte Mißhandlung. Horazens feine Urbanität ist oft in bäuerliche Plumpheit verkehrt und der zarte lebendige Tibull hat viel Herbes und Kreischendes erfahren müssen.

Von beiden ist wohl noch etwas näher zu handeln, zumal da der Kunstfleiß, den Voß auf sie verwendet, sich wohl nicht verkennen läßt. Wir besitzen von dem geistvollen reichen Dichter, der im Mittelpunkt des augusteischen Zeitalters steht, eine Reihe der verschiedenartigsten Werke, nach Gattung, Ton, Sprachbehandlung weit von einander abstehend. In den Sermonen sucht Horaz ausdrücklich, so weit als irgend möglich, sich der prosaischen Redeweise anzunähern, den Vers nur leicht und obenhin hören zu lassen, in den Episteln erscheint uns die feinste Ausdrucksweise des Hoflebens, in den Epoden ein scharfer nachdrucksvoller Ton und die Oden sind wieder einander sehr ungleich, bald zart, reich, melodisch, bald schwungvoll, ernst, würdevoll und nach höchstem Nachdruck strebend, überall eine eigenthümliche lyrische Sprache begründend. Alle diese vielseitigen Bestrebungen, diese so sicher abgegrenzten Tonarten laufen bei Voß völlig in einander, jedes sieht dem anderen vollkommen gleich, wir haben überall den harten Auftritt und eine gezwungene Sprache. Das Verständniß ist oft sehr zu loben, aber die Ausführung bleibt meistens sehr zurück. In den Sermonen und Episteln begegnet Glückliches, namentlich in der ars poetica, am gelungensten sind aber wohl die Epoden, weil hier Derbheit am besten zupaßte; aber von den Oden läßt sich selbst bei sehr gutem Willen nicht viel rühmen, hier möchte auch der wahre Dichter nicht immer aufgefaßt sein. Man kann zu Vossens Entschuldigung sagen, der in den Oden durch fälschende Zusätze so erstaunlich verdorbene Dichter sei damals noch nicht seinem wahren lyrischen Charakter nach zugänglich gewesen, so daß es eben an sicherem Anhalt für den Ton gefehlt habe; das ist wahr, allein es fragt sich doch, ob es Voß bei seiner massiven Art sehr gefördert haben würde. Wäre sein eigenes Naturell ein feineres gewesen, alsdann hätte er bei seiner Uebersetzung eben die Störung bemerken und hier eine reinigende Kritik vorausfenden müssen. Nur in jener nunmehr mechanischen Weise, die es nicht so genau nimmt, ließ sich Horaz mit allen seinen entsetzlichen Verderbnissen der Reihe nach übertragen. Aber wer jetzt den Dichter in seiner wahren Gestalt kennt, wird nichts von ihm wiedererkennen in Vossens Verdeutschung, die den Namen einer poetischen, productiven durchaus nicht verdient. Leben, Geist, Lieblichkeit, aller Schmelz und Duft ist gänzlich daraus vertrieben. Statt der feinsten, abgewogensten Kunstvollen-

dung finden wir viel Hölzernes mit einzelnen eingesprengten Stücken von ganz übertriebener Anschaulichkeit, und von einem Abstande der nicht geringer ist, wie Eutin von Rom.

Zum Beweis aber, daß wir auch hier das einzelne Gelungene anzuerkennen wissen, diene eine Stelle aus Ode III, 12 (Miscrarum est neque amori):

Der behend' auch wie ein Hirschtrupp im Gewühl stäubt durch das Blachfeld,
Mit dem Jagdspieß ihn dahin streckt —.

Hier ist die mit Meisterhand gegebene Schilderung des Originals— per apertum fugientes agito grege cervas wohl aufgefaßt, aber freilich gleich daneben Anderes viel weniger glücklich gegeben. Dagegen wird man die liebliche Lalage nicht wiederfinden, Horaz hatte sie mit so leichtem Pinselstrich und mehr mit der Melodie des Verses als mit Worten gemalt. Von dieser Melodie hat Voß nichts erhalten; wenn er sagt:

Setze mich zum Gleise des Sonnenwagens,
Mich in Glutland hin, das Bewohner wieget,
Meine Wonn' ist Lalage, hold im Lächeln,
Hold im Gespräch mir.

Oder was sagt man zu einer Ode, wie I, 5, an Pyrrha:

Welcher Knabe, geschlank und mit Gedüft besprengt,
Liebkost feuriger dir, Pyrrha, im Rosenschwarm,
Froh der dämmernden Grotte?
Welchem knüpfst du dein blondes Haar,

Einfach wählend den Schmuck? Wehe, wie oft, wenn Treu
Sich und Götter gewandt, weint er! Wie tobende
Flut in schwarzen Orkanen
Staunt er wild mit Befremdung an:

Der nun deiner genießt, goldener Träume voll:
Der dich ewig die Sein', ewig die Zärtliche
Hofft, unkundig des Lüftchens,
Welches täuscht! Ungesegnet, wen

Glatt dein Schimmer bethört! Ich, die geweihete
Tafel zeigt's im Gebild', hängt' an die Tempelwand
Meine triefenden Kleider
Jüngst dem waltenden Gott des Meers.

Wir geben übrigens nicht nur zu, sondern behaupten auch ausdrücklich, daß namentlich von einem lyrischen Dichter nicht alles übersetzbar sei; da nun aber doch alles übersetzt werden sollte, großentheils wohl auch aus merkantilischem Gesichtspunkt, so mußte es denn ausfallen, wie geschehn. Eine prosaische Uebersetzung kann dies wohl, nicht aber eine welche poetisch sein will und soll. Gewisse Ansprüche sind einmal nicht zu vereinigen. Und doch hat auch Voß die absolute Unübersetzbarkeit wenigstens in einem Stück erfahren, in der zwölften Epode, wo die Indecenz einen solchen Grad erreicht, daß keine neuere Sprache nachzufolgen im Stande ist, am wenigsten mit dem Anschein einer gewissen Anständigkeit in der Derbheit.

In Beziehung auf Tibull sollte man von Voß besonders Gelungenes erwarten, da der Dichter so oft und glücklich auf das idyllische Gebiet übergeht; allein die billigen Ansprüche dürften auch hier unbefriedigt bleiben. Es liegen in dem Dichter Schönheiten von so feiner Art, daß sie Voß entgingen und entgehen mußten; es hat hier besonderer Entdeckungen bedurft. Aber auch für das allgemein Zugängliche dürfte Voß nicht genügen. Wir wollen zugeben, daß er im Verständniß und auch hie und da in der starken und originellen Bildlichkeit seinen Nebenbuhler Koreff hinter sich läßt, aber den wahren Tibull zeigt er uns nicht. Es ist kein Blut in diesen Versen, nicht das Wallen und Wogen des von Liebe gequälten Herzens, die Glut ist nicht, worauf es wesentlich ankam, gepaart mit eben so viel Innigkeit und Zartheit. In der Auffassung des schönsten Werkes, der Sulpicia, irrte Voß von der Wahrheit und Poesie weiter ab, als alle seine Vorgänger. Im Ganzen nur die alte leidige Manier. Ebenso im Properz.

So sind denn auf Vossens Amboß und unter seinem gewichtigen Hammer Dichter der verschiedensten Zeit und Art einander ganz ähnlich geworden, gleich Zwillingen: die Technik des Uebersetzens steht ein für allemal fest, Voß, man kann es nicht ohne Betrübniß sagen, der einst so sinnige, so feinfühlende Uebersetzer ist ein mechanischer Ar-

beiter geworden, aus Werken des Geistes wurden Producte der Fabrik. Wie hätte es sonst auch geschehen können, daß so ungeheure Massen von verdeutschten Versen aus der Vossischen Werkstatt hätten hervorgehen können!

Mit meistem Lobe ist hier wiederholentlich des virgilischen Landbaues zu gedenken, welcher im Jahr 1800 vollendet war. Vorliebe für den Gegenstand und Sachkenntniß kommen hier dem Uebersetzer vorzüglich zu statten. Wenn von Luther erzählt wird, er habe bei seiner Uebersetzung der mosaischen Bücher manchen Hammel schlachten lassen um von den Schlächtern die Benennung der einzelnen Theile zu erfahren, so kann man Aehnliches von Voß sagen bei seiner Uebertragung des virgilischen Landbaues: denn was kein Wörterbuch ihm bieten konnte, mußte er aus dem Munde seiner niedersächsischen Bauern erfahren; freilich aber mochte diese Quelle zuweilen auch auf den Ton ein wenig einwirken. Voß zeigt aber hier viel Auffassung selbst für die virgilische Feinheit und die zarten Abstufungen des Tones, der bald lehrend, bald schildernd, hier lyrisch sich erhebt, dort wieder Heroisches parodirt; er würde sie gewiß ungleich besser und glücklicher ausgedrückt haben, wenn nicht die unselige Vorliebe für den hämmernden Verstakt ihn bald zu harten Fügungen und gespreizten Umschreibungen, bald zu allzu wörtlicher Uebertragung geführt hätte.

In seinen letzten Lebensjahren, wo Manier und Handwerk das Uebergewicht bekam, machte sich Voß noch an die Uebersetzung des Aristophanes, um nichts unversucht zu lassen — aber er ließ den Dichter im Grunde ebenso unübersetzt als man dies von Horaz und Tibull wird sagen können.

Voß hat in seiner Laufbahn eine aufsteigende und eine absteigende Bewegung gemacht, jene liegt im Grunde nur zwischen 81 und 93 und bezieht sich vorzugsweise auf Homer. Auch die späteren Leistungen sind nicht ohne Interesse, gewiß nicht ohne Lehre, denn sie dürfen als eine großartige Recognoscirung angesehen werden, bis zu welchem äußersten Punkt man im Deutschen bei Nachbildung antiker Wendungen gehen darf. Voß selbst ging hierin zu weit; etwa nur die Hälfte dessen, was er gewagt, ist von der Sprache und Praxis angenommen worden, das Uebrige aber verschmäht und zurückgewiesen; gewiß mit Recht. Hienach wird man denn auch nicht erwarten, daß wir, wie es geschehn,

Voß für den Culminationspunkt deutſcher Ueberſetzungskunſt ausgeben, im Gegentheil kann mehr als die Hälfte ſeiner Ueberſetzungsarbeiten für ein warnendes Beiſpiel deſſen gelten, was man zu meiden habe. Voß aber im Ganzen zu verwerfen, wie auch geſchehen, davon kann freilich in einer geſchichtlichen Darſtellung am wenigſten die Rede ſein. Seine Kraft hatte ſich im Grunde erſchöpft am Homer; er hat hier eine neue Staffel erſtiegen, den Grundſtein deutſcher Ueberſetzerkunſt gelegt, allein eben ſo beſtimmt hat er auch die folgenden Stadien unerreicht gelaſſen und genug der Aufgaben ſind der Folgezeit geblieben. Laßt ſehn, ob ſeine nächſten Nachfolger ihn zu ergänzen und in der eröffneten Laufbahn gerades Weges vorzudringen vermocht haben.

Schlegel.

Wenn unter den jüngern Zeitgenossen jemand Beruf hatte, die Vossischen Bestrebungen fortzuführen, so war es A. W. v. Schlegel, denn er besaß jene Feinsinnigkeit und den gebildeten Geschmack, der seinem Vorgänger in späterer Zeit nicht immer treu blieb, während er ihm gleichstand an Kunstfleiß und Kenntniß der alten Sprachen. Schlegel's größte Leistungen liegen freilich auf einem anderen Felde; nie kann die bewunderungswürdige Kunst vergessen werden, mit der er den Deutschen alle Schönheiten Shakespeare's aufgeschlossen und ihn zu deutschem Eigenthum gemacht. Ungleich geringer sind freilich Schlegel's Uebersetzungen aus dem Griechischen, in demselben Maaß als sie mehr vereinzelt sind. Wenn Voß der griechischen Verse zu viel übersetzte, so daß er dadurch in Manier verfiel, so arbeitete Schlegel hier wohl zu wenig um eine leichte Meisterschaft zu erlangen und praktisch die richtigen Principien zu erproben. Dennoch spielen auch diese vereinzelten Bestrebungen in der Geschichte deutscher Uebersetzerkunst eine wichtige Rolle, und Schlegel's Urtheil und Vorgang wurde in hohem Grade maaßgebend für Andere.

Als die Gebrüder Schlegel an der Scheide des Jahrhunderts ihr Athenäum gründeten, hatten sie vorzüglich auch auf Uebersetzungen aus den alten Sprachen, insbesondere das Griechische, ihr Augenmerk gerichtet. Wie Voß sich den heroischen Hexameter zu seinem Gebiet genommen, so nahm Wilhelm Schlegel sich das Distichon, die Elegie, eine Aufgabe, die für das Deutsche nur noch größere Schwierigkeiten einschließt, als jener. Aber Schlegel erhöhte sich diese Schwierigkeit noch dadurch, daß er seine Kunst an Stücke wandte, welche nur kaum des Uebersetzens werth waren. Bei der damaligen schwärmerischen Vorliebe für das Griechische mochte man sich nicht gestehen, daß auf dem Felde der erotischen Elegie die Griechen sich mit den Römern nicht messen, daß diese ihre Vorbilder weit übertroffen. Das ist nicht so befremdend, wenn wir erwägen, daß die genannte Gattung in der

Blüthenzeit griechiſcher Poeſie wenig angebaut worden, daß man ſie in einer ſpätern Epoche pflegte, welche nur noch durch kalte Künſtlichkeit jeden friſcheren Aufſchwung erſetzen konnte. Phanokles iſt ſchwerlich alt, und Hermeſianax und Kallimachus gehören der alexandriniſchen Zeit an; der letztere iſt noch der bedeutendſte, und von ihm ſagt Ovid:

Quamvis ingenio non valet, arte valet,

was ſich nicht einmal von jenen rühmen läßt. Das Urtheil der Schlegel hat ſich in Beziehung auf ſie getäuſcht, indem es, was Trockenheit, Nüchternheit iſt, für hohe Einfalt auszugeben ſuchte. Solche Originale nun waren wenig geeignet, in dem Ueberſetzer jenen Wärmegrad zu erzeugen, welcher erforderlich iſt, um nicht nur zu ſchmieden, ſondern auch zu ſchmelzen, gegoſſene Werke hinzuſtellen. Gleichwohl iſt die Kunſt des Meißels und der Feile auch in dieſen Stücken Schlegel's in hohem Maaß anzuerkennen, ſie ſind fertig, die Arbeit iſt beendet, wenn auch nicht vollendet.

Es ſtehe als Beiſpiel hier die Elegie des Hermeſianax, die zugleich eine Art von erotiſcher Litteraturgeſchichte bildet — und als erwünſchte Ergänzung der von uns gegebenen Ueberſetzungen dienen kann.

Gleichwie Agriope'n auch der geliebte Sohn des Oeagros
Heim, mit der Cither bewehrt, führte, dem Thrakiſchen Spiel,
Aus dem Hades; und ſchifft' an unerbittlicher Stätte,
Dort wo Charon drängt in das gemeinſame Boot
Seelen der Abgeſchiedenen, und wo fernhallend der See tobt,
Wie er die Flut hinwälzt durch das gewaltige Schilf.
Aber es wagt an den Wogen die Cither einſam zu ſpielen
Orpheus, und lenkte den Sinn nächtlicher Götter beredt.
Auch den Kokytos beſtand er, den unter den Brauen unſelig
Lächelnden und das Geſicht jenes entſetzlichen Hunds,
Dem entflammt die gellende Stimm', und entflammt iſt das Auge,
Wild; mit welchem der Kopf, dreifach getheilet, erſchreckt.
Dort nun Geſang anhebend, erweicht' er die hohen Gebieter,
Daß Agriope Hauch liebliches Lebens empfing.
Auch der Meere Sohn ließ unverherrlicht im Liede
Nimmer Muſäos, der Huld Liebling, Antiope ſein.

Diese Verse sind nicht frei von gewagten Verschränkungen und Trennungen, z. B. des Genitivs von dem regierenden Wort, sie bieten auch eine Sprache dar, welche sich sogleich als Uebersetzung ankündigt, und werden niemanden als Original anklingen. Hinsichtlich der metrischen und prosodischen Grundsätze finden wir denselben Standpunkt wie bei Voß, der Trochäus hat keinen Anstoß, es können ihrer sogar in der ersten Vershälfte des Pentameters zwei nach einander gebracht werden — was uns heutigestags nicht mehr statthaft erscheinen will. Auch Vossens Lehre von der Mittelzeit ist noch in voller Geltung und dreifach getheilt steht ein Dactylus; unselig sogar wird in der ersten Silbe kurz gebraucht. Manche prosaische Wendung läuft unter, woran freilich das Original einen Theil der Schuld trägt. Das Ganze hält sich zwar fern vom Ueberladenen und Geschraubten, entbehrt aber doch der Einfalt, Gelenkigkeit und leichten Belebung.

Wie wir überhaupt höhere Stufen der metrischen Kunst immer zuerst in eigenen Productionen erreichen sehen, denen dann erst später die Uebersetzung nachfolgt, so auch hier bei der Ausbildung des deutschen Distichons. Schlegel gab ein Jahr später (1799) im Athenäum eine Goethe gewidmete Elegie, unter dem Titel: Die Kunst der Griechen, welche wohl als das erste vollkommnere Beispiel dieses Maaßes im Deutschen anzusehen ist, jedenfalls an Fluß, Geschmeidigkeit weit über den erwähnten Uebersetzungsproben steht, und den Beweis führte, daß auch die Schönheit des elegischen Maaßes entwickelt werden könne. Da dieses Stück für lange Zeit ein Höhenpunkt geblieben ist, so wird es wohl an dieser Stelle nicht fehlen dürfen. Sein Eingang lautet:

Kämpfend verwirrt sich die Welt und neue Verhängnisse stürmen,
Dir, kunstsegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran, es versinkt in neuen Flammen Corinthus,
Und der Proconsul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz gebietend; gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf im Triumph.
Du indessen enthüllst, der hellenischen Muse Geweihter,
Mit stilldeutendem Sinn, Goethe, manch Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist prometheischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.

Dir entringeln die Schlangen und Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde, wir ſehn, wie die bewaffnete Kunſt
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die ſchonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verſtummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht; ach, wenn ſie erſtarrt noch
Sah Latona ſo ſchön, mußte, zu ſpät, ſie verzeihn!
Leih den Geſtalten ein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiſte
Freundlich zurückgeſtralt, ſpiegle ſich Kunſt in der Kunſt.
Was der Genius hegt, der ſchirmende, wohnt in dem Frieden
Einer göttlichen Bruſt, frei von der Erde Gewalt.
Da bewahreſt du ſicher, was gern dir Auſonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Aſyl.
So bewahrte die Erd' einſt dieſe Zeugen der Vorwelt
Sorgſam im Schooße, ſie hielt Keime lebendig verſteckt
Wiedergeborener Kraft und Begeiſterung: endlich erſtand ſie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längſt verlorene Tochter — —

Die Poeſie iſt freilich etwas alexandriniſch, und zeigt, daß Kallimachus Schlegel's Vorbild war. So hat Schlegel auch das Ueberlaufen des Pentameters in den folgenden Hexameter nach dem Beiſpiel der Griechen ſich geſtattet, wiewohl er davon einen ungleich freieren und wilderen Gebrauch macht, ſo daß das zarte Maaß darüber gänzlich ausartet und einen großen Theil ſeiner Grazie und Eigenthümlichkeit einbüßt. Er hat ſich ſpäter einmal darüber geäußert, es habe das griechiſche Diſtichon mehr Freiheit und eine ſchönere Mannigfaltigkeit als das römiſche, worin ich ihm übrigens keineswegs beiſtimmen kann, denn die feinere Kunſt der Römer in Behandlung des Diſtichons hebt erſt an mit ſeiner Abſchließung, erſt dann beginnen die Gegenſätze, die Parallelismen, die kleinen gleichſam umrahmten Gemälde von wechſelnder Tonart, dann erſt tritt die Wirkſamkeit der Uebergänge ein, wie in alle dem, nach Tibulls Vorgang, die römiſchen Elegiker ſo große, ſo ewig friſche Muſter ſind — Tugenden, von denen ſich wenig bei Schlegel findet, der vielmehr ziemlich verworren in Reflexionen, mehr oder weniger ſchwerfällig und mühſam, ſich bewegt.

Auch hier ließ Schlegel noch den Trochäus zu, er that es nicht mehr in einer zweiten Elegie vom Jahr 1808, welche unter dem Namen Rom gewissermaaßen das Gegenstück zur vorigen bildet und Frau von Staël gewidmet ist. Wir finden in ihr wieder einen energischen Kunstfleiß, dem nur zu wünschen wäre, daß er nach erprobteren Grundsätzen verführe. Die Verbannung der Trochäen erschien damals als ein großer Gewinn, als eine neue Aera der Verskunst und in der Freude darüber vergaß man genau zuzusehen, ob vielleicht auch auf der anderen Seite mancher schon früher errungene Vorzug verloren gegangen sei. Ich muß allerdings dieser letzteren Meinung sein, und bin mir bewußt, sie nicht nach einer flüchtigen Betrachtung gefaßt zu haben. Zunächst zeigt sich, daß Klang und Ton durch die durchgängigen Spondeen und die Art ihrer Herbeiführung um vieles schwerer und schwieriger geworden sind — also was Klopstock wohl geahnt hatte. Scheint es doch, als ob Schlegel Härte und Schroffheit recht eigentlich erstrebt hätte, denn es ist hier erreicht, was einem Uebersetzer von Tyrtäus Kriegsliedern zu wünschen wäre, während für Betrachtungen, was auch ihr Inhalt sei, wohl eine mäßigere und mildere Behandlung des Distichons zu fordern ist. Es ist im Pentameter der dreisilbige Ausgang gesucht worden, und das konnte nur durch fremde Worte geschehen (Legion, Obelisk, Elephant, Labyrinth), da das Deutsche keine anapästischen Wortfüße besitzt. Ueberhaupt leidet das Stück an einem Prunk mit Namen und Fremdwörtern, womit Schlegel vielleicht im Sinn hatte, etwas von der Art des Properz und seines alexandrinischen Stiles wiederzugeben, nicht ohne Einklang mit dem durchaus reflectirenden und gelehrten Charakter dieser Poesie. Rhythmisch betrachtet, wollen mir diese Verse gar nicht so musterhaft erscheinen, als ihr Verfasser und mit ihm das Publikum es lange Zeit geglaubt hat; ich halte sie in dieser Rücksicht vielmehr weit unter denen der angeführten Elegie an Goethe. Das Gesetz der Cäsur im vierten Fuß des Hexameters ist häufig übertreten, der Vers hat nur selten sein wahres Gleichgewicht und den feineren Takt, er ist bald übermäßig spondeisch, bald allzu sehr dactylisch, in der ersten Hälfte des Pentameters kommen zwei Spondeen nach einander vor, was im Deutschen sich gar nicht ausnehmen will, zumal bei lauter einsilbigen Wörtern, z. B.

Herr dein selbst sein gilt's, oder von allem der Sklav.

Im Hexameter finden wir sogar die Cäsur im dritten Fuß vernachlässigt und ein gänzliches Zerfallen des Verses in zwei gleiche Hälften, wofür es kein classisches Beispiel giebt:

Zum Schauspieler erniedrigt, kämpft unwillig der Thiere
König —

Auch hier endlich vermissen wir den Abschluß des Distichons und eine danach geregelte Gliederung und Decenz des Versganges, während es doch nahe gelegen hätte hier bei dem römischen Inhalt auch der römischen Versbehandlung sich anzuschließen. Schlegel hat sich aber, Freiheiten aller Art offen gehalten um den einzigen Gewinn des Ruhmes trochäenfreie Verse gemacht zu haben. Und dieser Ruhm ist noch gar nicht so sicher, denn da hätten wir erst noch mit ihm um seine prosodischen Principien zu rechten, was erst an einem späteren Orte in seinem vollen Zusammenhange geschehen kann. Doch werde hier schon gedacht, daß er entschieden jambische Wortfüße, wie obschon, wiewohl, als Spondeen gebraucht und Contractionen wie vom, zum als Längen setzt, besonders zu Anfang des Hexameters: „Vom Ursprunge der Zeit, — Zum Schauspieler — aber auch: Mit nachahmendem Strahl.

Schlegel selbst erklärt (Kritische Schriften Th. I, S. 158) die Elegie Rom für den ersten Versuch, Distichen ohne Trochäen zu bilden, und schon früher, 1801, wie bereits berührt worden, hatte er deutsche Hexameter ohne Trochäen als Hoffnung hingestellt, deren Erfüllung nicht fern sei. Er fand darin bald von Wolf und Anderen Beistimmung, wie wir sogleich noch ausführlicher betrachten werden. Von hier ab, gestattete sich nun Schlegel auch in seinen Uebersetzungen keine anderen als trochäenfreie Hexameter — leider nur hat er in dieser Art nicht viel übersetzt. Seine Uebertragungen aus indischen Epopöen in Hexameter können hier nicht mehr als eigentliche Uebersetzung zählen, da sie nicht das gleiche Maaß haben und schon darum mehr freie Nachbildungen sind. Doch möge hier, da keine Auswahl gestattet ist, eine Elegie Ovids, welche überhaupt zu den gelungensten Uebersetzungsarbeiten Schlegel's gehört, ihren Platz finden.

Schwül wars, eben des Tags mittägliche Stunden verflossen,
Ueber das Ruhbett hin hatt' ich die Glieder gestreckt,

Halb ſtand offen das Fenſter und halb von dem Laden beſchattet,
So wie das Licht hinſpielt unter die Wipfel im Wald,
Oder wie dämmernder Schein nachſchwebt der entfliehenden Sonne,
Oder der ſinkenden Nacht, ehe der Tag ſich erhebt.
Solch ein gedämpfteres Licht ſei ſchüchternen Mädchen bewilligt,
Wo ſich die Schaam Zuflucht heimlicher Schatten verheißt.
Siehe, Corinna, ſie kam in entgürtetem Untergewande,
Frei das geſcheitelte Haar wallend am Nacken hinab,
Schön, wie Semiramis wohl hintrat zu dem purpurnen Brautbett,
Oder wie Lais, dem Wunſch wechſelnder Buhlen geſellt.
Zwar nicht viel mißgönnte das dünne Gewand der Begierde,
Sittſam wehrte ſie doch, als ich es heftig entriß,
Nur ſo kämpfend, wie Eine, die ſelbſt nicht wünſchte zu ſiegen,
Ward durch eignen Verrath ſelbſt ſie, die Schlaue, beſiegt.
Als ſie dem lüſternen Blick nun frei von Umhüllungen daſtand,
Nirgend ein Fehl zu erſpähn war an der ganzen Geſtalt,
Was für Schultern und Arme zu ſehn, zu befühlen gelang mir!
Für die umſpannende Hand ſchienen die Brüſte gewölbt —.
Wißt ihr das Uebrige nicht? Wir ruhten ermattet vom Spiel aus,
Mittagsſtunden, wie die würden ſie oft mir gewährt.

Unbedingt aber kann ich auch dieſe Ueberſetzung nicht loben; ſie iſt zierlich, jedoch geziert und der Ziererei ſich bewußt. Trotzdem, daß hier die beiden ſtärkſten Diſtichen ausgelaſſen ſind, iſt das Ganze doch viel anſtößiger und unzüchtiger als Ovid, der in ſeiner Geradheit und der einfachen Ausdrucksweiſe eine gewiſſe Unſchuld bewahrte. Bei Ovid iſt es eben die Nacktheit, bei Schlegel aber erſcheint ſie mit Bändern und Schleifen verbrämt. Ovid ſagt, was kann einfacher ſein? —: multis Lais amata viris; Schlegel: dem Wunſch wechſelnder Buhlen geſellt — gewiß zugleich geſchraubt und beleidigend — im Uebrigen der Ton durchgängig mehr ins Lüſterne gezogen, eben weil alles geſchmückt und kühl, bei Ovid dagegen alles einfach und warm, alles Feuer und Potenz iſt. Sehr bezeichnend dürfte ſein, daß Schlegel überſetzt: Als ſie dem lüſternen Blick daſtand — während bei Ovid ganz ſchlicht: ante oculos. Gewiß würde ich einem Ueberſetzer den Vorzug geben, der mir den wahren Ovid hier wiederbrächte, und ſollte ſein Vers auch der Trochäen mehr enthalten, als billig iſt.

Schlegel beklagt sich darüber, daß sein Vorgang in Hexametern ohne Trochäen*) auf Voß keinen Eindruck gemacht und ihn zu keiner Aenderung seiner Principien bewogen habe; er erklärt sich's zuletzt damit, daß Voß eben bereits 70,000 Hexameter mit Trochäen gemacht, und sie nicht so leicht hätte umformen mögen. Allein die Sache hat zwei Seiten: es ist allerdings ein Unterschied, ob Jemand einmal als Probe und besonderes Kunststück wenige Verse in strengerer Form übersetzt, oder ob man's ins Große treibt und bei Werken von langem Athem sich frei und bequemer bewegt, ohne Peinlichkeit und Ermüdung. Hier können allerdings jene 70,000 Hexameter einen ganz anderen Beweis führen, als eine einzelne Elegie, ganz abgesehen davon, daß man durch eine so gewaltige Praxis auch viel Erfahrung sammeln und in ganz anderer Weise darüber wird urtheilen lernen, was der Sprache möglich sei und was nicht. In der That hätte Schlegel seine Forderung mit viel zahlreicheren praktischen Beweisen unterstützen müssen, und die Leistungen hätten nicht zugleich nach anderen Seiten hin Schwächen darbieten dürfen, welche den Vortheil sogleich wieder aufwiegen. Wir können also für jetzt diesen Punkt noch nicht für entschieden halten.

Ausführlich hat sich Schlegel über diesen Gegenstand in seiner Indischen Bibliothek vernehmen lassen. Im ersten Bande, in der Einleitung zu seinen Uebersetzungsproben aus Mahabarata findet sich auch ein Abschnitt, welcher die Ueberschrift führt: Vom deutschen Hexameter. Sehr bemerkenswerth sind hierin die Worte: „Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können“. — eine Aeußerung, welche wohl etwas sehr Ungehöriges und Hochmüthiges einschließt, weil damit alle Vorgänger, unter ihnen Klopstock und Voß, beseitigt werden sollen. Die Sache kann nicht theoretisch, sondern nur praktisch entschieden werden, und den letzteren Beweis hat Schlegel auch hier nicht geliefert. Er hat hier 420 trochäenfreie Hexameter gegeben in zwei Stücken zusammen; was will diese Zahl sagen gegen Vossens 70,000! Und letztere sind Uebersetzung, welche dem Original auf dem Fuße folgt, die Schlegelschen aber freie Bearbeitung in ganz anderer Form, wo also jeder

*) Kritische Schriften I, S. 158.

Maaßſtab fehlt. Hienach erſcheint jener Ausſpruch, und das darin eingeſchloſſene Urtheil, eben ſo keck als unbillig.

Dabei ſind aber allerdings dieſe neuen Hexameter von Schlegel beſſer als ſeine ſonſtigen — warum? weil er nun endlich doch Voß etwas Wichtiges abgelernt, nämlich das Geſetz der Cäſur im vierten Fuß. Er hat es jedoch nicht ganz unverbrüchlich gehalten und auch an Gleichgewicht fehlt es ſeinen Verſen noch oft gar ſehr. Iſt es aber doch, als ob er in ſeinen Bemerkungen die Aufmerkſamkeit von dieſem Punkt ab, und auf eine andere Versſtelle hinlenken wollte. Wolf, um deſſen Gunſt er ſehr angelegentlich buhlt, ſcheint ihm mit ſeiner Kunſt den größeren Abſchnitt in der trochäiſchen Cäſur des fünften Fußes vermieden zu haben — eine Sache, die ja doch viel gröberer Natur iſt, und die Voß längſt hinter ſich hatte.

Friedrich August Wolf.

Wer in irgend einem Zweige menschlichen Wissens an die Stelle schwankender Principien etwas Bestimmtes, zumal äußerlich Faßbares setzt, der kann darauf rechnen, für Viele der rechte Mann zu sein. So erging es auch Schlegel mit seinem Losungswort: Hexameter ohne Spondeen! Das klang allen Jüngern ins Ohr, jetzt dünkte sich jeder ein Kritiker, der einen Trochäus vom Spondeus zu unterscheiden gelernt hatte. Wer letzteres gelehrt, das war Voß, und gegen den kehrten sich die neuen Kritiker mit ihrer jungen Weisheit. Besonders in philologischen Kreisen klang Schlegel's Mahnung an, hier schienen seine Versificationen das goldene Alter der Litteratur zu eröffnen. Es war nur noch übrig, daß auch ein Meister vom Stuhl sich eben dahin erklärte, und in der That fehlte es daran nicht.

Friedrich August Wolf hatte bei seiner Ausgabe des Homer der Vossischen Uebersetzung ein vollgemessenes Lob gespendet; gleichwohl neigte er sich, wie Schlegel uns selber erzählt, je mehr und mehr zu seinen Principien hinüber, sowohl was den wahren homerischen Ton anlangt, der bei Voß verfehlt sei, als auch den nur spondeischen Hexameter.

Den ersten Versuch Wolfs in strengerer Weise den Homer zu übersetzen, finden wir in seinen Analekten I, p. 219, unter der Ueberschrift:

Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee,
(IV, 561 — 569).

Nicht ward dir es beschieden, o göttlicher Fürst Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu leiden:
Nein, zu Elysiums Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einst hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys —
Dort lebt arbeitlos und behaglich der Mensch sein Leben:

Nie iſt da Schnee, nie rauſcht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind,
Selbſt Okeanos ſendet des Weſts hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft ſanft kühlend,
Weil du ja Helene haſt, und Eidam ihnen von Zeus biſt.

E. G. L.

Dieſe acht Verſe ſind mit einer längern Nachſchrift begleitet, welche beweiſt, wie groß Wolfs Intereſſe für die Sache war. Die angekündigte Abſicht war: Er hatte nicht nur

„überall Homers Hexameter in wirkliche dem Deutſchen lesbare Hexameter umgegoſſen, ſondern auch dieſelben Füße, Gliederungen und Einſchnitte ſorgfältig wiedergegeben oder den alten Sylbentanz wirklich ſylbenweiſe nachzutanzen geſucht“ —.

Die Autorſchaft, welche, wie es heißt, in den Buchſtaben verborgen liege, iſt ohne allen Zweifel auf Wolf zu deuten, es ſind mittlere Buchſtaben ſeiner drei Namen. Das Unerhörte des Unternehmens machte in der That ein dem Staunen ähnliches Aufſehen. Fragt man ſich aber auch, ob Wolf vermocht hätte, in derſelben Weiſe wie hier acht Verſe, deren nur 800 zu überſetzen? Oder: ob es nicht weſentlichere Uebereinſtimmungen zwiſchen Original und Ueberſetzung gebe, als die in Silben und Wortfüßen? Uebrigens iſt die Sache gar nicht ſo neu, Voß in ſeiner zweiten Odyſſee hatte viel darin gethan, nur ſchon zu viel.

Der zweite Band der Wolfiſchen Analekten (vom Jahr 1820) giebt, ohne Angabe des Verfaſſers, eine Ueberſetzung der erſten hundert Verſe der Odyſſee, von denen man aber alsbald wußte, daß ſie keinen andern als den berühmten Philologen ſelbſt zum Urheber hatten. Dieſe Verſe haben für lange Zeit den Ausſchlag gegeben, ihr Einfluß wirkt heutigestags noch fort. Die ſchwärmenden Schüler prieſen dieſe Probe ſogleich als das non plus ultra deutſcher Ueberſetzerkunſt, Wilhelm Müller nennt ſie „die Grenzen des Erreichbaren“, vorſichtiger dagegen drückt ſich Jacobs aus, denn er ſagt nur: — „wieweit ſich auch in Ueberſetzungen die Nachbildung des alten Versmaaßes treiben laſſe, hat die meiſterhafte Verdeutſchung des Anfanges der Odyſſee von dem eben ſo gelehrten als genialen Wiederherſteller der homeriſchen Poeſie auf das vollkommenſte dargethan. Dies ſchöne und

leuchtende Muſter iſt nicht ohne Nachfolge geblieben u. ſ. w.“ (Leben und Kunſt der Alten, I, S. XXIV, vom Jahr 1824.) Dabei bleibt auffallend, daß Wolf, ſo ausgemacht auch deſſen Autorſchaft iſt*), ſich öffentlich nie als den Verfaſſer bekannt hat. Es muß dies um ſo mehr hervorgehoben werden, als es jetzt an der Zeit iſt, dieſe Verſe einer ſtrengen Kritik zu unterwerfen. Der Tadel trifft die Sache, nicht den Verfaſſer, es darf aber nichts gemildert werden, weil es eben gilt das Uebergewicht fortzuſchaffen, mit dem, zum Schaden eines freien Urtheils, hier die Autorität eines großen Namens wider Willen in die Wagſchale gefallen iſt. Da ſie überdies nicht ſogleich zugänglich ſein dürften, ſo müſſen dieſe vielgefeierten Einhundert Verſe hier zunächſt ihren Platz finden:

Nenne den Mann mir, o Muſe, den liſtigen, welcher ſo vielfach
Irret umher, ſeitdem er die heilige Troja verheeret:
Viel Wohnſtätt' auch ſah er und mancherlei Sitten der Menſchen;
Viel in der Meerflut litt er des ſchmerzlichen Leids im Gemüte,
Schaffend ſich Rettung ſelbſt, Heimkehr auch ſeinen Gefährten:
Gleichwohl rettet' er nicht ſein Volk, wie begierig er ſtrebte;
Denn durch eigenen Frevel erwarben ſie Tod und Verderben;
Thörichte, welche die Heerd' Hyperions, des Erdenbeleuchters,

*) Er ſuchte in einer Nachſchrift die Autorſchaft in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen, ja für die Vorzüge des Werks, deſſen Fortſetzung nur von der Aufnahme des Publikums abhänge, um ſo mehr Bewunderung zu gewinnen, als er ihn nicht einmal für einen Deutſchen ausgab. Die merkwürdigen Worte lauten: „Noch iſt der Verfaſſer, trotz unſerer mehr ab- als zurathenden Nachrede (I, S. 220) und trotz der wüthigen Schmähungen, die, obwohl gegen einen andern gerichtet, ihm ganz verſtändlich und erklärbar waren — noch iſt er ſo ziemlich in ſeiner alten Thätigkeit, und lebt der leichtblütigen Hoffnung bei fortgeſetztem Eifer ſich eines beſcheidenen Theils der deutſchen Sprache bemächtigen zu können, die er eigentlich, da er von der Grenze Italiens gebürtig iſt, wo man Romaniſch redet, nicht recht Mutterſprache nennen darf, weshalb er auch bis zum Jahre 1797 durch Wort und That eingeſtanden haben ſoll, in dieſer Sprache über den gemeinſamen Gebrauch hinaus, Fremdling zu ſein.“ Dagegen ſagt Wolf in einem Briefe an Bock, welcher ſich in Dorow's Facſimile's (I, 12) findet: „Von mir werden Sie dagegen keine metriſche deutſche Zeile weiter ſehen, weder aus Ariſtophanes noch aus Homer, und ich werde mit allem was davon bereit liegt, das erſte Caminfeuer des nächſten Winters nähren: sat mihi erit potuisse videri.

Schmauſeten; darum beraubte der Gott ſie des Tages der Rückkunft.
Deſſen erzähle du uns auch ein Weniges, Tochter Kronions.
Nunmehr ſchon war jeder, ſo viele der Tod noch verſchonet,
Wieder daheim, dem Getümmel des Kriegs und den Wogen entronnen;
Ihn allein, ſein' Haus nebſt ſeiner Gemahlin erſehnend,
Hielt längſt eine der Nymphen des Meers auf, Göttin Kalypſo,
Wohnhaft dort in der Grotte Gewölb', ihn zum Manne begehrend.
Aber ſobald in dem Laufe der kreiſenden Zeiten das Jahr kam,
Da ihm die Schickſalsgötter die Rückkehr ſpannen zur Heimat,
Ithakens Land, auch jetzt bedrohten ihn fährliche Kämpfe,
Unter den Seinigen ſelber. Die Himmliſchen jammert es alle,
Außer Poſeidons Stärke: denn raſtlos wüthete jener
Gegen den edlen Odyſſeus, bevor ſein Land er erreichet.
Jener indeſſen beſucht' in der Fern' Aethiopiens Völker —
Völker getheilt zwiefältig, die äußerſten Menſchen der Erde,
Theils, wo nieder ſich taucht Hyperion, und theils, wo er aufſteigt —
Dort ſich dem Feſtmahl nahend der Stier- und Lamms Hekatombe.
Alſo denn ſaß er am Opfer und labte ſich: aber die Andern
Seligen waren verſammelt im Saal des Olympiſchen Königs.
Jetzo begann Zeus, Vater der Erd- und Himmelsbewohner:
Denn er gedacht' im Gemüte der fürſtlichen Nacht Aegiſthos',
Welchen Oreſtes erſchlug, als rächender Sohn Agamemnon's:
Deß ſich erinnernd, ſprach er im Rath der Unſterblichen ſolches:
Wehe, wie ſehr uns Götter die Sterblichen immer beſchulden!
Nur durch uns kommt Böſes, vermeinen ſie; da ſie doch ſelber
Gegen Geſchick ſich die Leiden mit eigenem Frevel herbeiziehn;
So führt' jetzt Aegiſthos die Gattin des Atreionen
Gegen Geſchick in's Haus, ihn würgt' er am Heimatsherde.
Obſchon wiſſend die Strafe; denn früher verkündeten wir ihm,
Schnell Hermeias ſendend, den ſpähenden Argosmörder:
Ja nicht tödt' ihn ſelbſt, nicht buhlend wirb um die Gattin:
Denn von Oreſtes wird dir die Rache des Atreionen,
Wann er zum Mann aufblühend, des Erbreichs Sehnen empfindet.
Alſo verwarnt, entzog ſein Ohr doch der Fürſt Aegiſthos
Hermes erſprießlichem Rath; nun büßt er denn alles auf einmal.
Drauf antwortet' Athene, des Zeus glauäugige Tochter:

Vater Kronion, o Herr, der Gebieter im Weltkreis höchſter,
Traun, tief liegt nun jener verſchuldeten Todes darnieder.
Möge ein jeder verderben, wenn ſolch Unheil er verübet!
Aber mir iſt um Odyſſeus, den wackern, das Herz wie zerriſſen,
Welcher im Elend lange getrennt von den Seinigen ſchmachtet,
Auf dem umfloſſenen Land, das im Meer wie ein Nabel emporragt,
Baumreich grünt ſein Boden; daſelbſt wohnt eine der Nymphen,
Atlas göttliches Kind, des allkundigen, welcher des ganzen
Weltmeers Tiefen ergründend, mit mächtigen Händen das hohe
Säulwerk hält, um Himmel und Erd' aus einander zu halten.
Sieh, es verweilt deß Tochter den jämmerlich klagenden Fremdling,
Stets liebkoſend mit linden und lieblich bezaubernden Reden,
Ob ſie ihm Ithake brächt' in Vergeſſenheit. Aber Odyſſeus
Sehnet ſich nur Rauchwolken vom Land' aufwirbeln zu ſehen,
Wenngleich fern, und den Tod dann wünſchet er. Rühret das Herz nicht
Innig Erbarmen dir endlich, Olympier? Hat denn Odyſſeus
Nicht dir heilige Gaben gewährt an den Schiffen von Argos,
Dorten in Troja's Flur? Was ergrimmteſt du dieſem ſo ſehr, Zeus?
Jener erwiederte Zeus, der Verſammler des Donnergewölkes:
Einziges Kind, welch Wort da entfuhr dir den Schranken der Zähne!
Wie doch vermöcht' ich des edlen Odyſſeus je zu vergeſſen,
Der an Verſtand vor den Menſchen ſich hebt, und vor allen mit Opfern
Ehrte die ewigen Götter, des räumigen Himmels Bewohner.
Aber Poſeidon zürnt ihm ſtets der Umgrenzer des Erdrunds,
Grimmvoll, weil dem Kyklopen den Augſtern jener geblendet,
Ihm, Polyphemos, dem Hünen, von dem das Geſchlecht der Kyklopen
Rings Zwangherrſchaft duldet: Thooſa gebar ihn die Nymphe,
Phorkyn's Tochter, des Herrn der unwirtbaren Meeresgewäſſer,
Die einſtmals in der Grotte mit Poſeidaon ſich miſchte.
Deshalb läßt der Erſchütt'rer des Erdrunds jenen am Leben
Zwar, doch verirrt durch Stürm' ihn weit von dem Vatergefilde,
Aber wolan, laßt ihm uns die Rückkunft alle beſprechen
Endlich, zum Heimatslande: Poſeidon wird ja den Unmuth
Mäßigen; nicht kann allen unſterblichen Göttern allein er
Immer entgegen ſich ſtellen hinfort, und die andern befehden.
Drauf antwortet' Athene, des Zeus glauäugige Tochter:

Vater Kronion, o Herr, der Gebieter im Weltkreis höchſter,
Wann nunmehr dies wirklich geliebt den unſterblichen Göttern,
Rückkehr bald für Odyſſeus zur heimiſchen Inſel zu ordnen,
Auf, dann wollen wir Hermes, den Boten, den Argosmörder,
Hin zur ogygiſchen Küſt' abfertigen, eilig der ſchönen
Nymphe, geringelten Haars, dies Schickſalswort zu beſtellen,
Wie in die Heimatsflur der beharrliche Wanderer kehre,
Aber mich ſelber erheb' ich gen Ithaka, daß ich den Sohn ihm
Mehr noch zu Thatkraft reiz', ihm Mut in dem Herzen erregend,
Nächſtens zu Rath zu berufen die ſcheitelbehaarten Achäer,
Abſchied allſammt Freiern zu kündigen, welche beſtändig
Schafe zu Hauf' ihm ſchlachten, und träge ſich ſchleppendes Hornvieh.
Ihm entſend' ich alsdann zur ſandigen Pylos und Sparta,
Kundſchaft irgend vom lang' abweſenden Vater zu hören,
Auch daß ein rühmlicher Name dem Jüngling werde von Menſchen.
So ſprach jen' und die Füße beband ſie mit ſtattlichen Sohlen,
Göttlicher Kunſt, goldprangend, darauf ſie ſich über die Meerflut,
Wie die unendliche Erde, mit Sturmwinds Wehen daher ſchwang;
Faßte die tüchtige Lanze, geſpitzt mit geſchärfetem Erze,
Groß und gediegen und ſchwer, ſieghaft Schlachtreihen der Männer

Wer dieſe Verſe unbefangen lieſt, wird ſich bald geſtehen müſſen, daß Fluß und Stil ihnen abgeht, Eigenſchaften, welche den beiden Voſſiſchen Ueberſetzungen allerdings zukommen. Es liegt dies hauptſächlich in der Satzfügung und in den Uebergangspartikeln. Dahin gehört z. B. Vers 3: die Partikel auch, desgleichen dieſelbe Vers 5: „Heimkehr auch ſeinen Gefährten“, wo man beidemal das einfache und erwartet hätte. Ueberhaupt finden wir eine Herbheit der Wortfolge, der Voſſiſchen wenigſtens gleich, während lange nicht dieſelbe Gleichmäßigkeit und eine aus vollem Holz geſchnittene Arbeit erſcheint. Beſonders zeigt ſich eine unverkennbare Unſicherheit des Tones, der bald hoch bald tief geſtimmt iſt, bald zu geſucht, bald der Proſa und Alltäglichkeit zu nahe liegend, nach beiden Seiten hin vorbeitreffend. Vers 1 iſt das liſtige, keine Verbeſſerung gegen Voß, es iſt außer dem Stil und eine ſchlechte Introduction für den Helden des Gedichts. Die Beibehaltung des vielfach hat keinen Sinn mehr, da das viel-

gewandt, worauf es allittirirt, fortgefallen. Vers 6 ist begierig nicht das rechte Wort und Vers 9 schlägt Schmauseten einen falschen Ton an. Voß, dem es hier auf die Cäsur des ἧσθιον ankam, wurde lieber dem Wort nach untreu, um nur den Ton zu bewahren; er setzte Schlachteten, was aus dem gegebenen Grunde unzweifelhaft den Vorzug verdient. Vers 13 der Ausdruck: sein Haus nebst seiner Gemalin ersehnend — ganz unerträglich und wahrhaft gefühllos statt des einfachen: der Heimkehr und des Weibes. Vers 14 und 15 sind hielt auf, unedler als hielt, und wohnhaft rein prosaischer Ausdruck; die Rückkehr spannen, Vers 17, auffallend und hölzern, Vers 19: die Himmlischen jammert' es alle, wieder des Adels entbehrend, und Vers 20, Vers 22 und noch oft das Vossische Jener, wo man Er oder Dieser erwarten müßte, mit noch viel weniger Geschmack angebracht. Vers 26 ist: also denn vom Uebel, denn es fällt im Ton beträchtlich ins Niedrige herab. Vers 28 wird bei: Zeus, Vater der Erd' und Himmelsbewohner, der Artikel schmerzlich vermißt. Vers 29 die Umschreibung: der fürstlichen Macht des Aegisthos für das einfache ἀμύμων untreu und in der Tonart vergriffen. Vers 31 daß sich erinnernd, ungleich schlechter als gedenkend. Vers 41 des Erbreichs Sehnen empfindet — höchst geschnörkelt statt des überaus einfachen Ausdrucks bei Homer: und nach seinem Lande verlangt: καὶ ἧς ἱμείρεται γαίης; ebenso Vers 42: Hermes ersprießlichem Rath statt der hohen Einfachheit des ἀγαθά φρονέων. Vers 43 des Zeus glauäugige Tochter, für γλαυκῶπις gewagt und dem bloßen Gleichlaut wohl ein ungebührlicher Einfluß gestattet, wobei das Wort nicht übersetzt und die Höhe des Tons vergeben ist. Vossens blauäugig ist gewiß auch nicht das richtige, weder in der Sache, noch im Ton: ich würde helläugig setzen. Vers 45: der Gebieter im Weltkreis höchster — mir zu stelzenhaft. Vers 48: das Herz wie zerrissen, mißverstandene Wörtlichkeit des δαίεται, wobei aber statt des Erhabenen im Deutschen das Niedrige eintritt. Vers 55 ist der jämmerlich klagende Fremdling entschieden unedel. Die schöne Stelle, Vers 58 ist gänzlich verdorben, jede Spur des süßen Heimwehs und einfach tiefen Gefühles abgestreift: Aber Odysseus „Sehnet sich nur Rauch-

wolken vom Land aufwirbeln zu sehen, Wenn gleich fern — Wie viel schöner z. B. Voß in der ersten Odyssee:

Aber Odysseus
Sehnt sich, auch nur den Rauch von Ithakas heimischen Hügeln
Steigen zu sehn, und dann zu sterben!

Ich gestehe, daß dieser Vers allein mir völlig darüber entscheidend ist, Wolf habe keinen Beruf zur Uebersetzung des Homer gehabt, denn an diese Stelle statt Rauch Rauchwolken und statt steigen aufwirbeln zu setzen, stellt eine völlige Fühllosigkeit ins Licht und zeigt, daß wir es statt eines Poeten mit einem grammatischen Versificator zu thun haben. Ich führe nur noch Vers 64 an, woselbst τέκνον ἔμον übersetzt ist mit dem trivial und niedrig klingenden: Einziges Kind! Oder Vers 90, wie geschmacklos: die scheitelbehaarten Achäer. Es ist dies allerdings wörtlich, allein im Griechischen edel und pathetisch, im Deutschen gemein und abstoßend. Hiemit können wir, wieviel des höchst Tadelhaften auch noch übrig ist, hier unser unerfreuliches Werk schließen. Man wird einsehen, daß man ein großer Philolog sein könne und ein schlechter Aesthetiker, aber ein noch schlechterer poetischer Uebersetzer.

Aber auf das Metrische ist noch ein Blick zu werfen, denn hierauf hatte ja Wolf sein Streben so eifrig gerichtet, daß er nicht sah, was er rechts und links von Blumen und Schönheiten, von Treue und Traulichkeit niedertrat.

Das Schlimmste ist nun, daß Wolfs mühsame Arbeit nicht einmal auf dieser Seite Lob verdient, daß sie weit hinter dem von Voß Geleisteten zurückbleibt. Der Bau der Hexameter ist nichts weniger als musterhaft, Vossens Einsicht in denselben ist auf den großen Philologen nicht übergegangen, denn nur eben beobachtet er das Cäsurgesetz des dritten Fußes, vernachlässigt aber das des vierten gänzlich. Viele seiner Hexameter haben wiederholte amphibrachische Wortfüße am Schluß, würden also selbst Klopstock tadelhaft erschienen sein. Wolf findet hier um so weniger Ausflucht, als er selbst sehr richtig in den der Uebersetzung beigefügten Anmerkungen (zu Vers 12) ausspricht, daß enclytische Redetheile, Artikel, Präposition u. s. w. mit zu ihrem Hauptwort gerechnet und danach die Cäsur beurtheilt werden müsse. Man braucht

bei Wolf nicht zu suchen, um unter den einhundert Versen folgende Lahmfüßler zu finden:

Thörichte, welche die Heerd' Hyperions, | des Erdenbeleuchters —
Theils wo nieder sich taucht Hyperion | und theils wo er aufsteigt —
Aber mir ist um Odysseus, | den wackern, | das Herz wie zerrissen. —
Stets liebkosend mit linden | und lieblich | bezaubernden Reden —
Jener erwiederte Zeus, der Versammler | des Donnergewölkes. —
Auf, dann wollen wir Hermes | den Boten, | den Argosmörder —

Verse, wie Voß sie sich niemals erlaubt haben würde und wie sie in der That auch jedem feiner gebildeten Ohr zuwider sind. In rhythmischer Hinsicht ist es ein augenscheinlicher Rückschritt, der durch Vortheile keiner Art aufgewogen werden kann. Aber auf welcher Seite soll denn der Fortschritt liegen, um dessen willen Wolf jene einhundert Verse — mitten im Satz abbrechend — als ein großes Muster in die Welt hinauswarf? Das ist bei einiger Aufmerksamkeit nicht schwer zu entdecken. Voß hatte in einzelnen Fällen homerische Wortfüße nachzubilden gesucht, z. B. jenes: Herrscher im Donnergewölk Zeus. Auf dieser Bahn nun glaubte Wolf seinen Vorgänger übertreffen und das Außerordentlichste von Kunst hinstellen zu können. Wirklich hat er fast durchgängig, wo sich im homerischen Vers irgend etwas Auffallendes fand, dies pünktlich und buchstäblich wiederbringen zu müssen vermeint, so z. B. hat er alle spondeischen Ausgänge, deren in diesen hundert Versen gerade ziemlich viele sind, mühsam herausgezirkelt, gleichviel, ob sie hier eben so leicht und natürlich herauskommen. Wo im Homer zu Anfange zwei Spondeen einander folgen, hat er sich gequält, sie gleichfalls im Deutschen vorzuzeigen, wenn sie auch noch so ungelenk und ungefüge werden.

Abschied allsammt Freiern zu kündigen — Vers 91.
Rings Zwangherrschaft duldet — Vers 71.

Weil nämlich allerdings hier ganz zufällig und natürlich im Original ähnliche Versfüße stehen. Es ist dies nur eine Uebertreibung und Carricatur von Vossens Bestrebung, weder etwas Eigenes, noch etwas Geschmackvolles, vielmehr ziemlich abgeschmackt, so wie es denn auch ein schlimmes Licht auf den ganzen Charakter der Arbeit wirft, der danach, um es

dem Philologen griechisch zu sagen, banausisch herauskommt, d. i. das Gegentheil der edeln und freien Kunst. Diese starke Verirrung ist auch von Jacobs (a. a. O.) richtig gewürdigt worden, wonach denn freilich von seinem reich aber sehr unbestimmt ertheilten Lobe nicht viel übrig bleibt. Auf die Masse der Halbgebildeten und namentlich der schulmäßig Gebildeten war gleichwohl der Eindruck groß. Es habe nur Jemand die Dreistigkeit, als Autorität gelten zu wollen, und er wird seine Gläubigen finden — bis einmal, früher oder später, das Phantom verweht.

Es ist noch die prosodische Seite übrig, welche auch wohl verdient ins Auge gefaßt zu werden. In den Anmerkungen spricht sich Wolf selbst darüber aus; wir werden darauf an seinem Ort noch ausführlicher zurückkommen, da hier manches Eigene, aber freilich auch Bedenkliche hervortritt. Praktisch zeigt er sich so ziemlich mit Voß in gleicher Ebne, nur daß er zuweilen den Accent vernachlässigt, und z. B. obschon zu Anfange des Verses als Spondeus setzt. Er huldigt noch der Lehre von der Mittelzeit und geht darin weiter als Voß, so gebraucht er allkundig als Amphibrachys, in der ersten Silbe kurz, (Vers 52) ganz im Widerspruch mit der Lehre von den Stammsilben. Selbst wenn er sich auf die Analogie von allmächtig berufen wollte, wo die Verkürzung schon eher gerechtfertigt und entschuldigt werden kann, weil hier der Ton auf der zweiten Silbe die erste verkürzt, so wäre das ganz falsch, denn allmächtig ist ein im täglichen Gebrauch abgeschliffenes Wort, allkundig aber ein nagelneu gebildetes, wofür eine solche Analogie nimmermehr geltend gemacht werden kann.

Ich frage nun den aufmerksamen Leser, was bleibt noch übrig von jener so hoch gefeierten Vortrefflichkeit und Musterhaftigkeit, von jener Grenze alles Erreichbaren! Wir finden ganz im Gegentheil vielmehr ein Beispiel, das nur ein warnendes genannt werden kann, indem es zeigt, wie sehr man auf der Hut sein müsse, um nicht gegen kleine äußerliche Vortheile das wahre Wesen der Poesie und der poetischen Form, die Wahrheit und Innigkeit, die Erhabenheit und den großen Stil, die Einfalt, die Süße, die Feinheit jener Spiritum Grajae tenuem Camenae einzubüßen. Von alle dem ist bei Wolf nichts gegeben, hierin ist nichts geleistet, ja nicht einmal etwas erstrebt. Die Treue liegt somit nur hie und da im Buchstaben, keineswegs in der Sache.

Wenn der Verfaſſer that, als ob er nur eben nicht mehr überſetzen wolle, ſo daß die Welt bedauern ſollte, nicht von ihm die ganze Odyſſee in gleicher Herrlichkeit zu erhalten — ſo wäre das von ſeiner Seite eine eitle Prahlerei geweſen. Ich behaupte dreiſt: Wolf konnte nicht mehr überſetzen; hätte er es gethan, ſo hätte ſelbſt dem ſchwächeren Urtheil das wahre Weſen der Arbeit anſchaulich werden müſſen. Eine ganze Odyſſee in ſolcher Art würde ungenießbar, unlesbar geworden ſein.

Es iſt noch zu erwähnen, daß wir von Wolf auch die Ueberſetzung der erſten Satire des Horaz beſitzen. Sie iſt die Arbeit großen Fleißes — denn ſie iſt auch frei von Trochäen; ob ſich aber ſo viel von dem Geiſt des Mannes abſpiegele, ſteht dahin. Es läßt ſich hier ungemein viel damit entſchuldigen, daß der nachläſſige Gang des horaziſchen Hexameters nachgebildet werden ſollte; aber wenn uns ſchon der Maaßſtab fehlt, wie dieſe Verſe den Zeitgenoſſen geklungen, die aber ſehr viel beſſere noch nicht kannten, ſo ſoll man doch wohl niemals bei der Ueberſetzung das Gebrechen und Unſchöne ſuchen. Es käme hier wohl nur auf das Leichte an, und das iſt ein Lob, das man hier der Wolfiſchen Arbeit am ſchwerſten wird ertheilen können. Es fehlt an Fluß, an Gleichmäßigkeit, an Ton. Auch hinſichtlich der proſodiſchen Principien iſt ſchwer ins Klare zu kommen, z. B. während in zweiter Silbe als Länge gebraucht, dagegen elend als Trochäus, und in der Anwendung der einſilbigen Wörter als Kürze ſehr viel Härte, z. B. nicht. Auch der Geſprächston iſt ſchwerlich getroffen: Beſſer iſt Kriegesverſuch — wieviel einfacher das Original: Militia est potior. Gleichwohl iſt das Werk als ein Muſter und Meiſterſtück vielfach abgedruckt worden.

Hienach hat denn Wolf eben ſo wenig als Schlegel den Beweis geführt, daß der ſpondeiſche Hexameter im Deutſchen durchzuſetzen ſei und daß ſich darin Vortreffliches leiſten laſſe. Sollte hier etwas für bewieſen gelten, ſo müßte es das Gegentheil ſein. Wolf bleibt nach meinem Urtheil entſchieden hinter Voß, er hat dieſelben Fehler, ſogar in noch viel höherem Grade, und er beſitzt nicht ſeine Tugenden; Voß hat ungleich mehr zuſammenhangenden Guß, Ton, Stil, er iſt wärmer, naiver; Wolf kälter, hölzerner, geſpreizter, vor allen ungleicher.

Eine Leiſtung, von der ſich Beſſeres rühmen läßt, iſt Wolfs Ueberſetzung der Wolken des Ariſtophanes; hier zeigen ſich auch Aeußerungen von Geiſt und Humor — zum Beweiſe wohl, daß eben nur ein falſches Beſtreben den gelehrten Mann in ſo unbeholfenem Tanz erſcheinen ließ. Auf dieſe andere Leiſtung kommen wir noch weiterhin in ihrem Zuſammenhange.

Mehr als das, was Wolf unmittelbar geleiſtet, wiegt der bloße Umſtand, daß ein Mann von ſolcher Bedeutung, ein Gelehrter ſolchen Ranges, der die gelehrte Sprache handhabte als ob ſie ſeine Mutterſprache wäre, daß dieſer dem Deutſchen und der Ueberſetzung ins Deutſche ſich zugewendet: es iſt das ein der Ueberſetzerkunſt dargebrachtes Zugeſtändniß, das wir nach ſeinem ganzen Werth zu ſchätzen wiſſen. Es iſt auch nicht ohne die günſtigſten Folgen geblieben und hat nachgewirkt in weitem Umfange und auf lange Zeit.

Joh. Gottfried Herder; Friedrich Jacobs.

Für die Ueberſetzung des griechiſchen Epigramms hatte Herder ſchon im Jahr 1785 die Bahn gebrochen. In dieſem Jahr erſchien der erſte Band ſeiner zerſtreuten Blätter, welcher anhebt mit vier Büchern von „Blumen aus der griechiſchen Anthologie geſammlet.“ Geiſt und Wärme, die Herder überall eigen ſind, zeigen ſich auch hier in vollem Maaß, dabei ein glückliches Treffen des Tones, ſo daß Vieles in dem Charakter des Originals erſcheint. Der Wurf iſt frei, die Sprache natürlich; wer das Griechiſche nicht dagegen hält, glaubt nichts zu vermiſſen. Z. B.

Hellas.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, ſo zieret Athen Hellas, und Hellas die Welt.

Homer.

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros
Einziges Lied, ihn krönt jeder olympiſche Kranz.
Lange ſann die Natur und ſchuf, und als ſie geſchaffen,
Ruhete ſie und ſprach: Einen Homeros der Welt!

Der Sternſeher Ptolomäus.

Sterblich bin ich und kurzes Lebens; doch wenn ich der Sterne
Bahnen meſſ' und zähl' ihre gedrängete Zahl,
Dann berührt die Erde mein Fuß nur; unter den Göttern
Reichet mir Jupiter ſelbſt ſeinen unſterblichen Trank.

Die ſchöne Fichte.

Wandrer, laß dich nieder an dieſer Fichte, du höreſt
Hoch im Wipfel des Baums ſpielen der Lüfte Geſang;
Und dort rauſcht die Quelle, wo Pan gern flötet; er wird dir
Bald mit ruhigem Schlaf ſchließen die Augen zu.

Das Bad der Grazien.

Grazien badeten hier; hinzu ſchlich Amor und haſchte
Ihnen die Kleider; beſchämt baden ſie immer noch hier.

Die Göttergeſtalt.

O Praxiteles, o Polykletus, ſeid ihr geſtorben?
Lebet denn nirgend mehr eure belebende Kunſt?
Dieſes duftende Haar der Melite, die ſtralenden Augen,
Ihre Göttergeſtalt einem Altare zu weihn —
Bildner, Künſtler, wo ſeid ihr? das ſchönſte Menſchengebilde
Kam vom Himmel, um uns Paphia ſelber zu ſein.

Das Meer der Liebe.

Wohin zieheſt du mich, du ſanft hinſchwimmendes Auge?
Ach, du zieheſt mich hin auf ein gefährliches Meer!
Wild ſind die Wellen der Liebe; die Stürme der Eiferſucht brauſen
Schrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
Und doch muß ich! Sie ziehen mich hin, die fließenden Schimmer;
Gute Götter, ich ſoll Strudel und Klippen noch ſehn.

Ariſtophanes.

Einen Tempel, der nimmer veralte, ſuchten der Anmuth
Schweſtern, und fanden ihn — in Ariſtophanes Geiſt.

Der Tanz.

Kommt, ihr lesbiſchen Mädchen zum Hain der prangenden Juno,
Fliegt mit fröhlichem Fuß, ſchlinget die Hände zum Tanz.
Sappho tanzet euch vor mit goldener Leier, es wird euch
Wie der Kalliope Lied dünken ihr ſüßer Geſang.

Der gelegene Augenblick.

von Lyſippus gebildet.

„Bild, wer biſt du?“ Der mächtige Gott der Gelegenheit bin ich.
„Mit geflügeltem Fuß?“ Der wie ein Zephyr entfliegt!
„Auf den Zehen?“ — Denn leiſe komm' ich und ſchwebe vorüber,
Nur an der Locke der Stirn faſſet der Emſige mich!
„Hinten am Haupte kahl?“ — Bin dir ich einmal entwichen,
Haſcheſt umſonſt du nur; nimmer ereileſt du mich.

„Und das ſchneidende Meſſer in deiner Rechten?“ So ſchneidend
Iſt auch der Augenblick unter entſcheidender Macht!
„Weiſes, lehrendes Bild!“ Für dich, o Sterblicher lehrend,
Setzte Lyſippus mich hier dicht an die Pforte des Glücks.

Alexander
im Bilde des Lyſippus.

Alexanders edle Geſtalt, ſein wagender Muth lebt
Hier im Bilde Lyſipps. Königlich mächtiges Erz!
Auf blickt er gen Himmel, als ſpräch' er zum Gotte des Himmels:
„Mein iſt die Erd', o Zeus, habe du deinen Olymp!“

Noſtis an Sappho.

Schiffſt du, o Wand'rer, gen Mitylene, ſo ſage der Sappho,
Wenn du die Blume dort jeglicher Grazie ſiehſt,
Sag' ihr: Auch Locris hab' eine Muſengeliebte geboren,
Noſtis heiß' ich. Wohlan! Wanderer, ſchiffe beglückt.

Der treue Diener.

Lebend war ich ein Knecht; doch meine Gebieterin gönnet
Mir dies beſſere Grab, weil ich ihr gerne gedient.
Lebe denn wohl, du edle Timanthe. Kommſt du im Alter
Einſt zu den Todten hinab, dien' ich auch unten dir gern.

Grabſchrift eines Hirten.

Furchtſam eilte die Heerde, mit kalter Flocke beſchneiet,
Von den Bergen; der Hirt folgte der Heerde nicht mehr.
Ach, Therimachus ſchläft hier ſeinen ewigen Schlummer,
Unter der Eiche, da ihn Feuer der Himmliſchen traf.

Jupiters Bildſäule von Phidias.

Dir entweder iſt Zeus vom Himmel hernieder geſtiegen,
Oder du ſtiegeſt hinauf, Künſtler, und ſaheſt den Gott.

Plato.

Süßer attiſcher Mund! Von allen Griechen die ſchönſte
Rednerblume; wie du blüht keine ſchönere mehr.
Denn du erhobſt, o Plato, den Blick zum Himmel und lehrteſt
Gott uns, lehreteſt uns Tugend und Sitten und Recht,

Tauſchteſt Samiſche Weisheit zum holden Sokratiſchen Becher,
Gabſt der erhabenſten Muſe die ſchönſte Geſtalt.

Das letztere Epigramm zeigt ſchon große metriſche und proſodiſche Mängel, die ſich freilich in aller Art faſt in jedem Stücke darbieten; hält doch Herder ſelbſt nicht das Geſetz der zwei Dactylen in der letzten Hälfte des Pentameters. Auch die Treue iſt nirgend groß, ſo daß man viele Stücke beinahe richtiger für freie Reproduction als für Ueberſetzung anſpricht. Gleichwohl tritt der griechiſche Geiſt hier unmittelbar entgegen, und die Auswahl war ſo glücklich, daß den Deutſchen ein lebhaftes Verlangen erwachſen mußte, aus dieſer lauteren Quelle einen noch tieferen Zug zu thun.

Friedrich Jacobs iſt es, der daſſelbe zu ſtillen verſprach. Im Jahr 1803 erſchien in zwei Bänden ſein treffliches Buch, das den Titel führt: Tempe von F. J. Das Werk knüpft unmittelbar an Herder an, will, dieſen ergänzend, dem deutſchen Publikum fernere Blumen aus jenem großen griechiſchen Garten bringen, manches, was jener ſchon überſetzt hatte, auch wohl in ſtrengere Form faſſen und mit größerer Annäherung an das Original geben; denn mittlerweile war Voß aufgetreten und die Anſprüche an eine metriſche Ueberſetzung hatten ſich nach beiden Seiten hin geſteigert. In der Vorrede wünſcht der Verfaſſer ſelbſt, ſich in die Mitte zwiſchen Herder und Voß geſtellt zu ſehen und, wo möglich die Vorzüge beider zu vereinigen. Herder habe geiſtreicher, Voß wohlklingender und treuer überſetzt.

Wir dürfen wohl ſagen, daß der ſorgſame und feinſinnige Verfaſſer dies Ziel erreicht habe, zumal wenn wir hinzuſetzen: nach dem Standpunkt von 1803. Er iſt unzweifelhaft dem griechiſchen Text genauer gefolgt als Herder, aber er ſteht ihm nach an Wärme und Colorit; er hat ſich von der Voſſiſchen Verskunſt ſchon manches angeeignet, um ſo auffallender, daß er in proſodiſcher Rückſicht noch mit Ramler auf ziemlich gleicher Stufe ſteht, denn die Lehre von der Länge der Stammſilben iſt noch nicht zu ihm gedrungen; das Geſetz, das ſchon der flüchtige Stolberg achtete, wird von dem fleißigen ſauberen Arbeiter nicht zur Anwendung gebracht.

Es iſt in Jacobs Ueberſetzungen ein feiner und linder Hauch, der wohl als ein griechiſcher anklingt, alles darin klar und mäßig. Aber

es weht doch eine gewiſſe Kühle darin, welche nicht griechiſch iſt. Abgeſehen von ſeiner Naturanlage, die, ſchon im Vergleich mit Herder, keine eigentlich poetiſche heißen kann, hat einerſeits die überaus große Einfachheit der Aufſchriften aus alter und älteſter Zeit, anderſeits die Nüchternheit der ſpäteſten Erzeugniſſe, welche in der Sammlung das Uebergewicht haben, einen gewiſſen allzu planen und zuweilen ganz proſaiſchen Ton erzeugt, der für manche Stücke angemeſſen ſein mochte, ſich dann aber auch namentlich auf Gedichte ausdehnt, die bei weitem mehr Wärme und Schwung erfordert hätten. Den Preis erhalten darum diejenigen Epigramme, in denen die Einfachheit einer alten Zeit anſpruchslos wiedergegeben iſt, ſo folgende Stücke von Simonides:

Zeus Eleutherios.

In dem Getümmel der Schlacht dem rüſtigen Muthe gehorſam,
Schlugen mit mächtiger Fauſt Griechenlands Söhne den Feind;
Dafür weihten ſie dir in Hellas freiem Gefilde,
Geber der Freiheit, o Zeus, dieſen gemeinſamen Heerd.

Korinths Matronen.

Für das helleniſche Land und die ſtreitenden Bürger erhoben
Dieſe Trefflichen einſt betend zu Kypris ihr Herz.
Hold erhörete ſie die Flehenden, und ſie verrieth nicht
Hellas heilige Burg bogenbewaffnetem Feind.

Weihgeſchenk.

Unter dem ſchattigen Dach, in den heiligen Hallen Athenas
Raſtet der Pfeile Geſchoß ferne vom traurigen Krieg;
Oftmals haben ſie ſich in dem ſtürmiſchen Kampfe der Männer
Mit dem purpurnen Blut perſiſcher Ritter getränkt.

Der Ringer Theokritos.

Hier erkennſt du den Knaben Theokritos, den in der Ringkunſt
Wohlgeübet, der Sieg ſchmückt' in Olympias Hain:
Schön in Jugendgeſtalt; der Schönheit gleichet des Knaben
Tapferkeit, welche den Ruhm trefflicher Ahnen erhöht.

Man muß zugeſtehen, daß dieſe Verſe, bis auf einzelne proſodiſche Verſtöße, ſich recht wohl neben die Voſſiſchen ſtellen können, daß ſie

dieselben sogar insofern übertreffen, als sie frei sind von Härten in Wortfügung und Wortbildung. Aber freilich ist die Treue auch nicht in allen Stücken gleich groß und wo es schwierig wurde, hat der Uebersetzer sich mehr als sonst zu Herderschen Grundsätzen bekannt. Hätte er den Originaltext daneben abdrucken lassen, so würde manches Gedicht, das gefällig und befriedigend erscheint, nicht wenig verloren haben.

Ueberhaupt möchte Tugend und Fehler der Arbeit darin bestehen, daß ein gleichmäßiger Ton sich hindurchzieht und daß Klarheit und Abrundung in dem Leser das Gefühl erzeugt, ein Ganzes in Händen zu haben, welches denn nicht weiter nach dem Original fragen läßt. Dies Gefühl ist aber freilich oft eine Täuschung. Zu bemerken bleibt noch, daß Jacobs sich häufig in der Behandlung des Inhalts größere Freiheit genommen. Er läßt nicht nur fort, was ihm Schwierigkeiten macht, weicht erheblich von dem Satzbau ab, sondern verändert auch die mythologischen Namen, wo sie dem Verse unbequem sind. Noch weiter ist er gegangen, wo er die Knabenliebe in Mädchenliebe umsetzte und hier ganz neue Namen erfand; so in einigen Stücken Meleagers.

Die treffendste und zugleich strengste Kritik über diese erste Arbeit hat Jacobs selbst durch eine zweite gegeben. Im Jahr 1824 erschien: Leben und Kunst der Alten von Friedrich Jacobs — ein Werk das nichts anderes ist als eine vermehrte und durchgängig stark überarbeitete Ausgabe seines Tempe. Wir finden hier alle jene Stücke der griechischen Anthologie wieder, aber fast nicht ein einziges in seiner vorigen Gestalt, manche wie ganz neu übersetzt. Der Verfasser hat mittlerweile sich die Vossischen Grundsätze der deutschen Prosodie zu eigen gemacht, und schon darum vieles umbilden müssen; nur noch in ganz einzelnen Fällen hat er sich ausnahmsweise Eifersucht und Aehnliches als Dactylus gestattet. Sodann ist aber jetzt auch der Anschluß an die Originale ein viel näherer und endlich hat der Uebersetzer sehr rühmlich danach gestrebt, jene Einheit des Tones zu unterbrechen und mehr von dem eigenthümlichen Colorit der einzelnen Stücke zu erhalten. Ein schönes Epigramm des Meleager, das man füglich eine Elegie nennen könnte, lautete in der Tempe (I, 304):

Heilige Nacht, du Mutter der Himmlischen, Eines begehr' ich,
Eins nur, Freundin der Lust, fleh' ich, o heilige Nacht!
Wenn ein Glücklicher sich in Heliodorens Umarmung,
An die Geliebte geschmiegt, Freuden der Liebe verspricht,
O, so verlösche das Licht und er selbst entschlummre der Süßen,
Einem Endymion gleich, träg' in dem müßigen Schooß.

In Leben und Kunst der Alten, (II, 87) lautet eben dies Gedicht:

Eins nur, heilige Nacht, der Unsterblichen Mutter, begehr' ich,
Eines begehr' ich von dir, Zeugin des trunknen Gelags.
Freuet sich Einer, umhüllt von der nämlichen Decke, der süßen
Heliodora, gewärmt an dem ergötzlichen Leib,
O so verlösche der Lampe das Licht und er liege gefühllos,
Jenem Endymion gleich, träg der Geliebten im Schooß.

Sollte man noch glauben hier denselben Uebersetzer zu haben? Welcher Kritiker hätte dem Verfasser des ersten Stückes gründlicher seine Untreue und das durchgängige Abschwächen, wo nicht Verflachen, des Originals nachweisen können, als es der ehrliche und strebsame Mann hier selbst thut. Und doch läßt sich nicht sagen, daß die zweite Uebersetzung um so viel sie treuer ist, auch besser und gelungener sei. Nur eins ist gewiß, daß hier die höhere Aufgabe sicher erkannt; ob sie aber mit gleichem Glück gelöst worden, das ist eine andere Frage. Man könnte vielleicht der Ansicht beipflichten, daß diese höhere Aufgabe nun auch eine höhere Kraft, eine wirklich dichterische Hand erfordert hätte.

Wir kommen hier an die Grenze dessen, was der treffliche Jacobs zu leisten vermochte. Wo die Originale in der Uebersetzung Schwung und poetische Wärme verlangten, da versagte seine Kunst; so kommt es denn, daß gerade die werthvollsten Stücke am meisten gelitten haben, am wenigsten in ihrem Glanz dem deutschen Leser entgegentreten. Man sehe statt aller das unbergleichlich schöne Stück von Theognis: Kyrnos Unsterblichkeit, das in Jacobs Uebertragung keinen erheblichen Eindruck macht. Ja es könnte überhaupt noch zweifelhaft werden, ob die neue Ausgabe in jedem Betracht die frühere übertreffe. So sehr auch zugegeben werden muß, daß viele Verstöße entfernt, daß sie durchgängig getreuer, inhaltsvoller, auch wohl charakteristischer für das Einzelne sei, so hat sie doch in demselben Maaß an Einfachheit und

Lieblichkeit eingebüßt, und es möchte hier ein ähnliches Verhältniß obwalten, wie zwiſchen Voſſens erſter und zweiter Odyſſee, daß nämlich die gefeiltere und fehlerloſere Arbeit doch ungleich geringere Anziehungskraft ausübt, als jene erſte.

Härte des Verſes und Geſchraubtheit der Worte kann man zwar auch hier Jacobs nicht vorrücken, doch hat er, Schlegel und Wolf nachgebend, in dem Beſtreben den elegiſchen Vers möglichſt von Trochäen rein zu halten, ihn öfters ſteif und unbequem, zuweilen hölzern und meiſtens kühler gemacht, ſo daß der Gewinn an prägnanterem Ausdruck doch zugleich mit Trockenheit gepaart, und die anziehende Milde der erſten Arbeit verloren gegangen iſt.

Zum Schluß ſetzen wir noch einige der gelungenſten Stücke aus dieſer zweiten Sammlung hieher:

Unter der Felskluft einſamem Dach fand Kybelens Prieſter
Zuflucht gegen des Schnee's winterlich ſtöbernden Sturm.
Als er das triefende Haar hier trocknete, eilet auf hohlem
Felsweg, folgend der Spur, grimmig ein Löwe daher.
Plötzlich ergriff der Beſtürzte das Tympanum, ſchlug es mit offnen
Händen, und mächtig erſcholl von dem Getöſe die Kluft,
Und es erbebte das Thier des Gebirgs vor dem heiligen Toſen,
Und zu der waldigen Höh ſtürmt' es in eiligem Lauf,
Fürchtend der Göttin Diener, den Halbmann, welcher die blonden
Flechten und dieſes Gewand Kybelens Hallen geweiht.

Simonides.

Ueber die Wellen des Meeres kam Paphia einſtens nach Knidos,
Um das gefeierte Bild ihrer Geſtalt zu beſchaun;
Ringsum prüfend das Werk in des heiligen Platzes Umgebung,
Rief ſie erſtaunt: wo hat nackt mich der Künſtler geſehn?
Niemals ſchaute Praxiteles Aug' was den Menſchen verſagt iſt,
Aber dich formte der Stahl, wie du dem Ares gefällſt.

Platon.

Maja's Sohn, o ſchenke dem Tellias freundliches Leben,
Und ſein frommes Geſchenk lohne vergeltende Huld.

In der Euonymer Flur, der Gerechtigkeit redlichen Pflegern,
Laß ihn wohnen und ſich glücklichen Looſes erfreun.

Anakreon.

Laß, Bergwandler, das Lied von den lieblichen Lippen ertönen,
Laß es ertönen, o Pan, ländlichen Rohres erfreut.
Hauche den ſüßen Geſang in die tönenden Flöten der Syrinx,
Und dem melodiſchen Ton eine das paſſende Wort.
Um dich treten nach ſchallendem Takt die Najaden die Erde,
Ihren Gewäſſern enttaucht, mit dem begeiſterten Fuß.

Alkäos.

Wir beim Lanzengefecht ausharrende Männer erlagen,
Schützend das heimiſche Land, nächtlicher Mören Beſchluß.
Aber es lebt der Getödteten Ruhm, und am Fuße des Oſſa
Miſcht ſich ihr modernd Gebein mit dem Theſſaliſchen Staub.

Aeſchylos.

Heil euch, treffliche Männer, geſchmückt mit dem Ruhme des Krieges!
Söhne des freien Athens, Roſſe zu tummeln geübt!
Jugend und Leben verlort ihr im Kampf um die feſtliche Heimat,
Muthvoll gegen den Bund vieler Hellenen gekehrt.

Simonides.

Einſt des ägäiſchen Meeres durchbrauſende Wogen verlaſſend,
Liegen wir ſchlummernd im Grab hier in Ekbatanas Flur,
Heil dir, herrliches Land Eretria! Heil dir, Euböas
Nachbarin, Pallas Burg! Heil dir befreundetes Meer!

Platon.

Kinder Euböas ſind wir Eretrier; nahe bei Suſa
Liegen wir; ach wie ſo fern, heimiſche Fluren, von euch!

Platon.

Endlich noch ein paar glücklich wiedergegebene Scherze von Dichtern ſpäterer Zeit:

Hoch aufſchwebend beim leiſeſten Weſt ſtieg neulich Chäremon,
Leichter als Acheln und Spreu bis zu den Wolken empor;

Und wohl hätt' er den Aether durchſauſt, doch wurde der Fuß ihm
Plötzlich verſtrickt, und herab hing er am Spinnengeweb,
Fünfmal ſah hier ſchwebend er Morgen und Abend; am ſechſten
Tag erſt ließ er behend ſich an dem Faden herab.

Lukillios.

Wegen der Magerkeit Preis wetteiferten drei mit einander,
Welcher von ihnen der Fürſt unter den Magerſten ſei.
Da zeigt Hermon, einer davon, ein gewaltiges Kunſtſtück:
Denn mit dem Faden zugleich ſchlüpft er der Nadel durch's Ohr.
Demas trat aus dem Loch in der emſigen Spinne Gewebe;
Während den Faden ſie ſpinnt, hängt er ſich ſchwebend daran.
Aber Soſipatros rief: Mich krönet ihr! Wenn ich zu ſehn bin
Thu' ich Verzicht auf den Preis; Odem nur bin ich und Luft.

Nikarchos.

Philologiſche Ueberſetzer.

Eine gewiſſe Klaſſe von Ueberſetzungen kann man vorzugsweiſe die philologiſchen nennen, und von ihnen darf wohl kaum zweifelhaft ſein, daß wir ſie dem Vorgange Wolfs verdanken. Wenn der Meiſter es nicht unter ſeiner Würde hielt, ſich um den Kranz reproducirender Dichtkunſt zu bewerben, wenn ſein Bürgerbrief in den Bezirken des Alterthums ihn dazu ganz beſonders zu berufen ſchien, ſo war den Jüngern hier ein weites Feld geöffnet, die wohl auch, was an dichteriſchem Talent etwa fehlte, durch überlegene Kenntniß glaubten erſetzen zu können. Wir haben eine lange Reihe von Uebertragungen aus griechiſchen und römiſchen Dichtern, welche recht eigentlich von philologiſcher Hand kommen und nicht ſowohl in der von Voß als vielmehr in der von Wolf gezeigten Bahn fortgehen. Dies bekundet ſich ſchon in dem ausgeſprochenen Haß gegen den Trochäus. Man will wo möglich noch genauer ſein als Voß, gelegentlich auch wohl deutſcher. Wie die letzte Forderung nicht eigentlich im Vordergrunde ſteht, ſo bleibt ſie auch meiſtens unerreicht, und daß man im Uebrigen Wolf nicht übertrifft, läßt ſich wohl ſchon vermuthen. Es beruhen dieſe Beſtrebungen, um es gerade herauszuſagen, auf einer Täuſchung, auf einer falſchen Schätzung der Kräfte. Man glaubt einen Dichter überſetzen zu können, auch ohne daß man ſelbſt von einem Dichter etwas an ſich habe. Man glaubt das Verſtändniß der alten Sprache ſei die Hauptſache, die Handhabung der eigenen finde ſich leicht hinzu. Allein jenes zeigt nur die Aufgabe und trägt nichts bei zur Löſung, alles liegt in dem zweiten Punkt, und leicht könnte ſein, daß, was man gewöhnlich von dem Philologen verlangt, hier mehr hindernd als förderlich eintrete. Man überſetzt den Sinn der Worte, aber nicht den Dichter, das Einzelne, nicht das Ganze; über die wörtliche Treue verliert man den Geiſt, den Hauch. Man gewinnt Werke, die allerhöchſtens würden von Philologen genoſſen werden können, aber auch nicht einmal von dieſen, und die keine Stelle verdienen in der deutſchen Litteratur. Es muß dies ganz deutlich hier ausgeſprochen werden, weil Werke dieſer Art oft mit ſehr großen Anſprüchen aufgetreten

sind, sich viel vollkommener gedünkt haben, als die von Voß und vollends von Stolberg, während sie doch mit ihnen den Vergleich nicht aushalten.

In der Uebersetzung der Satiren des Horaz schließt sich an Wolf zunächst Kirchner an; es ist aber nur das erste Buch erschienen (1829). Von Seiten der Uebersetzung ist die Unterbrechung des Werkes vielleicht am wenigsten zu bedauern, denn, die Schwierigkeit der Aufgabe sonst zugestanden, wer könnte in dieser Weise den Dichter genießen wollen. Vieles ist steif und trocken, spröde und selbst pedantisch, vom Geist und der Laune des Dichters nur wenig Spur. Zu den Wolfischen Rigorositäten hinsichtlich des Metrums kommen hier noch viel größere prosodische, die auf subjectivester Auffassung beruhen und weder im Wesen, noch in der Geschichte der Sprache ihre Rechtfertigung finden. Solche Hindernisse mögen den etwas schwerfälligen Gang des Uebersetzers entschuldigen, aber der Grund des Mißlingens ist wohl zugleich noch ein anderer.

Ungleich schwerer noch ist die Aufgabe, welche die horazischen Episteln dem deutschen Uebersetzer stellen, weil gerade hier noch eine leichtere, natürlichere Art der Sprachbehandlung gefordert wird bei gedrängtem und schnell wechselndem Inhalt. Wir haben neuerdings eine werthvolle Arbeit erhalten von dem trefflichen Döderlein; allein, obwohl der Uebersetzer sich seiner Aufgabe und ihrer Schwierigkeit bewußt geworden, folgt er doch der Wolf'schen Behandlung in einer Weise, daß wir ihn zu den philologischen Uebersetzern rechnen müssen, und das eben ist es, was hier den Charakter und Reiz des Originals nicht wiedergiebt. Es wäre rathsam gewesen, hie und da lieber eine Einzelheit fallen zu lassen, um nur die geschmeidige Ausdrucksweise und den leichten Wurf nicht zu verlieren, der durchaus wesentlich ist. Mit besonderer Hervorhebung des hohen Zieles, das hier zu erreichen war, geben wir eine kleine Probe der Döderleinschen Uebersetzung, der wir Verständniß, Gewandtheit und Kunstfleiß nicht absprechen, die wir jedoch nicht für die Lösung halten können, selbst da nicht, wo sie am gelungensten ist. Ein besonderes Bedenken noch haben wir gegen die prosodische Behandlung der deutschen Sprache, obwohl sich begreifen läßt, daß der Uebersetzer durch Verkürzungen, namentlich zweisilbiger Wörter, eine Annäherung an den Conversationston erreichen wollte.

An Numicius.

Nichts zu bewundern, das ist wohl das einzige Mittel, Numicius,
Ist es allein, was den Menschen zum wahren dauernden Glück führt.
Mancher beschaut die Sonne, den Sternenhimmel, die Ordnung,
Die nach festem Gesetz läßt Frühling wechseln und Winter,
Ohne Gemütsaufregung; wie meinst du nur? Gaben der Erde,
Gaben des östlichen Meeres, das den Inder und Araber reich macht,
Kindische Beifallszeichen und Würden vom Volke verliehen,
Sag', mit welchem Gefühl und Blick muß er diese betrachten?
Wen die Entbehrung schreckt, auch der staunt an, so wie jener,
Den die Begierde noch treibt: denn ein Bangen beherrschet sie beide:
Jenen erschreckt, so wie diesen, der Zufall wider Erwarten.
Einerlei ist's, ob er Lust oder Schmerz, Furcht oder Begier fühlt,
Wenn überraschend ein Glück, wenn ein Unglück, das er mit nichten
Fürchtete, fesselt den Blick, und Körper und Seele betäubt macht.
Grausam wird der Gerechte, der Weise zum rasenden Schwärmer,
„Wenn er im Tugendstreben so gar nicht Grenze noch Maaß kennt!"
Gut! für prächtige Werke von Silber und Erz oder Marmor
Schwärme Du dann, und bewundere Juwelen und syrischen Purpur;
Freue dich, wenn ringsum, wo du sprichst, nur alles auf dich schaut;
Eile schon früh auf den Markt, kehr spät am Abend nach Hause;
Gib nicht zu, daß ein Mutus noch mehr vom Gute der reichen
Gattin ernte wie du, daß ein Mann von geringerem Stande
(Schmach!) noch verehrungswürdiger d i r sei, als du es ihm bist.
u. s. w.

Hierher gehören denn auch wohl die sehr achtbaren Bestrebungen von Friedrich Jacob. Dieser namhafte Philologe hat in seinem, im Vertrauen gesagt, doch wohl ein wenig pedantisch gerathenen Büchlein, „Horaz und seine Freunde" (Berlin 1853) der novellenartigen Darstellung Uebersetzungen des Dichters, namentlich Satiren und Episteln, eingewebt. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser nach mehr Geschmeidigkeit und Urbanität gestrebt hat, als sich bei Voß finden läßt, er hat sich näher an das von Wolf aufgestellte Muster gehalten, indeß dabei den mehr philologischen Standpunkt doch wohl nicht hinreichend verleugnen können. Eines seiner übersetzten Stücke führt er ein mit den Worten: „Eine Uebersetzung bleibt freilich immer die Rückseite einer gewirkten Tapete", eine Aeußerung, welche von des Verfassers Bescheidenheit zeugen mag, welche wir aber, zumal in solcher

Allgemeinheit, unmöglich unterschreiben können; sie gilt nur von demjenigen Standpunkt, auf dem man freilich besser gar nicht übersetzen sollte. Zum wahren Uebersetzen verlangen wir nicht ein peinliches Wiedergeben des Wortes, worüber sicher der Sinn verloren geht, sondern vielmehr bei aller Genauigkeit doch eine freie Reproduction, welche doch nur möglich ist bei productiven Eigenschaften. Auch ein paar Oden hat Friedrich Jacob übersetzt, und diese empfehlen sich mehr durch mildern Gang der Rede. Ich setze zwei davon hierher.

O Bandusia's Quell, heller als helles Glas,
Immer duftenden Wein, Blumen und Kränze werth,
Morgen fällt dir ein Böcklein,
Dem vom-sprossenden Horn die Stirn
Anschwillt, und es zu Kampf reizet und Liebesluft,
Doch umsonst; denn es soll dir mit dem rothen Blut
Dunkel färben den kühlen
Bach der muntern Heerde Sohn.
Du verwehrest dem pestflammenden Hundsgestirn
Dir zu nahen, und kühlst freundlich die matt am Pflug
Heimwärts kehrenden Stiere,
Kühlst die Heerden am Waldgebirg.
Als gefeierten Quell preisen sie einst auch dich,
Dem mit dunklem Laub Eichen den Fels umziehn,
Aus deß Grotte geschwätzig
Ab zum Thale dein Bach sich schwingt.

Oder die Ode auf Pyrrha, welche man mit der oben gegebenen Vossischen Uebertragung vergleichen möge.

Wer war's, Pyrrha, der, schlank, duftend von Wohlgeruch,
Dich bestürmt' in dem weich schwellenden Rosenbett,
In der Grotte? So lieb einst!
Für wen hast du das blonde Haar
Einfach zierlich geschmückt? Weh, er beweint wohl bald
Dich, Treulos', und den Zorn Amors, und aufgewühlt
Schreckt ihn finster die Meerfluth,
Der so grimmiges nie geahnt;
Der leichtgläubig sich jetzt wieget im Sonnenglanz,
Der auf immer dich sein, immer dich gütig wahrt,
Nichts von plötzlichem Windstoß
Ahndet. Ach, ich beklage die,

Die ein trüglicher Glanz lockete. Mir bezeugt
Dies mein Weihegeſchenk, daß ich, dem Sturm entflohn,
Meergetränkt die Gewänder
Dir aufhängte, dem Herrn der Fluth.

Andere namhafte Philologen haben in ähnlicher Weiſe ſich rühmlich verſucht; allein ſie hatten das gute Einſehen, dieſe Beſtrebungen nicht für die Oeffentlichkeit zu beſtimmen. Reiſigs metriſche Uebertragungen waren von den Studirenden, denen ſie im mündlichen Vortrage zugänglich wurden, in hohem Grade geſchätzt; ſie hatten damit ihren Zweck erfüllt. Des Verfaſſers ausdrückliches Verbot, ſie nach ſeinem Tode zu publiciren, hat, wie ich aus beſter Quelle vernommen, einen Grund, der nur zu ehren iſt. Auch Lobeck pflegt ſeinen Zuhörern Ueberſetzungen, die gerühmt werden, mitzutheilen, hat aber bis jetzt nichts davon in die Oeffentlichkeit gelangen laſſen.

Es wäre aus dieſer Klaſſe der Ueberſetzer noch mancher anzuführen; doch mögen wir nicht in Einzelnes eingehen, wo wir überwiegend tadeln müßten.

Goethe's Einfluss.

Wenn schon durch Wolf sich eine Gegenbestrebung gegen Voß entwickelte, so wurde durch Schlegel dem Uebersetzer eine ganz andere Aufgabe gezeigt, und dieser fand einen starken Beistand in dem Einfluß der zu einem Höhenpunkt entwickelten deutschen Litteratur und namentlich durch Goethe. Je mehr das classische Gepräge der Goetheschen Ausdrucksweise die Anerkennung der Nation fand, um so mehr richteten sich nun auch von hier aus neue Anforderungen an den Uebersetzer. Goethe, immer aufmerksam auf die Bemühungen Vossens, hatte manches von ihm aufgenommen, sich alles auf seine Weise zurechtgelegt, in seinem Geist verarbeitet; um so eher konnte von hier eine nicht durchaus friedliche Rückwirkung erfolgen. Es war Goethe namentlich gelungen, in den griechischen Geist einzudringen, ungleich mehr als denjenigen, die ihm an Kenntniß der Sprache und der Denkmäler überlegen waren, mehr als Herder und auch als Voß. Namentlich hatte er den Homer ganz in sich aufgenommen, ungesucht floß von jenem Geist etwas ein in seine verwandten Productionen. In Reineke Fuchs und in Hermann und Dorothea weht der homerische Hauch stärker und reiner, als in Vossens Luise, wenn dieser auch in einzelner Wendung sich näher anschloß und überhaupt jenes Ziel fester im Auge hatte. Je mehr in Goethe's Werken dieser antike Geist wehte, um so näher lag es von hier Maaßstäbe zu entlehnen für das, was ein Uebersetzer in Sprache und Ton zu leisten habe. Man kam überhaupt immer mehr zu dem Gefühl, daß nach einer gewissen überstandenen Krisis sich die Sprache wieder gesetzt habe, und daß nun doch in Wortfügung und Wortfolge gewisse Grenzen des Erlaubten festzuhalten seien. Man verlangte im Ganzen Zusammenhang und Ebenheit der Rede, und wenn dem Uebersetzer auch schon ein Gewisses von Fremdartigem gestattet wurde, so sollte doch kein offenbarer Bruch sein mit der natürlichen Sprache, mit dem von den Müttern erlernten Deutsch; es sollte die Uebersetzung nicht

gänzlich anders reden, als die heimischen Dichter, kurz man empfand, daß sich eine conventionelle Uebersetzersprache gebildet habe und sah die Nothwendigkeit ein, davon zurückzukehren, schon um der Sache selbst willen, weil sich die höheren Vorzüge der Originale nicht wiedergeben ließen ohne Anknüpfung an Natur und eigne Poesie.

Dazu kam nun auch, daß Goethe noch besonders den Weg wies. Er übersetzte zwar nicht aus alten Sprachen, allein er bediente sich in eigenen Dichtungen antiker Maaße und dichtete im Sinne der Alten. In seiner Pandora, im zweiten Theil des Faust bildete er Trimeter, welche die höchste Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums erregen mußten. Sie entsprachen meistentheils auch den höheren Anforderungen an die Form; Goethe hatte sich nach und nach so ziemlich die Vossische Prosodie angeeignet, man konnte ihn hier nur selten eines Verstoßes zeihen, während der unmittelbare Klang für das Ohr nicht nur melodischer, sondern auch griechischer war, als das je ein Uebersetzer erreicht hatte. Man fühlte, daß hier Guß sei, daß die Arbeit im Feuer vollbracht. Hier nun war ein Maaßstab gegeben, der sich nicht wieder bei Seite schaffen ließ.

Blickte man von hier zurück auf Goethe's frühere Behandlung antiker Maaße, namentlich auf seine Hexameter und Distichen, so fingen auch diese an allmälig in einem veränderten und zwar günstigeren Lichte zu erscheinen. Zur Zeit, als Voß auf der Höhe seiner Geltung war, erschienen Goethe und Schiller, ebensowohl metrisch wie prosodisch, als höchst vernachlässigt in ihren dem Alterthum nachgebildeten Versen, als dilettantisch, ja schlechterdings fehlerhaft und nach allen Seiten hin verwerflich, was sogar drohte dem Rufe ihrer Classicität Eintrag zu thun. Jetzt gab man zwar zu, daß eine regelrechtere Behandlung und ein elastischerer Gang ihnen sehr zu wünschen wäre, allein man mußte dennoch den milden Fluß der Rede die leichte und natürliche Fügung der Worte in den Vers, überhaupt die tiefere Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form, so wie einen gewissen Pulsschlag inneren Lebens anerkennen. Man hatte hier griechische Verse in der deutschen Muttersprache, dort in den Uebersetzungen zwar sorgfältigere Messung und schärferen Taktschlag, allein das Deutsche selbst war ausgeartet zu einer fremden Sprache.

Dies war nicht sobald erkannt, als die Werke des Vossischen Hausfleißes sehr beträchtlich im Preise sanken. Hatte man noch vor Kurzem gewünscht, das ganze Alterthum in derselben Weise verdeutscht zu sehen, und zu ergänzen, was Voß mit den Seinen nicht bewältigen konnte, so zeigte sich jetzt auf einmal das Verlangen, auch Vossens beste Arbeiten durch andere ausgetauscht zu haben. Man wollte gern von der Regelrechtigkeit des Verses nachlassen, um nun wieder ein rechtschaffenes Deutsch zu hören. Aber auch die im mehr Wolfischen Sinne unternommenen Uebersetzungen wollten, wie sich begreift, hier eben so wenig genügen.

Hier liegt ein großer Wendepunkt, der unmittelbar abhängig ist von der Culmination deutscher Poesie an der Scheide des Jahrhunderts, wiewohl er erst später eintrat. Hier lagen nun ganz neue Aufgaben, welche zahlreiche Kräfte zur Thätigkeit aufforderten und welche auch noch fortdauern für uns, denn im Wesentlichen scheinen sie noch nicht gelöst.

Koreff; Günther; Strombeck.

In der angegebenen Richtung wurde nicht sogleich das Vollkommene geleistet; dies begreift sich an sich selbst und konnte um so weniger ausbleiben, als nicht gerade die stärksten und geübtesten Kräfte sich daran machten. Die unbefangenen Liebhaber des Alterthums, eben jene, welche man nicht eigentlich Philologen nennen kann, sondern welche sogar einen gewissen Gegensatz gegen dieselben bilden, kamen zunächst zu dem Gefühl, daß die Vossische Technik und was sich an dieselbe anlehnte, doch einen gewissen Abstand einerseits von den Originalen behalte, andrerseits von dem natürlichen Deutsch. Es ist sehr löblich, daß solche Männer, da von den der Aufgabe Näherstehenden ihnen keiner genügen wollte, sich selbst ans Werk machten, und gern wird man hier die Ansprüche ein wenig herabstimmen, ja sogar für die Symptome des Dilettantismus ein Auge schließen dürfen. Da sie nicht eben gewillt waren, sich in Wettstreit einzulassen, so schienen sie sich besonders an solche Dichter gemacht zu haben, welche von Voß noch nicht übersetzt waren. So entstand im Jahr 1810 die Tibull-Uebersetzung von Koreff, gedruckt zu Paris mit deutschen Lettern, in groß Quart, mit gegenüberstehendem Text. Die Auffassung ist aus einer Liebe zum Dichter hervorgegangen und die Leistung des Uebersetzers für die damalige Zeit recht anerkennungswerth, wenn sie freilich auch heutigen Tags nicht mehr genügen kann — überdies war ja das wahre Wesen des Dichters damals noch sehr wenig erkannt. Ein Jahr später erschien Vossens Tibull, der freilich mit einem gewissen gewappneten Schritt auftritt und schon darum manchem imponiren mußte; aber der elegische Ton ist so viel nur immer möglich verfehlt, so daß das Verlangen nach einer genügenden Tibull-Uebersetzung bei den nähern Freunden des Dichters dadurch nicht gestillt werden konnte. Man hat sich seitdem noch mehrfach an der nicht geringen Aufgabe versucht. Im Jahr 1825 erschienen gleichzeitig zwei

neue Ueberſetzungen, von Strombeck und von Günther; ich ſehe daß einige der letzteren den Vorzug geben wollen, als möglichſt genau dem Dichter ſich anſchließend. Ich muß freilich geſtehen, daß ſie nach meinem Urtheil aller höheren Vorzüge völlig entbehrt, daß man ſie nur eine leidliche und nicht einmal in jeder Rückſicht eine ſorgſame nennen kann, da ſie namentlich in proſodiſcher Rückſicht ſich übermäßige und für ihre Jahreszahl nicht mehr ſtatthafte Freiheiten nimmt. An Ton und poetiſchem Hauch fehlt es ihr ganz. Hier iſt Strombeck höher zu ſtellen, wiewohl er ſpäter in den Ovidiſchen Triſtien noch ungleich Beſſeres gegeben hat. Schon 1795 hatte er in ſeiner Weiſe mit Ovids „Kunſt zu lieben“ begonnen, Ovids Klaggeſänge von ihm übertragen erſchienen 1835 und zeigen nach vierzigjähriger Uebung eine ausgebildete Virtuoſität. Hier iſt der Einfluß Goethiſcher Handhabung des Diſtichons unverkennbar, ein Hauch von Wärme und ein milder Fluß belebt das Ganze, und es iſt die Leichtigkeit, die Anmuth und der Schmelz Ovidiſcher Verſe einigermaaßen ausgedrückt. Ich ſetze die Elegie „Abſchied von Rom“ (Trist. I, 3) hieher.

Ruf' ich das traurige Bild mir der Nacht, in der ich die Mauern
Rom's und alles in ihm, alles mir Theure verließ; —
Ruf' ich's von neuem zurück in meine Seele, ſo quellen
Aus dem Auge ſogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe, ach, kam er bereits, der Tag, an dem mir die ſüßen
Heimiſchen Fluren der Zorn Cäſars zu meiden befahl.
Hin war Muth und Entſchluß; und der Zeit zu beſchließen ſo wenig;
Dauernde Weile hindurch war mir die Bruſt wie erſtarrt.
Troſtlos in mich gekehrt vergaß ich Gefährten und Sklaven,
Dacht' an kein Geld auf die Flucht, noch an ein Reiſegewand.
Alſo ſtehet und ſtaunt der Wanderer, der von des Himmels
Blitze getroffen, noch lebt, und daß er lebet nicht weiß.
Erſt als ſelber der Schmerz die Wolken der Seele zerſtreute,
Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann;
Nahm ich zuletzt Abſchied ringsum von den trauernden Freunden,
Deren ich viele vordem, jetzo nur wenige ſah:
Zärtlich am Weinenden hing die noch heftiger weinende Gattin,
Und die Thränen des Grams ſtürzten die Wangen herab.

Fern an Libyens Strand verweilte die zärtliche Tochter,
Ach, und konnte noch nicht wiſſen mein Trauergeſchick.
Ringsum, wohin du nur ſahſt, ertönten Klagen und Seufzer,
Todtenklage, ſo ſchien's, füllte das innre Gemach.
Gatten klagten und Mann und Diener am Leichenbegängniß,
Jeglicher Winkel im Haus wurde von Thränen benetzt.
So, wofern es ſich ziemt mit dem Großen das Kleine zu meſſen,
So war Trojas Geſtalt, als es den Griechen erlag. —
Und ſchon ſchwieg das Geräuſch und die Stimme der Menſchen und Hunde,
Und den Himmel herauf lenkte der Mond das Geſpann:
Da erhub ich zu ihm und darauf zu der Wohnung des großen
Jupiter (ach nur umſonſt lag ihr die meinige nah)
Thränend die Augen und ſprach: Ihr ewig heiligen Sitze,
Und ihr Tempel, die nie wieder der Scheidende ſieht,
Himmliſche, die ihr beſchützt die erhabene Stadt des Quirinus,
Seid von dem Flehenden jetzt, Götter, auf ewig gegrüßt!
Und wiewohl ich den Schild erſt ſpät nach den Wunden ergreife,
So entlaſtet von Haß dennoch des Scheidenden Flucht.
Sagt dem himmliſchen Mann, daß Irrthum einzig mich täuſchte,
Daß Verbrechen ihm nicht ſcheine die Schuld des Verſehns;
Daß, was Götter ihr wißt, auch wiſſe der ſtrafende Cäſar.
Ward verſöhnet der Gott kann ich unglücklich nicht ſein.
Alſo fleht' ich hinauf, und mehr noch flehte die Gattin:
Doch ihr heißes Gebet wurde durch Schluchzen gehemmt.
Mit zerſtreuetem Haar ſank ſie vor den Laren die Arme,
Und den verlöſchenden Heerd küßte ihr bebender Mund.
Manche der Klagen ergoß ſie den abgeneigten Penaten,
Doch nichts half das Gebet ihrem beweineten Mann.
Und ſchon ließ zum Verzug nicht Zeit die beſchleunigte Nacht mehr,
Und der Parrhaſiſche Stern hatte vom Pol ſich entfernt.
Trauriges Loos! Mich hielt die zärtliche Liebe zur Heimat
Aber die letzte Nacht war's der gebotenen Flucht.
Ach, wie rief ich ſo oft, wann wer ſich beeilte: Was drängſt du? —
Sieh nur, entweder wohin, oder von wannen du eilſt! —
Ach, wie täuſcht' ich mich oft, ich hätte gewählt mir die Stunde,
Welche die paſſende ſei für die gebotene Flucht.

Dreimal berührt' ich die Schwell' und dreimal wandt' ich die Schritte;
Nachsicht gegen das Herz hatte der zögernde Fuß.
Lebt wohl! sagt' ich dann oft, und redete Vieles von neuem;
Ach, und den Abschiedskuß reicht' ich, als trennt' ich mich jetzt.
Bald befahl ich das schon Befohlene wieder, und kehrte
Immer von Neuem zum Kreis meiner Geliebten zurück.
Endlich rief ich: „Was eil' ich? Mein Sitz sind Scythiens Wüsten,
Scheiden muß ich von Rom. Beides entschuldigt Verzug.
Ewig soll ich mein Weib, ich lebend die lebende missen,
Ewig das trauliche Haus, theure Genossen, und euch,
Und die Herzen, an mich durch Theseische Treue gebunden,
Euch, ihr Freunde, von mir innig, wie Brüder, geliebt.
Eilt, noch ist es vergönnt, und vielleicht nie wieder, ihr Theuern,
Eilt an mein Herz! Mir ist jegliche Stunde Gewinn." —
Nunmehr riß ich mich los, nicht beendete Reden verlassend,
Jeden, dem Herzen so nah, hab' ich noch einmal umfaßt.
Während ich red' und wir weinen, erscheint am Himmelsgewölbe,
Unheil bringend für mich strahlend das Morgengestirn.
Und ich reiße nicht anders mich los, als ließ' ich der Glieder
Eines, oder des Leibs größere Hälfte zurück.
Jetzt erhob sich Geschrei und Wehgeklage der Meinen,
Die mit verzweifelnder Hand schlugen die trauernde Brust.
Da umklammerte nun des Scheidenden Schultern die Gattin,
Und im Thränenguß sprach die Unglückliche so:
„Nichts, nichts trennt mich von dir! Ich gehe, wohin du auch gehest!
Ich, des Verbannten Weib, werde verbannet zugleich.
Mich auch faßt noch der Weg, auch mich das entlegenste Land noch,
Wenig beschwert durch mich wird das entfliegende Schiff.
Dir gebietet die Flucht der Zorn des mächtigen Cäsar:
Mir die Treue, sie ruft lauter als Cäsars Gebot."
Also versuchte sie mich und hatte sie früher versucht schon,
Bis sie, vom Nutzen besiegt, mühsam gefangen sich gab.
Jetzt nun wankt' ich hinaus — vielmehr der Leiche vergleichbar —
Schmutzig, die Haare zerstreut über das rauhe Gesicht. —
Und die Gattin, so hab' ich gehört, schloß ohne Besinnung
Ihre Augen und sank mitten im Hause dahin.

Als sie wieder erstand, besudelt mit Staube das Haupthaar
Und vom frostigen Stein wieder die Glieder erhob;
Jammert sie über sich selbst und über verlaßne Penaten,
Oft den entrissenen Mann rufend, das zärtliche Weib.
Wieder auch seufzte sie nicht, als wenn sie die Leiche der Tochter
Oder entseelt mich selbst säh' auf dem Leichengerüst:
Wünschte den Tod sich herbei, und allein aus inniger Liebe
Für den verbannten Gemahl hielt sie am Leben noch fest.
Ja, sie lebe, mein Weib, sie lebe, weil es die Götter
Wollen, und mildre, für mich duldend, mein hartes Geschick.

Die Uebersetzung ist nicht in jeder Rücksicht vollendet und mustergültig; sieht man aber von einzelnen prosodischen Incorrektheiten (unglücklich als Amphibrachys, was durchaus der Betonung widerstrebt) und von kleinen Flecken ab, namentlich wo man den Ausdruck ein wenig edler wünscht, so muß man doch im Ganzen den schönen Fluß und den durchaus deutschen Anstrich rühmen, woher es denn auch kommt, daß die elegische Empfindung, von der das Gedicht so reich belebt und erwärmt ist, sich trefflich erhalten hat: gewiß ein großes Lob.

Neuffer.

Aber schon früher hatte man in gleicher Weise sich an den Virgil gewagt und hier in mehr deutschem Sinn die Goethische Versbehandlung und Ausdrucksweise durchgeführt. Der Versuch kam von Süddeutschland, wo denn wohl die herbe Vossische Art am meisten widerstreben mochte; es ist Neuffers Uebersetzung der Aeneis, welche zuerst 1816 erschien, und 1830 in die Stuttgarter Sammlung überging.

Es kann auffallen, daß für die Aeneis eine Umgestaltung in solcher Richtung früher eintrat als für Homer, da doch offenbar Virgil bei der Vossischen Art weniger leidet als dieser. Allein der Grund ist wohl der, daß im Homer Vossens Name die meiste Geltung erworben hatte, daß es gewagt erscheinen konnte, hier mit ihm den Wettkampf zu beginnen, dann aber war damals auch der Homer noch nicht in so geharnischter Sprache verfaßt, als er es erst später geworden ist, während gerade Voß in der Aeneis je mehr und mehr in das gespreizte Wesen sich hineingearbeitet hatte.

Neuffers kunstfleißige Arbeit würde unter allen Umständen unter den nachvossischen unsere Aufmerksamkeit verdienen, welche ihr um so mehr gebührt, als sie es vorzüglich ist, welche die Bahn für eine andere Behandlungsweise bricht. Dabei ist aber ausdrücklich zu erwähnen, daß der neue Uebersetzer nicht etwa um jeden Preis etwas Anderes geben will, sondern, daß er in vielen Stücken doch auch seinem Vorgänger treu bleibt und nicht ganz dessen Lehre, wenn auch dessen Schule, verleugnet. Er folgt ihm sehr richtig auch darin, daß er Trochäen zuläßt, wiewohl etwas seltener als Voß und meistens nur da, wo, nach dem vorhandenen Bau der Sprache, sie nicht zu umgehen sind. „Wiederkehr“, „unbekannt“, „übrig blieb“, „angethan“ und vieles andere, was sonst gar keine Stelle finden könnte, ist mit Unbefangenheit und ohne die Wolfische Rigorosität — welche übrigens auch erst ein wenig später aufkommt — angebracht, wahrlich nicht zum Schaden

des Verses und Stils. In solcher Weise nun hat, man muß es anerkennen, Neuffer etwas ungemein Lesbares gegeben, das an den gelungensten Stellen beinahe wie Original klingt und jedenfalls ganz frei ist von einer eigenthümlichen Uebersetzersprache. Ohne daß die Verse ganz so bequem und zerlassen wären wie in Goethe's Hermann und Dorothea, sieht man doch den Wunsch durch, diesem möglichst ähnlich zu werden in Ebenheit des Fortgangs und Natürlichkeit des Ausdrucks. Allein hier kann man in den entgegengesetzten Fehler verfallen. An und für sich soll die Uebersetzung nicht ganz und gar wie ein Original, wenigstens nicht wie ein neueres, klingen, denn alsdann könnte sie nicht den Ton und Charakter des alten Originals an sich tragen; ein Abstand soll immer sein, nur kein allzu großer und nicht auf Kosten des Genius der neueren Sprache. Auch sind gerade die Goetheschen Hexameter, die wir keineswegs in jeder Rücksicht verdammen, nicht das Muster für die Uebersetzung aus dem Lateinischen, am wenigsten für Virgil und die Aeneis; viel mehr davon hätte sich im Homer anbringen lassen, wie denn auch Goethe sich nach Homer gebildet hat. Was war die Folge? Daß man statt das zu reinigen und fortzubilden, was Voß in der Aeneis so glücklich erreicht hatte, nämlich den heroischen Charakter, diesen vielmehr so gut wie völlig aufgab und in eine Behandlung verfiel, welche man fußgängerisch und prosaähnlich nennen muß. Um eben so viel als Neuffers Verse fleißiger und dem gewöhnlichen Deutsch näher sind, um eben so viel sind sie auch markloser, ohne Schwung und poetischen Klang. Man kommt durch ihn am kürzesten zum Inhalt des Dichters, dieser wird aufgeschlossen, allein es ist nicht mehr ein eigentlicher Kunstgenuß.

Hiemit nun steht im Zusammenhange, daß der neue Uebersetzer, der zwar von Voß auch gute Verse zu machen gelernt hat, doch auch daneben wieder so ungeschulte und vernachlässigte bringt, als ob es nie einen Voß gegeben hätte. Der amphybrachisch sich wiegenden findet man überall eine reichliche Zahl eingestreut. Nicht nur kein Vossianer, sondern auch kein einmal dafür empfänglich gemachtes Ohr kann Verse wie die folgenden ertragen:

Ließen sie gern zum Verderben des Einen Verlornen sich wenden —
Ganzen Stamm, der zum großen Gewölbe des Aethers emporsteigt —

Mitleidswertheſter Jüngling, du wärſt uns, beſiegſt du dein hartes —
Angelangt ſei Aeneas und bringe beſiegte Penaten — u. ſ. w.

Demnächſt iſt zu erinnern, daß Neuffer ſich in proſodiſcher Rückſicht, namentlich in der erſten Ausgabe, ungleich größere Freiheit nimmt als Voß, ja daß er hier in den Principien nicht recht mit ſich einig ſcheint. Nicht nur von der Voſſiſchen Mittelzeit wird ein ausgedehnterer Gebrauch gemacht, ſondern wohl auch das Princip des Accents gelegentlich verletzt, z. B. in dem Verſe:

Niederſtürzen ins Meer, mit Flammen von Grund aus verbrennen.

Worte wie hier ſind kurz gebraucht, und über, was Voß nie gethan, zweimal kurz.

Mehr Gewicht lege ich auf Vernachläſſigung der Bindungen und Partikeln, wo Stil und Ton davon abhängt, ein einziges weggelaſſenes Und kann hier ein großes Verſehen ſein. So leſen wir in der Erzählung vom hölzernen Pferde im dritten Buch:

Dorthin ſteuerten ſie, am öden Geſtade ſich bergend.
Wir gedachten, ſie ſeien entflohn, nach Mycene geſegelt.
Alſo löſt ganz Teucria ſich von der langen Betrübniß.
Auf mit den Thoren! hinaus in das Feld! — und das doriſche Lager
Und die verlaſſenen Plätze zu ſchau'n und das einſame Ufer!

Hier haben wir lauter abgeriſſene Verſe und alles ohne Bindung, wo es gerade ſehr darauf ankam. Wie anders Voß, der ſehr vortrefflich überſetzt:

Hieher ſteuerten jen', und ſie birgt das einſame Ufer,
Wir auch wähnen, ſie flohn, und ſegelten heim nach Mycene,
Und ganz Teukria löſet das Herz vom dauernden Kummer.
Offen ſtehen die Thor', aus fliegt man, das doriſche Lager
Und die verlaſſenen Orte zu ſchau'n und den einſamen Meerſtrand.

Das erſte und thut hier gut, das zweite iſt unentbehrlich, das dritte aber hat Voß ſogar auf eigene Verantwortung geſetzt, denn im Original ſteht Ergo, und doch wohl nicht mit Unrecht, wenn man den Ton des Ganzen erhalten wollte. So iſt auch das panduntur portae nur

Erzählung, nicht Ausruf. Voß ist abgewichen im Sinn der Treue, Neuffer im Sinn der Untreue.

Dies alles zusammengenommen, muß man bedauern, daß die nachvossische Uebersetzung zwar die Fehler ihrer Vorgängerin in manchen Punkten abgestellt, dafür aber auch ihre Tugenden verloren habe, sie hat also nicht vermocht dieselbe zu überwinden, läßt vielmehr bei all ihren einseitigen Vorzügen dieselbe doch unerreicht.

Oſiander.

Unter denen, welche mit dankbarer und einſichtsvoller Benutzung der Voſſiſchen Vorarbeit, doch auf ſeiner Grundlage eine mehr deutſche und auch dem Original, wo möglich, ſich noch näher anſchließende Ueberſetzung zu geben ſuchten, verdient Oſiander ganz beſonders eine ehrenvolle Stelle. Voß war auch auf keinem Gebiet ſchwerer zu übertreffen, als gerade in dem Virgiliſchen Landbau; ſeine Kenntniß der ländlichen Beſchäftigungen aus eigener Anſchauung, freilich nicht in dem ſüdlichen Klima, dazu ein gutes Studium der Alten nach Seiten mancher Realität hin, gaben ihm hier einen bedeutenden Vorſprung. Allein er hatte ſelbſt dem Rhythmus und Verstakt, der nun einmal ſein Götze geworden, allzu viel geopfert, ſo daß es doch eben nicht unmöglich war ihn auf Seiten der Sprache und ſelbſt auch wohl der Genauigkeit zu überbieten, jedenfalls etwas Lesbareres zu geben.

C. N. Oſiander überſetzte (für die Stuttgarter Sammlung) zuerſt die Idyllen, 1834, darauf den Landbau, 1835. Obwohl jener großen Reihenfolge einverleibt, hat die Arbeit doch nichts von den Eigenſchaften, welche ſich leicht an derlei merkantiliſche Unternehmungen knüpfen; ſie iſt, wie auch ſchon der Name verbürgt, das Werk eines längern und ſelbſtſtändigen Studiums, zeigt überall Wahl und Urtheil, ſo wie eine gewandte Hand. Nur zu loben iſt, daß Oſiander ſeinen Vorgänger nicht verleugnet und unbefangen von ihm aufnimmt, was er ſo gut traf, daß ſich eben nicht mehr ohne Schaden neben daran vorbeigehen läßt. Er war demnächſt aber bemüht, dem Genius der deutſchen Sprache nicht mehr zuzumuthen, als der jetzt beruhigte Zuſtand geſtattet, dann aber auch wohl noch im Einzelnen mehr von dem reichen Original auszudrücken, oder geſchmackvoller zu wählen in dem was ſich wiedergeben läßt. Liebe für das Original und ſeinen Gegenſtand, auch eine gewiſſe, wenn nur eben nicht productive Wärme, verbreitet ſich wohl über das Ganze, dem es nicht an Zuſammenhang

und Ton fehlt, so daß man im Wesentlichen wohl sagen darf, es sei das Werk um einen Schritt über Voß hinausgebracht. Leider huldigt der Uebersetzer, wenigstens nach seiner Art von Prosodie, die aber viel nur Scheinbares hat, der Sucht, trochäenfreie Hexameter zu machen: und was ist die Folge? daß er etwas ungleich Wesentlicheres verliert, den wahren Rhythmus des Hexameters. Neben Versen, die auch Voß anerkennen müßte, finden sich nicht selten amphybrachische der schlimmsten Art, ja er erlaubt sich gelegentlich das Verpönteste. So lesen wir z. B. in seinen gelungensten Stellen Verse wie die folgenden:

Lautersten Honig und dehnen die Zellen mit fleißigem Nektar —
Früh entströmen sie eilig den Thoren, verweilen sich nirgends —

Oder in zwei Vershälften zerfallende:

Also, wofern es vergönnt ist, Kleines zu messen mit Großem —
Jene Gesittung gefiel auch, werth der Bewundrung, den Bienen. —

Ein wichtiger Punkt bei Uebersetzung eines alten Dichters und ein hauptsächliches Mittel die Plastik des Stils und das Festgefugte zu erreichen, ist die genaueste Aufmerksamkeit auf die Partikeln, daß hier nichts fehle, und jedes leicht und klar an seiner Stelle sich einfinde — ein Punkt, den Voß mit großer Strenge im Auge gehabt hat und dem er viel verdankt. Aber auch hier nimmt es sein Nachfolger nicht so genau, der sich häufig im Asyndeton fortbewegt, wo das Original Verbindungen hat, oder der sich hier allzu sehr nach Bedürfniß und Bequemlichkeit einrichtet. Ich schreibe es hauptsächlich diesem Umstande zu, daß bei mancherlei Tugenden doch die Osianderschen Uebersetzungen gar zu sehr des antiken Tones entbehren und eben darum nicht als Kunstwerke gelten, weniger als die Vossischen, wenn sie diese auch im Einzelnen hinreichend überragen.

Es verlohnt sich wohl hier ausführlicher zu sein; der Vergleich von Osiander und Voß, und beider mit dem Original stellt in helles Licht, wieviel ankomme auf ein bloßes und und auch, und vollends auf den Artikel. Voß übersetzt sehr schön IV, V. 181:

— auch Arbutus kosten sie ringsum,
Weiden von bläulichem Grün, Zeiland und feurigen Krokus,
Auch die balsamische Lind', und die dunkele Blum' Hyacinthus.

Dagegen Osiander:

Sie benaschen den Beerbaum
Da und dort, blaugrünliche Weiden und röthlichen Safran,
Zeiland, würzige Linden, die Purpurblum' Hyacynthus.

Und Virgil:

pascuntur et arbuta passim.
Et glaucas salices, casiamque crocumque rubentem
Et pinguem tiliam et ferrugineos hyacynthos.

Man sieht, wie fein in Gliederung und Verbindung das Original abgewogen ist, wodurch eben die zarte Eleganz erwächst und der feinere epische Stil; und wahrlich, es gilt nicht uns bloß die Stücke in Vollständigkeit vorzuzählen, oder auch statt des Kranzes die Blumen im Haufen uns zuzuwerfen! Hierin unterscheidet sich der Handwerker vom Künstler, und wir wünschten in der That Osiander auf Seiten der letzteren zu sehen.

Diese Verse sind aus der schönen Partie von den Bienen genommen, eine Stelle, welche uns die allerfeinste Arbeit des römischen Dichters, und eine eben so reiche als graziöse Ausführung zeigen. Es liegt hier wohl ein Prüfstein für Uebersetzerkunst und nach allen Seiten hin ist hier zu lernen. Verweilen wir darum auch noch ein wenig an dieser Stelle. Wie überhaupt bei der Schilderung des Thierlebens der Vergleich mit Menschlichem ein Interesse giebt und reiche Farben und Lichter für eine geistreiche Darstellung, so ganz besonders hier bei dem Staatsleben der fleißigen Insekten, das übrigens den Alten noch wunderbarer erschien, weil sie, über das Geschlechtsverhältniß der verschiedenen Glieder im Unklaren alles bloß für Rangunterschied nahmen. Das si parva licet componere magnis erstreckt sich hier durch das Ganze und auf alles Einzelne, alles ist belebt durch Reflexe und Schlagschatten und dem Uebersetzer lag hier ob, viel zu accentuiren, dabei aber den Grundton sicher festzuhalten. Voß ist hier recht glücklich gewesen, dichterisches Gefühl und Bekanntschaft mit der Sache hat ihn ohne Schwanken das Rechte treffen lassen. Ob man dies auch von seinem Nachfolger sagen könne? Ob dieser hier nicht hinter ihm zurückbleibt? Wir wollen nur ein paar Punkte berühren, welche ich

aber für ſprechend halte. Virgil ſagt: pars inter septa domorum — das überſetzte Voß, wie er denn mußte, wörtlich und genau:

Ein Theil im Gehege der Häuſer
Legt die Narciſſusthrän' — u. ſ. w.

Dagegen Oſiander:

Ein Theil legt erſt im Gehege der Wohnung
Mit der Narciſſusthrän' und dem klebrigen Leime der Rinden
Sicheren Grund zum Zellengehäuſ' —

Hier iſt offenbar Wohnung ein viel abſtrakterer Ausdruck, der auch von Thieren geſagt werden kann, aber der Dichter will das Menſchliche, das beſtimmte Wort Haus, ihm ein anderes unterſchieben heißt ihn mißverſtehn, ihm die Poeſie nehmen, ihn proſaiſch abſchwächen. Eben dahin gehört auch der Ausdruck Zellengehäuſe, das iſt der eigentliche Ausdruck von den Bienen und er kann in jeder Naturgeſchichte ſtehen, hier aber verdirbt er auch den Gegenſatz. Virgil ſagt: ſie legen das Fundament für die Waben: favis fundamina, wo offenbar das letztere Wort an den Häuſerbau erinnern ſoll. Daſſelbe und noch ſchlimmer treffen wir wenige Verſe ſpäter. Virgil ſagt: Et liquido distendunt nectare cellas und Voß überſetzt, offenbar ſehr gut und gerade wie der Dichter will: und dehnen mit lauterem Nektar die Speicher. Er hätte ebenfalls auch ſagen können, die Kammern, nur eins durfte er nicht ſagen: die Zellen, denn das iſt jetzt der eigentliche, der proſaiſche Ausdruck, während hier der figürliche, der poetiſche ſtehen muß. Und wie nun überſetzt Oſiander?

noch andre häufen
Lauterſten Honig und dehnen die Zellen mit fleißigem Nektar.

Lauterſten Honig — es ſcheint, als ob das beſonders treu wäre, denn im Original ſteht purissima mella, es ſcheint namentlich treuer und zugleich einfacher als Voß überſetzt, welcher hier giebt:

dort andere häufen des Honigs
Klarſten Seim —

Allein Voß ſuchte offenbar einen poetiſchen Ausdruck, wollte das Kahle und Proſaiſche vermeiden und ſo dadurch dem Dichter gleichkommen,

welcher sich in solchem Sinn durch den Plural half — gewiß that er daran Recht. Ueberhaupt nun wird man Ossianer zwar ebener finden, er hat nicht selten eine Verschränkung, oder geradezu Steifheit Vossens glücklich entfernt, allein er ist auf der andern Seite in einen viel schlimmeren Fehler verfallen, sein Ausdruck neigt sich überall zur bloßen Erklärung hin und fällt stark in Prosa herab. Es fehlt an Einheit und Ton, an feineren Uebergängen, vornehmlich aber an dem, worin Virgil eben seine große Stärke hat, an der Ueberführung von einer Tonart in die andere, ein Punkt, der auch bei Ovid, namentlich in den Metamorphosen, so schwer ins Gewicht fällt. Es ist manches Einzelne gelungen, aber auch eben so viel mißlungen und verfehlt, wie es eben trifft. Im Ganzen zeigt sich der Uebersetzer, trotz alles Lobenswerthen, doch dem Vorbilde und der Aufgabe nicht gewachsen. Für ihn ist immer noch der Vers entscheidend, er gehorcht der Noth, die Grille der Spondeen regiert über ihn. Da wird zur Unzeit aus dem Einfachen ein Schnörkel, und dies entscheidet über Ton und Färbung. So lesen wir z. B.

Sie benaschen den Beerbaum —

Was steht im Original, das zu solcher Uebersetzung berechtigen könnte? pascuntur arbuta passim —. Das passim ist hier wohl zu stark ausgedrückt, und die Wortbildung benaschen mit dem Accusativ unedel. Es müßte wohl heißen: Sie kosten am Arbutus. Voß übersetzte:

Auch Arbutus kosten sie ringsum —

Vielleicht auch nicht ganz getroffen, und nicht recht deutlich, aber wohl immer noch vorzuziehn.

So ließe sich über diese Eine Stelle noch vieles sagen, zum großen Lobe Virgils und auch zum nicht viel geringeren Vossens. Es zeigt sich nämlich, daß, während seine Fehler sehr leicht zu erkennen sind, er doch auch Tugenden besitzt, die erst bei tieferem Eingehen sich kundgeben, und die leicht verlieren kann, wer ihn überholen will. Dabei zeigt sich immer wie hoch das Ziel einer Uebersetzung gesteckt sei, welche auf das Prädikat einer künstlerischen Anspruch machen will.

Aber wir thun vielleicht dem trefflichen Manne ein Unrecht, wenn wir nach Einer Stelle schon über ihn abschließen wollen. Ein anderer Glanzpunkt des Virgilischen Landbaues ist die Pest, auch hier

ist reichliche Gelegenheit für den Uebersetzer sich zu zeigen. Ich setze nur gleich die vier ersten Verse von Osiander hieher und vergleiche sie mit Voß und Virgil.

Hier entstand bei erkrankender Luft ein klägliches Wetter,
Unheilvoll erglüht's in völliger Hitze der Herbstzeit,
Raffte mit allem Gewilde des Hornviehs ganzes Geschlecht hin,
Teiche verpesteten sich, es verdarb durch Moder das Futter.

So Osiander, dagegen Voß:

Hier vor Zeiten erwuchs in kranker Luft das Verderbniß,
Jammervoll, und, ganz in herbstlichen Gluten entflammet,
Mordet' es alle Geschlechter des Viehs und alle des Wildes,
Und vergiftete Teich' und grasige Weiden mit Fäulniß.

Vossens Verse sind besser, das muß zugeben, wer irgend dafür ein Ohr hat, sie haben aber auch durchhin mehr Ton und Klang, mehr Erhebung und Poesie, es ist Blut und Leben in ihnen — laß sehen, ob sie solche Vorzüge erworben durch größere Freiheit, oder aber in näherem Anschluß an das Original — welches lautet:

Hic quondam morbo coeli miseranda coorta est
Tempestas, totoque autumni incaluit aestu,
Et genus omne neci pecudum dedit, omne ferarum,
Corrupitque lacus; infecit pabula tabo.

Man muß Voß loben, daß er morbo coeli mit „in kranker Luft“ gegeben hat, denn schwer war anders die Verständlichkeit in der neueren Sprache zu gewinnen, wie dies sein Nachfolger auch anerkannt hat. Daß dieser aber „erkrankender“ statt „kranker“ sagt, geschieht nur aus der Wasserscheu vor dem Trochäus, im Uebrigen ist es ein Rückschritt, weniger einfach und edel, dagegen prosaischer. Das quondam hat Voß mit „vor Zeiten“ ausgedrückt, das sich ungemein pathetisch macht — und Osiander? Er hat es ganz weggelassen — ei, ei! Für den prosaischen Sinn trägt das wenig aus, aber sehr viel für den poetischen! „Ein klägliches Wetter“ — will damit der Gute das Verlorne wieder einbringen? Schwerlich. Miseranda tempestas — wie treu übersetzt und doch wie weit gefehlt! Voß erkannte die

Klippe gut und umſchiffte ſie meiſterlich. „Das Verderbniß“ ſcheint unbeſtimmt, iſt aber hinreichend und voll hohen Pathos, das noch geſteigert wird durch das nachgeſtellte „jammervoll“ — wogegen denn das „klägliche Wetter“ freilich nur kläglich erſcheint. „Die völlige Hitze der Herbſtzeit“ iſt ohne Ton und nur versfüllend — Voß ſah wohl, daß man hier ein ſtärkeres Wort wählen mußte und nahm „entflammet“, womit er mehr erreichte als ſein Nebenbuhler, der noch „unheilbringend“ hinzuſetzte, aber dem Wort durch Stellung und Reflex (was Horaz das Geheimniß von series und junctura nennt) keinen Nachdruck zu erwerben wußte. Allein eine ſtärkere Blöße liegt in dem dritten Verſe und hier zeigt ſich recht das leidige Verfahren der ſchlechten Ueberſetzerart:

die Seuche
Raffte mit allem Gewilde des Hausviehs ganzes Geſchlecht hin.

Proſaiſch freilich iſt es gleichbedeutend, ob ich ſage: mit dem Wild das zahme Vieh oder das zahme Vieh und das Wild: ſelbſt in einem Teſtament und für den Empfänger der Erbſchaft würde darin nicht der geringſte Unterſchied ſein, er bekäme in beiden Fällen beides, Wild und Zahm. Allein doch viel anders, wenn man einen Dichter überſetzt, und wahrlich nicht ohne Grund und Kunſt hat Virgil die beiden Glieder ſo rein aus einander gehalten und ſo ſymmetriſch gegen einander geſtellt, mit Auffaſſung und Kunſtfleiß hat nun auch Voß überſetzt:

Mordet' es alle Geſchlechter des Vieh's, und alle des Wildes.

Nämlich erſt das Vieh und dann, als Steigerung, auch noch das Wild, ſo daß es bei jener ganz verwerflichen Ausdrucksweiſe wenigſtens umgekehrt heißen müßte: mit dem Zahmen das Wild, aber nicht: mit dem Wild das Zahme. Auch der letzte Vers iſt durchgängig gefühllos überſetzt und in allem Dichteriſchen verfehlt. Daß die Conſtruction umſetzt, das Subjekt wechſelt, daß die Teiche ſich verpeſten, iſt wieder reine Proſa und nun der Gegenſatz: Teiche und Futter! Wie ſoll da die Poeſie beſtehen? Pabula, im Plural ſind offenbar Wieſen, Triften, die an Seen gelegen ſein können, die mit den Seen zuſammen ein Bild geben — aber Futter! und vollends „das Futter verdarb“! Man glaubt den Knecht, der die Stallfütterung beſorgt, oder höchſtens

einen Futterhändler ſprechen zu hören, während Virgil in lauter poetiſchen Worten ſagt: die Seuche, dieſelbe von der er durch alle Verſe ſpricht: infecit pabula tabo! In ſolcher Art der Ueberſetzung giebt es keinen Fortſchritt über Voß hinaus, denn es iſt ungleich mehr verloren als gewonnen — wenn man anders Urtheil hat und gerecht ſein will.

Verſuche zu einer neuen Verdeutſchung der Odyſſee.

Schwenk; Kannegießer.

Mit dem dritten Decennium unſeres Jahrhunderts zeigten ſich die Verſuche, nach und neben Voß den Homer in andrer Weiſe zu überſetzen. Es ſchien als habe A. W. Schlegel in ſeinen Beurtheilungen der Voſſiſchen Arbeit zugleich ſehr beſtimmt den Weg gewieſen, wie zu verfahren ſei, und in Wolf glaubte man praktiſch das leuchtende Muſter aufgeſtellt. In beiden Richtungen nun treten Beſtrebungen auf, es werden gleichzeitig im Jahr 1822 zwei verſchiedene Proben von erneuten Ueberſetzungen der Odyſſee gegeben, die aber beide Proben geblieben ſind, da ihnen nichts weiteres nachfolgte, obwohl wenigſtens die eine von Seiten der Kritik Aufmunterung fand. Conrad Schwenk ließ in dem genannten Jahr zu Bonn erſcheinen: „Die homeriſche Odyſſee. Zehnter Geſang, als Probe.“ Das Werk iſt Schlegel zugeeignet, deſſen Grundſätze, den Voſſiſchen gegenüber, hier eben zur vollen Geltung gebracht werden ſollen. Allein dieſe Grundſätze ſind ſehr verſchiedener Art, zum Theil in ſich ſelbſt zwieſpältig, ſo daß denn auch nicht eben etwas ſehr Einheitsvolles erwachſen iſt. Einerſeits ſollte Voß in metriſcher Rückſicht überboten werden, indem man ſich alles Heil von der Ausſchließung der Trochäen verſprach, andrerſeits der Ton einfältiger, die Sprache leichter und deutſcher, das Ganze freier und verſtändlicher ſein, mit Ausſchluß von jeder Härte und Künſtelei — ein Vornehmen, das man freudig begrüßen muß. Aber, wenn nicht zu verkennen bleibt, daß Voß, namentlich der ſpätere Voß, hier allerdings zu übertreffen ſei, ſo iſt um ſo mehr jene andere Forderung zu beklagen, weil ſie offenbar nicht nur die Ausführung ſo guter Vorſätze gehindert, ſondern vielmehr nur auch noch in jener Richtung fortgezogen, oder mindeſtens ein ungleiches Reſultat zur Folge gehabt hat. So kommt es denn, daß Schwenk,

trotz seiner löblichen Principien und bei einer recht anerkennenswerthen Gewandtheit, sein Ziel durchaus nicht erreicht. Wenn er auch zuweilen seinen Vorgänger in der bezeichneten Weise wirklich übertrifft, so bleibt er doch ebenso oft hinter ihm zurück, wie dies selbst Wilhelm Müller (Vermischte Schriften IV, 308), der ihn sonst sehr günstig beurtheilt, genöthigt ist anzuerkenen. Schwenk ist hie und da der naiven Ausdrucksweise näher, schließt sich auch wohl der Wort- und Satzbildung noch unmittelbarer an, vermeidet Gewagtes und Undeutsches glücklich; allein es fehlt ihm an dem Treffenden und sogleich überzeugungsvoll Entgegentretenden, kurz an dem eigentlich Künstlerischen und Poetischen. Schon Müller hat bemerkt, daß die Trochäen oft nur scheinbar, oder in gar zu wohlfeiler Art gemieden seien durch undeutsche Auflösungen: beförderen, verwandelen, gesteueret, welche zwar in dem ionischen Dialekt ein gewisses Analogon fänden, allein doch das so hoch angeschlagene Verdienst durch die zu Tage liegende Bequemheit des Verfahrens sehr im Preise sinken machten. Außerdem fand schon Müller einen übermäßigen Gebrauch der Participial-Constructionen, eine nicht sehr lobenswerthe Anwendung von Füll- und Flickwörtern; wir fügen hinzu, daß ohne die Munterkeit des Vossischen Hexameters zu erreichen, Schwenk's Verse bald kraftlos und matt dahin gehen, bald wieder in Folge schwerer Spondeen und jener mit dem natürlichen Accent streitenden Stellung doch wieder plötzlich etwas Starrhalsiges und Ungefüges erhalten. Es ist bei der Probe verblieben, was nicht eben zu beklagen sein dürfte; wir hoffen weiterhin Schwenk's Bestrebungen und seinem Talent noch gerecht zu werden, aber dieser Aufgabe war er nicht gewachsen. Wer seine Arbeit genau studiren will, dem kann sie vielleicht Dienste leisten in dem unbefangenen Streben, sich von neuen Seiten der eigenthümlichen homerischen Weise anzuschließen und dafür einen deutschen Ausdruck zu finden.

Der andere Versuch ist von Kannegießer: „Das erste Buch der Odyssee, Probeschrift. Leipzig 1822.“ Der Verfasser, welcher dem Vorbilde Wolfs zu folgen und gewissermaaßen eine Fortführung der von diesem gegebenen hundert Verse, damals angestaunt als ein non plus ultra, zu bieten im Sinne hat, stellt sich gleichfalls den Kampf mit Voß leichter vor, als er in der That ist. Er will die bekannten Mängel vermeiden und zugleich alles erreichen, was auf damaligem

Stand der Kritik und Anschauung nur irgend wünschenswerth erschien. Und was wird erreicht? Er hat bei den Recensenten der Zeit nicht eben viel Ruhm gefunden und auch wir sind nicht im Stande ihn zu Ehren zu bringen. Das Eigenthümlichste ist die Einmischung des Reimes, wo er nicht hingehört. Im Original begegnet ganz einzeln ein gewisser Gleichklang, der aber auf analoger Wortbildung beruht und nicht viel zu bedeuten hat. Bei Kannegießer sehen wir eine besondere Freude an sonderbaren Reimklängen im Innern des Hexameters, die nicht selten geradezu den Leser erheitern, z. B. in zwei auf einander folgenden Versen:

Die nun schüttelte dieses und zog es und bog es geschäftig,
Aber sie hängte den Rock an den Pflock beim zierlichen Bette.

Ferner:

Wie ich vernahm, und draußen in Klage vergeht und in Plage —
Welch ein Schmaus ist dies und Gebraus —

und vieles andere, oft sogar auf Kosten der Treue, immer aber gegen den Ton.

Während Kannegießer sich vermißt, mit Voß in metrischer Rücksicht zu rechten, zeigt er hier große Schwächen, nicht selten sind seine Verse aus einsilbigen Wörtern und gegen den natürlichen Ton gestellten Spondeen in solcher Art aufgebaut, daß kein Unbefangener mit ihnen zurecht kommt und auch der mit der Theorie Bekannte erst nach verschiedenen Versuchen: z. B.

Wie sollt' ich jemal des erhabenen Helden vergessen, —
Telemach, dies liegt zwar in der Himmlischen Schooße verborgen.

Auch mit den vermiedenen Trochäen ist es wieder eine bedenkliche Sache, wir bekommen viel eingeschwärzte Zerdehnungen fataler Art und müssen fast jedesmal das in unseren Augen Werthlose sehr theuer erkaufen auf Kosten des wesentlichen Inhalts und Charakters. Statt Vossens „Erderschüttrer" bekommen wir „Gestadebestürmer, statt Argoswürger Argoserwürger. Auch hat ihn Wolfs glauäugige Athene, gegen die schon viel einzuwenden war, verführt zur glauen Athene, und zu Glauauge. Ist es doch, als ob Kannegießer sich vor allen die Aufgabe gestellt hätte, durchgängig von Voß abzuweichen, auch wo

dieſem ſchon das Rechte gelungen war. Echte Kunſtübung hat dies nicht einmal in der Erfindung und Schöpfung gethan, bei der Ueberſetzung aber iſt ein ſolches Bemühen doppelt verderblich und hat nur ſo ausgehen können, wie es der Fall iſt. Sagen wir es denn ehrlich und offen: Auch Kannegießer fehlten die Klauen und Flügel, die nothwendig haben muß, wer ſich an eine Ueberſetzung des Homer wagen will.

Neuere Homer-Ueberſetzer.

Wiedaſch, Jacob, Monjé.

Es dürfte nicht Wunder nehmen, wenn die letzten Ausgaben der Voſſiſchen Homer-Ueberſetzung eben das Verlangen nach einer neuen erweckt hätten, da der Gewinn an ſchärferem rhythmiſchen Takt den Verluſt an einfachem poetiſchen Hauch nicht erſetzt. Voſſens eigener Sohn hat davon das richtige Gefühl gehabt, indem er im Jahre 1837 ſelbſt eine neue Ausgabe der erſten Odyſſee veranſtaltete. Allein, ſo vortrefflich dieſe für ihre Zeit war, ſo will ſie doch jetzt nach den fortgeſchrittenen Anſprüchen nicht mehr genügen — ich meine nicht bloß von metriſcher Seite, ſondern auch von Seiten des epiſchen Stiles: mit derſelben Einfachheit und Traulichkeit verlangen wir jetzt ein größeres Maaß von Hoheit — es ſoll nicht bloß das Idylliſche zur Geltung kommen, ſondern zugleich die heroiſche Erhabenheit in jedem Tone durchklingen.

Wenn nun hier allerdings eine ſehr beſtimmte Aufgabe für neuere Ueberſetzer lag, ſo muß man leider doch die Bemerkung machen, daß die nachvoſſiſchen Verdeutſcher homeriſcher Geſänge nicht nach dieſem, ſondern nach einem ganz anderen und zwar viel niedriger geſteckten Ziele gerungen haben. Es war die Form, der Vers, in dem ſie noch Höheres zu leiſten ſich vorſetzten. Von Schlegels und Wolfs ſo trügeriſchem Lorbeer verlockt — er war in der That wohlfeil genug verdient, wollten ſie einen trochäenfreien deutſchen Homer geben; dies ſtand in erſter Reihe, alles andere war Nebenſache, oder kam nur gelegentlich mit zur Sprache.

Hier iſt zuerſt die Arbeit von Wiedaſch zu nennen, Stuttgart 1830. Sie würde uns näherer Betrachtung kaum werth erſcheinen, wenn ſie nicht bei mehr philologiſchen Beurtheilern Lob gefunden und wohl gar vor der Voſſiſchen Ueberſetzung den Vorzug erhalten hätte;

so in der Sammlung von Borberg. Auf den ersten Blick zeigt sich, daß diese Uebersetzung auf dem Grunde der späteren Vossischen ruht, ja daß sie nicht für eigentliche Originalarbeit, sondern nur für eine Veränderung von Voß gelten kann, aber eine Veränderung auf trockenem Wege, in mechanischer Art; — der Verfasser wollte die Trochäen entfernen, da ja, nach Schlegel, sich von selbst versteht, daß der deutsche Hexameter keine enthalten dürfe. So ist denn die ganze Härte und Schwerfälligkeit des alten Voß hier beibehalten, aber doch nicht seine Ehrenfestigkeit und der immer noch durchgehende gemüthliche Ton. Wir finden dieselben annoch, dieweil, jener. Das griechische ὣς ἔφατ' — (also sprach er), wenn jemand gesprochen hat, dies, was Voß häufig nicht eben sehr glücklich giebt mit: Jener sprach's — dies übersetzt Wiedasch ganz unglücklich mit: Jener begann's — wo es doch vielmehr heißen müßte: Dieser endigte! Auch wechselt er mit den Ausdrücken, und übersetzt dasselbe ein andermal mit: also der Fürst — ganz gegen den epischen Stil, der feststehende Wendungen erfordert. Ja er geht, um seiner Liebhaberei zu fröhnen, noch weit über Voß hinaus, so daß dieser in der Ausgabe letzter Hand noch einfach und unschuldig gegen ihn erscheint. Wo Voß ganz schlicht giebt: allen gefiel des Alkinoos Rede, da lesen wir bei Wiedasch: Und ihnen gefiel des Alkinoos Machtwort. Vossens Verdeutschung: Alkinoos heilige Stärke, ganz wörtlich entsprechend dem ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο, ist hier steif und ungeschickt, ja fast unverständlich abgeändert in: Alkinoos Obmacht. Voß übersetzt (XIII, 35), Ausgabe von 1821:

So war Odysseus froh, die sinkende Sonne zu sehen,

dagegen sein Verbesserer:

So sank, herzlich erwünscht, dem Odysseus wieder das Sonnlicht.

Dies genügt wohl, um abzunehmen, daß dem Manne der Beruf fehlt, daß er über alle höheren Forderungen wahrer poetischer Uebersetzerkunst noch im Dunkeln geblieben und nur mit seinem trockenen Sitzfleiß eine handwerksmäßige Arbeit begonnen. In der That ist das Werk fast unlesbar, gerade die vielen Spondeen, die ihm den Werth auszumachen scheinen, geben dem Ganzen einen so schweren und schleppenden Gang, zumal da sie nur mit Mühseligkeit gewonnen, mit

Opfern aller Art erkauft sind; so daß namentlich der einfache Fortgang der Rede und das leichte Ueberfließen von Satz zu Satz und Vers zu Vers durchaus verloren ist. Nun sind diese Verse aber auch rhythmisch weit unter den Vossischen, und endlich, was das Schlimmste ist und beinahe zu Mitleid stimmen könnte, so sind auch die trochäenfreien Hexameter eine bloße Illusion. Sie entbehren nämlich der Trochäen bloß nach des Verfassers Prosodie, aber nicht nach der unsrigen, nicht nach derjenigen, welche auf historischem Wege jetzt für die angenommene gelten muß. Z. B. ändert Wiedasch Vossens wohlgeglätteten Tisch in einen wohlumglätteten — er gewinnt damit etwas Wunderliches und Widerstrebendes, aber nur keinen Spondeus.

Die 1844 erschienene Uebersetzung der Odyssee von August Jacob ist zwar auch von dem Bestreben ausgegangen, vor allen Dingen der Schlegelschen Forderung für die Bildung des Hexameters zu genügen, allein sie hat doch auch daneben sich die Aufgabe gestellt, etwas Milderes und Feineres zu geben, als die letzte Vossische Arbeit. Was den reinspondeischen Hexameter anlangt, so können wir dem Uebersetzer diesen Preis nicht zuerkennen, ohne zuvor mit ihm über prosodische Principien gerechtet zu haben, denn nicht wenige seiner Spondeen wollen uns nicht dafür gelten, so wie wir umgekehrt auch manche Silbe, die er als kurz gebraucht, nicht dafür annehmen mögen. Doch dies gehört einer besonderen Betrachtung an.

Wenn nun Jacob jedenfalls weniger Trochäen hat als Voß, so ist leider in demselben Maaß sein Vers auf rhythmischer Seite dem Vossischen nachstehend; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der Rhythmus als ein höheres und wesentlicheres Erforderniß eines guten Verses anzusehen ist, als der an sich sehr bedenkliche Ruhm reiner Spondeen. Wir finden bei Jacob sogar Verse, denen es an der Cäsur im dritten Fuß gebricht, ja solche, welche durch Abschnitt des Sinnes in gleiche Hälften zerfallen, z. B. XIV, 430:

Aber das Andere zerstückten sie, || bohrten es auf an die Spieße

Und noch viel schlimmer der sechste Vers desselben Gesanges:

Hoch aufragend erbaut war, || weit in der Gegend zu schauen.

Oder XV, 428:

Als ich vom Felde nach Haus ging, || führten mich her und verkauften —

Oder VI, 250:

Mache dich nun zur Stadt auf, || Fremdling, daß ich Geleit dir —

Nicht minder finden sich häufig in der schlimmsten Zusammenstellung amphibrachische Füße, das Gesetz des vierten Fußes ist nicht beobachtet, der Vortheil der bukolischen Cäsur nicht benutzt; kurz es halten diese Verse in rhythmischer Beziehung den Vergleich mit Vossischen nicht aus.

Im Uebrigen ist die Arbeit ein Werk des Verstandes und Geschmacks; dies darf ihr zugestanden werden, aber auch nicht mehr. Sie hat im Einzelnen oft glückliche Ausdrücke, macht sich's aber, wo Schwierigkeiten liegen, wieder auffallend leicht, und ist in ihren Theilen oft sehr ungleich. Ueberhaupt ist das Einzelne besser als das Ganze, denn es fehlt an Charakter, Ton, Stil; es fehlen überhaupt alle diejenigen Eigenschaften, welche nur auf productivem Wege gewonnen werden können — so daß, trotz all seiner auf der Oberfläche liegenden Fehler, Voß immer noch schmackhafter und selbst genießbarer bleibt.

Manche von diesen Uebelständen mögen aus dem metrischen Princip der Spondeen hervorgegangen sein, was den Verstoß gegen Charakter und Ton entschuldigen kann. So übersetzt Jacob παρθένος ἀδμής, die unbezwungene Jungfrau, mit „liebliche Jungfrau", offenbar modern und verflachend. Unter den mancherlei Freiheiten, welche der Uebersetzer für sich in Anspruch nimmt, sind auch syntaktische und grammatische, z. B. Mach' es du, statt: mache du es — Säu'n statt Säue — es giebt außer Säue noch die Pluralform Sauen, die aber der Jagdsprache angehört und nur von Wild gebraucht wird. Du beachtest sein (I, 59); man kann nur sagen: ich achte dein, und: ich beachte dich; alle Verben mit der Vorsilbe be regieren unfehlbar den Accusativ. Da der Uebersetzer öfters das Pronomen possessivum zu umschreiben genöthigt ist, so finden wir Constructionen wie diese: und die Furcht ihr entnommen den Gliedern — ein doppelter Dativ, der gewiß ganz unstatthaft ist. Wie weit der Ver-

faſſer im Proſodiſchen geht, dafür ſtehe ſtatt aller hier nur Ein Beiſpiel, XIV, 465:

Und ihn zum herzlichen Lachen erregt, zum Tanz ſogar ſelber.

Ein Wort wie ſogar als zwei Kürzen, und im Ausgange des Verſes zu gebrauchen, würde für Bodmer und Ramler zu viel geweſen ſein und iſt ganz unverträglich nicht nur mit Voſſiſchen Principien, ſondern mit dem Geiſt der Sprache.

Bei alledem iſt die Ueberſetzung beſſer als die Wolfiſche, wie ſich ſogleich ergiebt, wenn man die erſten hundert Verſe der Odyſſee vergleichen will. Wohin aber die Geſpenſterfurcht vor dem Trochäus führt, zeigt ſich ſehr charakteriſtiſch, wenn man Jacobs Werk mit dem ihm offenbar zu Grunde liegenden erſten Voſſiſchen in jener Hauptſtelle zuſammenhält:

— indeſſen Odyſſeus
Möchte ſo gern auch nur ſich den Rauch von dem Lande der Heimath
Sehen erheben, und wünſcht ſich den Tod.

Der Sinn iſt hier ungleich ſchlechter gegeben, der Vers lahm, die Conſtruction ſchleppend und undeutſch, wie darüber kein Zweifel ſein kann.

Somit iſt denn hier die Aufgabe nicht gelöſt, der Preis nicht gewonnen*).

Was Jacob für die Odyſſee, hat zwei Jahre ſpäter Hermann Monjé für die Ilias verſucht, nämlich etwas Deutſcheres und Lesbareres zu geben: „Homers Ilias in Hexametern überſetzt von Hermann Monjé. Frankfurt a. M. 1846.“ Der Verfaſſer hebt in der Vorrede ſehr richtig hervor, daß der Ueberſetzer nicht geringere Verpflichtungen gegen die Mutterſprache habe als gegen die Sprache des Originals, er erkennt ferner die Verdienſte Voſſens an, will aber möglichſt allen gelehrten Anſtrich vermeiden und ſein Werk den Anſprüchen des größeren Publikums gerecht machen, dabei aber doch die Einfachheit des Originals bewahren, ja auch im Einzelnen ſo genau als möglich überſetzen und die ſtrenge Wörtlichkeit nur verlaſſen,

*) Jacob hat neuerdings auch noch eine Ilias gegeben, auf welche näher einzugehen nicht nöthig ſein wird.

wo dieſelbe ſich mit einem fließenden Versbau und dem lebensfriſchen Ausdruck nicht vereinigen ließ — gewiß lauter treffliche Grundſätze, doch fragt ſich, wie weit und ob jedesmal an ihrer Stelle ſie zur Ausführung kommen.

Ein Blick auf die Arbeit ergiebt, daß ſie bei weitem weniger aus dem Vollen und Ganzen und nach eigenen Principien gearbeitet ſei, als die vorhin betrachteten beiden; ſie ſchließt ſich um vieles näher an Voß an und darf nur als deſſen Bearbeitung, Populariſirung gelten. Indeſſen könnte ſie auch als ſolche noch ihren Werth haben; um dieſen abzumeſſen, bedarf es freilich eines genaueren Eingehens, ja eine gewiſſe Strenge des Urtheils mag hier wohl am Orte ſein.

Für den größeren Leſerkreis dürfte der Verfaſſer ſein Ziel erreicht haben, allein daran kann ihm nicht alles gelegen ſein. Auf den erſten Blick und ohne jeden Vergleich hat Monjé's Ueberſetzung manches Empfehlende, ſie ſcheint den Charakter, ja die Tugenden der Voſſiſchen ohne deren Anſtöße und Mängel an ſich zu tragen; der Verfaſſer iſt eben hauptſächlich darauf ausgegangen, ſolche Herbheiten zu entfernen, überall abzuglätten, zu verdeutſchen, der üblichen Sprache näher zu bringen. Dabei muß man ihm proſodiſch und metriſch im Allgemeinen Lob zu Theil werden laſſen, denn er verleugnet auch hier ſeinen Vorgänger und Meiſter nicht. Schon darum iſt er frei von der unſeligen Trochäenflucht, wiewohl er, wo er nur irgend kann, und in der That ſchon zu viel und auf Koſten höherer Vorzüge, ſie meidet, ſo daß er offenbar die Entfernung jedes Trochäus für einen reinen Gewinn und die ſtehen gebliebenen für ein unvermeidliches Uebel hält. Allein alle dieſe guten Eigenſchaften und Vorzüge leiden eine ſehr erhebliche Einſchränkung, ſo wie man den näheren Vergleich mit Voß und dem Original anſtellt; ſcheint es doch zuweilen, als ob der Verfaſſer den zu Grunde liegenden Voſſiſchen Text nur eben modificirt habe ohne Berückſichtigung des Originals, denn im Einzelnen und Ganzen entfernt er ſich weit davon. Daß er die homeriſche Einfachheit und Unſchuld erhalten habe, läßt ſich nur ſchwer zugeben, er verzärtelt und moderniſirt, und ſein Gefühl für Stil iſt nicht eben groß. Das wird ſich an einer Probe ſogleich zeigen; ich wähle die Rede des Phönix im neunten Buch:

Alſo der Held. Darauf ſaßen die Uebrigen ſchweigend und lautlos,
Mächtig erfaßt von der Rede; denn kraftvoll war ſie geſprochen.
Da nahm endlich das Wort der ergrauete Reiſige Phönix; —
Thränen vergoß er dabei voll Sorg' um der Danaer Schiffe:
Haſt du im Geiſt den Entſchluß zur Heimfahrt, edler Achilleus,
Wirklich gefaßt, und willſt du die Gluth des verzehrenden Feuers
Nicht abwehren den Schiffen, da Zorn in die Seele dir eindrang:
O wie könnt' ich getrennt von dir, mein Sohn, noch allein hier
Weilen? Mich ſandte mit dir der ergraute Reiſige Peleus,
Als er am Abſchiedstage zum Atreusſohne dich ſandte,
Jung wie du warſt, unkundig des allaufregenden Krieges,
Und des gemeinſamen Raths, wo Männer ſich rühmlich hervorthun;
Deshalb gab er mich mit, dich ſolcherlei Dinge zu lehren,
Daß du beredt dich zeigteſt in Wort und tüchtig in Thaten.
Darum mag ich von dir, mein Theuerſter, nimmer getrennt ſein,
Nein, und gäbe mir ſelbſt ein unſterblicher Gott die Verheißung,
Daß ich vom Alter befreit zum Jüngling wieder erblühte,
So wie ich einſtmals Hellas, das Land voll reizender Jungfraun,
Flüchtig verließ. Denn Ormenos Sohn, mein Vater Amyntor
War mir heftig erzürnt um ein lockengeringeltes Beiweib,
Dem er glühende Liebe geweiht, die Gemalin verachtend,
Die mich gebar. Sie aber umſchlang mir flehend die Knie,
Jene zuvor zu umarmen, und ſo ihr den Greis zu verleiden,
Und ich gehorchte der Mutter und that's. Da der Vater es merkte,
Rief er mit gräßlichem Fluch alsbald zu den grauſen Erinnen,
Daß kein leiblicher Sohn, von mir entſproſſen, ihm jemals
Sitz' auf wiegenden Knieen. Den Fluch vollführten die Götter,
Unten des Abgrunds Zeus und die ſchreckliche Perſephoneia.
Zürnend beſchloß ich zuerſt mit dem Erz ihn niederzuſtrecken;
Doch ein Unſterblicher hemmte den Zorn, und legte des Volkes
Schmähungen mir in den Sinn und den ſchändenden Tadel der Menſchen,
Daß nicht rings die Achäer den Vatermörder mich nennten.
Doch mir war es hinfort in der innerſten Bruſt unerträglich,
Vor dem erbitterten Vater daheim zu verkehren im Hauſe.
Dringend beſtürmten mich zwar nahwohnende Vettern und Freunde,
Unaufhörlich mit Bitten bemüht, mich zu Hauſe zu halten;

Viele gemäſtete Schaaf' und ſchwerauftretende Rinder
Schlachtete man; viel Schweine, mit quellendem Fette bewachſen,
Briet man über die Flamme geſtreckt an der Glut des Hephäſtos;
Viel auch trank man des Weins, von dem Greis in den Krügen verwahret.
So umringten mich jene bereits neun Nächte beſtändig,
Hielten dabei abwechſelnd die Wacht; ſtets brannten die Feuer;
Eins war unter der Halle des wohlummauerten Vorhofs,
Und in dem Vorhof eins, an dem Eingang meines Gemaches.
Als nun aber die zehnte der finſtern Nächte gekommen,
Brach ich gewaltſam auf des Gemachs dichtſchließende Thüre,
Schlüpfte hinaus und ſchwang mich behend dann über des Vorhofs
Mauer; die Wächter geſammt und die dienenden Frauen des Hauſes
Merkten es nicht. Ich entfloh durch Hellas weite Gefilde;
Denn in den ſchattigen Fluren des lämmernährenden Phthia
Kam ich in Peleus Fürſtenpalaſt. Wohlwollend und liebreich
Nahm er mich auf, wie ein Vater den einzigen Sohn, den geliebten,
Den er im ſpäteren Alter gezeugt, auf großem Beſitzthum;
Reichthum gab er mir auch und Land und Leute zur Herrſchaft:
Ueber die Deloper war ich geſetzt an der Grenze von Phthia.
Dich auch hab' ich zum Manne genährt, gottgleicher Achilleus,
Stets dich herzlich geliebt. Nie wollteſt du irgend mit Andern
Weder zum Gaſtmahl gehn, noch Speiſ' annehmen im Hauſe,
Wenn nicht Ich auf die Kniee dich nahm, dann ſelber die Speiſen
Zuſchnitt, und ſie dir bot und den Wein im Becher dir vorhielt.
Oftmals haſt du das Kleid mir vorn am Buſen beſchüttet,
Wenn du am Wein dich verſchlucktеſt in pflegebedürftiger Kindheit.
Alſo hab' ich mit dir mich geplagt und vieles erduldet.
Denn ich bedachte, wie mir die Unſterblichen eigene Kinder
Hatten verſagt: Drum hab' ich denn dich, gottgleicher Achilleus,
Mir zum Sohne gewählt, der einſt vor Schmach mich beſchworen.
Zähme denn nun, o Achill, dein Herz! O nimmer geziemt dir,
Unbarmherzig zu ſein. Selbſt Götter ja laſſen ſich beugen,
Die doch erhabener ſind an Gewalt und Tugend und Ehre.
Dieſe vermag durch Räuchern und demutsvolle Gelübde,
Durch Weinſpenden und Opfer der Sterbliche gnädig zu ſtimmen,
Der, nachdem er gefehlt und geſündiget, bittend ſie anruft.

Denn dem erhabenen Zeus entſtammen die reuigen Bitten,
Lahm und zuſammengeſchrumpft, mit ſcheu abirrenden Blicken,
Die auch hinter der Schuld voll Sorg' und Kummer einhergehn.
Aber die Schuld iſt rüſtig und ſtark, und hurtigen Schrittes
Eilet ſie weithin allen voraus; Weh bringend den Menſchen
Stürmt ſie in jegliches Land: nachher erſt eilen die Bitten.
Wer nun Ehrfurcht zollte den nahenden Töchtern Kronions,
Solchen gewähren ſie Heil und Erhörung ſeiner Gebete;
Wer ſie aber verſchmäht und unnachgiebig zurückweiſt,
Solchen verklagen ſie dann vor Kronos herrſchendem Sohne,
Daß von der Schuld er immer verfolgt ſchwer büße das Unrecht.
Aber Achill, ſo gewähr' auch du Zeus Töchtern die Ehrfurcht,
Die auch anderen Edlen das Herz umlenkend verſöhnet.
Böte dir Atreus Sohn nicht jetzt und künftig Geſchenke,
Sondern beharrte noch ſtets ſein Sinn in erbitterter Feindſchaft:
Würd' ich es ſelbſt nicht fodern von dir, dich des Zorns zu entſchlagen,
Daß du die Danaer ſchirmeſt, ſo ſehr ſie deiner bedürfen.
Doch nun bietet er vieles ſogleich und mehr noch verheißt er,
Sandt' auch, dich zu erbitten, die edelſten Männer des Heeres,
Die er in Argos Volk auswählete, weil ſie die liebſten
Aller Achäer dir ſind. Drum laß ihr Wort dir gefallen,
Und den Beſuch! Wir tadeln ja nicht dein früheres Zürnen.
Alſo haben wir ſchon von wackeren Helden der Vorzeit
Rühmen gehört, wenn Einer zu heftigem Zorne gereizt war,
Daß ſie mit freundlichem Wort und Gaben ſich ließen verſöhnen.
Folge der That aus voriger Zeit, nicht eben von jüngſt her
Denk' ich noch, wie ſie geſchehn, und will's euch Freunden erzählen:
Einſt ſtritt mit den Kuraten das Volk ſtandhafter Aetoler
Rings um Kalydon her und ſie würgten ſich unter einander.
Während das Volk der Aetoler die freundliche Kalydon ſchirmte,
Wollte das Heer der Kuraten in feindlicher Wuth ſie zerſtören.
Artemis hatte das Wehe geſandt, es ergriff ſie im Goldthron
Zorn, weil Oeneus *ihr* kein Erſtlingsopfer vom Fruchtland
Hatte gereicht, da die Götter geſammt Hekatomben genoſſen;
Ihr nur opfert er nicht, des erhabenen Donnerers Tochter,
Sorglos oder vergeſſen, — doch groß war ſeine Verblendung.

Zornentbrannt nun ſandte die köchergerüſtete Göttin
Einen entſetzlichen Eber ins Land, weißzahnig und wüthend,
Der unermeßlichen Schaden in Oeneus Fluren verübte,
Und viel ragende Bäume zur Erd' ihm über einander
Hinwarf, ganz mit Wurzeln zugleich und den Blüthen des Obſtes.
Endlich ward er erlegt durch Oeneus Sohn Meleagros,
Der jagdkundige Männer und Hund' aus vielen der Städte
Aufbot: hätten doch nie ſolch Unthier wenige Männer
Niedergeſtreckt; uns es brächte noch Viel' aufs traurige Feuer.
Artemis weckte darauf viel Kriegslärm rings und Getümmel
Ueber das rieſige Haupt und die borſtige Hülle des Ebers
Zwiſchen dem Volk der Kureten und mutherfüllten Aetoler.
Während der tapfere Held Meleagros noch in die Schlacht zog,
Litt das kuretiſche Volk ſtets Unheil, und ſie vermochten
Dort vor Kalydon nicht zu beſtehn, ſo viele ſie waren.
Als ihm aber der Zorn in die Bruſt fuhr, welcher ſo manchem,
Auch dem verſtändigſten Manne, das Herz anſchwellet im Buſen:
Saß er hinfort, tiefgrollend der leiblichen Mutter Althäa,
Bei der erkorenen Gattin daheim, Kleopatra, der ſchönen,
Die mit Euenos Tochter der niedlichen raſchen Marpeſſa,
Idas gezeugt. Der war der gewaltigſte Erdebewohner
Voriger Zeit, denn er hatte ſogar auf Phöbos Apollon
Trotzig den Bogen geſpannt und die leichthinwandelnde Jungfrau.
Drauf ward jene daheim im Palaſt von Vater und Mutter
Nur Alkyone immer benannt, da die Mutter Marpeſſa,
Welche das Schickſal theilte der wehmutsvollen Alkyon,
Thränen vergoß, als Phöbus, der treffende Gott, ſie entführet. —
Er nun ruhte bei jener, das Herz voll nagenden Zornes;
Denn ihn kränkten der Mutter Verwünſchungen, die zu den Göttern
Jammernd und laut um Rache gefleht ob des Bruders Ermordung.
Oftmals pochte ſie auch mit der Hand an die nährende Erde,
Und rief Aides an und die ſchreckliche Perſephoneia,
Niedergekniet und den Buſen von quellenden Thränen befeuchtet,
Daß ſie vertilgten den Sohn. Die erbarmungsloſe Erinnys
Hört' es vom Erebos her, durch nächtliche Finſterniß wandelnd.
Plötzlich erſcholl um den Thron der Sturmruf, dumpfes Getoſe

Von den erſchütterten Thürmen der Stadt. Die Aetoliergreiſe
Flehten ihn an und ſandten die würdigſten Prieſter der Götter,
Daß er zum Schutz auszög' und gelobten ein großes Geſchenk ihm.
Wo ſich die üppigſte Flur um die freundliche Kalydon ausdehnt,
Allda boten ſie ihm ein treffliches Gut zum Beſitzthum,
Fünfzig Morgen an Feld, das halb mit Reben bepflanzt war,
Halb freiliegendes Saatengefild zum Pfluge geeignet,
Flehentlich bat ihn umſonſt der ergrauete Roßheld Oeneus,
Trat zur Schwelle des hohen Gemachs und rüttelte heftig
An der verſchloſſenen Thür und ſank zu den Füßen des Sohnes.
Flehentlich riefen die Schweſtern ihn an und die würdige Mutter;
Doch ſein Weigern vermehrte ſich nur: auch flehten die Freunde,
Die ihm die wertheſten waren und hoch vor Allen geachtet;
Aber ſie ſtrebten umſonſt ſein Herz in der Bruſt zu bewegen.
Bis das Gemach von Geſchoſſen beſtürmt ward; ſchon an den Thüren
Klommen hinauf die Kureten, die Stadt rings flammte von Feuer.
Jetzo trat zu dem Helden die ſchönumgürtete Gattin,
Flehend mit jammerndem Ruf, und nannt' ihm alle das Elend,
Das in eroberten Veſten hereinbricht über die Menſchen,
Wie man die Männer erſchlägt und die Stadt einäſchert mit Feuer,
Wie man die Kinder entführt, die gegürteten Frauen hinwegſchleppt.
Und es ergriff ſein Herz, als ſolcherlei Jammer ihm kund ward.
Schnell nun ging er und hüllte den Leib in die ſtrahlende Rüſtung.
Alſo wandte der Held vom Aetoliervolke das Unheil. —
Denke mir du nicht ſo, mein Trauteſter; laß dich vom Dämon
Soweit nimmer verleiten! Es wäre ja weniger edel,
Wenn du die brennenden Schiffe vertheidigſt. Nimm die Geſchenke,
Komm! Wie ein Gott wirſt dann du geehrt ſein von den Achäern.
Gingeſt du ohne Geſchenk in die volkaufreibende Feldſchlacht,
Würdeſt du minder geehrt, auch wenn du entfernteſt den Kriegsſturm.

Die gegebene Stelle iſt bekanntlich ein Höhenpunkt des unvergänglichen Dichtwerkes und ſo iſt ſie auch eine der beſten Partien der vorliegenden Ueberſetzung. Man wird geneigt ſein, dieſer zuzugeſtehen, daß ſie zum Genuß des Ganzen kommen laſſe und daß ſie bei würdiger Haltung genug des Schönen einſchließe, während Voſſens Ueber-

tragung, zumal in der letzten Gestalt, uns zum öfteren anstoßen läßt, hie und da dunkel ist und auch in eigenthümlicher Weise ebensowohl das natürliche Deutsch als die homerische Einfalt verliert. Also ist Monjé wohl Voß vorzuziehn? Eine Frage, welche noch viel Bedenken hat, denn bei näherem Eingehen stellt die Sache sich sehr eigenthümlich.

Zunächst erhellt, daß Voß die Grundlage der neueren Uebersetzung bildet und daß diese ihre Tugenden eben jener Grundlage dankt. Nicht nur häufig ganze Verse sind von Voß entlehnt, sondern im Grunde alles, was schwierig war, aus jener Quelle geschöpft. Einen guten Theil von Vossens eigenthümlicher Ausdrucksweise finden wir hier wieder: „der Reisige Phönix“ und „der Reisige Peleus“, das „solcherlei“, wo die natürliche Sprache solches verlangt, und die Messung als Dactylus nur schwer gerechtfertigt werden kann. Dabei ist auch manches mit übergeflossen, was als mißverstandene Wörtlichkeit nicht eben zu loben ist: „Da Zorn in die Seele mir eindrang“, womit das ἔμπεσε offenbar zu stark gegeben ist, während darauf kein Nachdruck ruht und hier leicht eine dem Deutschen geläufigere Wendung gewählt werden konnte. Am meisten ist der Nachfolger in der Wahl der Beiwörter von seinem Vorbilde abgewichen, aber in diesem für epische Poesie so wichtigen Punkt dürfte er nur in den seltensten Fällen glücklich gewesen sein. Gut mag sein: „des allaufregenden Krieges (ὁμοίου πολέμοιο)“. Voß hat: „des allverheerenden“. Wenn letzterer sagt: „Da ich Hellas verließ, das Land der rosigen Jungfrau“, so konnte das allerdings zu einer Aenderung auffordern, welche sich näher an das einfache Original anschlösse, denn dort steht nichts weiter als „Hellas mit schönen Weibern“ Ἑλλάδα καλλιγύναικα. Vossens Bearbeiter begnügt sich mit der geringen Aenderung: Das Land voll reizender Jungfraun. Aber im Folgenden hat Voß sehr gut: Der um die Nebengemalin, die schöngelockte, mir zürnte — und Monjé giebt uns ein „lockengeringeltes Beiweib“ — im Original καλλικόμοιο. Voß: Die von der raschen Marpessa erwuchs; Monjé: Die mit Euenos Tochter, der niedlichen raschen Marpessa. Man erräth schwerlich, was im Homer steht: καλλισφύρου. Voß: das schwerwandelnde Rindvieh (εἰλίποδες); Monjé gewiß unglücklich: das schwerauftretende. Voß: die schöngegürtete Gattin, Monjé:

die ſchönumgürtete; jenes einfacher und darum homeriſcher. Darauf Voß: die tiefgegürteten (βαθυζώνους); Monjé: die gegürteten. Voß: die hochgeſinnten Aetoler, Monjé: die mutherfüllten; offenbar verflachend und ausweichend, ſtatt beſſer treffend. Das Beiwort der Artemis ἰοχέαιρα wird von Voß überſetzt: froh des Geſchoſſes; von Monjé mit offenbarer Verſchlechterung: die köchergerüſtete — es fehlt der poetiſche Hauch, und die Wortbildung iſt amphibrachiſch. Das charakteriſtiſche Beiwort Achills (πόδας ωκύς), worauf doch wahrlich in ſeinem Lobliede etwas ankam, iſt von Voß verfehlt worden, welcher überſetzt: der rüſtige Renner; allein noch viel weiter irrt Monjé ab, wenn er giebt: der gewaltige Stürmer, wo bleibt da jene homeriſche Einfalt! Noch tadelnswerther hat der Verbeſſerer zum öftern das Beiwort aufgegeben und ſeinen proſaiſchen Sinn in die übrige Conſtruction aufgelöſt: Voß: die goldenthronende Göttin (χρυσόθρονος Vers 533), Monjé: es ergriff ſie im Goldthron Zorn — wo denn der epiſche Stil und homeriſche Charakter gänzlich verloren iſt. Ueberhaupt ſieht man bei näherem Eingehen, daß Monjé nach allen Richtungen hin ſich die Bearbeitung ſehr leicht gemacht habe, ſo daß man glauben muß, er könne die eigenthümlichen Schönheiten des Originals nicht gefühlt haben, da er ſie ſo willig opferte gegen proſaiſch Verſtändliches. Von einem feineren Anſchluß an die Conſtruction und die Gedankenführung und dem Beſtreben, die Süßigkeit des Stils wiederzugeben, kann nicht die Rede ſein; es fehlt gleich ſehr an dem Nachdruck wie der Feinheit. Wie proſaiſch, modern und abſcheulich im Obigen der Vers: Jene zuvor zu umarmen und ſo ihr den Greis zu verleiden — Voß behielt die griechiſche Conſtruction bei und nahm mit Recht das unumwundene bibliſche Wort. Welcher Reiz der Simplicität in dem Griechiſchen: ἵν' ἐχθήρειε γέροντα! Sehr häufig hat es, wie ſchon erinnert, den Anſchein, als ob Monjé nach ſeiner Art überarbeitet habe ohne Zuziehung des Originals, ſo daß ſogar offenbar Mißverſtändniſſe entſtanden ſind. Ich führe ſtatt aller anderen nur an Vers 504, von den Bitten: „Die auch hinter der Schuld ſich mit Sorg' anſtrengen zu wandeln.“ So überſetzt Voß, nicht eben glücklich; Monjé corrigirt ihn lesbarer: „Die auch hinter der Schuld voll Sorg' und Kummer einhergehn —“. Von Sorg' und Kummer ſteht aber nichts im

Original, wer dies vor Augen hatte, konnte niemals darauf kommen; Voß hat durch die Worte „mit Sorge sich anstrengen“ nur eben das Wort ἀλέγουσι geben wollen.

Diese Andeutungen werden genügen, um der Arbeit ihren Rang, ihre richtige Stellung anzuweisen. Es fehlt ihr an aller Originalität, darum steht sie weit unter Wiedasch und Jacob; ohne Voß würde sie nicht bestehen, dessen große Tugenden sie nur ins Licht stellt. Für den weitesten Leserkreis ist sie allerdings ansprechender und genießbarer als jener, namentlich als dessen letzte Ausgaben; allein der Kenner des Griechenthums und der Poesie muß der Vossischen Uebertragung bei allen ihren greifbaren Mängeln noch immer den Vorzug geben, ja sie kann in diesem Vergleich nur künstlerisch und liebenswürdig erscheinen. Monjé hat, wo ihm gelang, Vossische Härten zu entfernen, nur leere und prosaische Ausfüllungen gebracht, oder Verzärteltes, Modernes, Verschnörkeltes. Wir sind nicht der Meinung, daß überhaupt das Höchste hier auf dem Wege der Ueberarbeitung erreicht werden könne, die Aufgabe ist offenbar anders zu lösen, wenn immerhin feststeht, daß man von dem nicht abzuweichen braucht, was schon so gut getroffen worden, daß es nicht mehr besser gemacht werden kann. Allein die Bearbeitung Vossens zugegeben, so hätte auch diese ganz offenbar viel besser ausfallen können, nach gleichartigen und geläuterten Principien.

Weber.

Es schließen sich hier noch fernere Bestrebungen in der elegischen Kunstform der Griechen an, welche anerkanntermaaßen einer besonders geübten Hand bedarf. Die von Schlegel gebrochene Bahn ist außer Jacobs von Passow und seinem Schüler Weber betreten worden. Wir widmen hier nur noch dem letzteren unsere nähere Aufmerksamkeit, die er durch den Umfang und den Ernst seiner Arbeit verdient. Es erschienen von W. E. Weber (in Bremen) im Jahr 1826 „Die elegischen Dichter der Hellenen", welche nicht nur die Fragmente aller Arten griechischer Elegie, sondern zugleich die didaktische und gnomische Poesie der Griechen umfassen, so weit diese in der elegischen Form, dem Distichon, auftritt. Auch sind hierin die Arbeiten seines Lehrers mit eingeschlossen, denn wo Weber Vorarbeiten Passows fand, hat er sie zu Grunde gelegt und nur in seinem Sinne fortgebildet.

Mit guter Kenntniß des Griechischen ausgerüstet, nimmt der Uebersetzer in seiner ganzen Arbeit mehr den philologischen als künstlerischen Standpunkt ein. Man muß das Werk gut und rühmlich im Verständniß finden, wohlerwogen im deutschen Ausdruck, sorgfältig im Rhythmus, mit Beobachtung der neuern prosodischen Grundsätze, und endlich sogar frei von Trochäen: Vorzüge, welche in dem bezeichneten Kreise einleuchtend sind. Aber damit sind freilich die Ansprüche an poetische Form in höherem Sinne noch nicht erfüllt. Legen wir den Maaßstab wahrer Uebersetzerkunst an Webers Arbeit, so finden wir hier auch nur, wenn nicht gerade die Vossische, so doch immer eine gewisse conventionelle Uebersetzersprache, die für alle Tonarten ausreichen muß; das eigenthümliche Wesen der griechischen Originale, die wahre Griechheit, hat keinen Ausdruck gefunden, noch viel weniger

die Grazie und der Zauber, welche die Oberfläche dieser unvergänglichen Kunstwerke belebt; dagegen hat ein mühvoller Fleiß an die Stelle des flüchtig rauschenden Gewandes viel Steifleinenes und Papierenes voll eckiger Falten hinzugebracht. Die Uebertragung fällt um so besser aus, je weniger das Original von freiem poetischem Hauch beseelt ist, wo lebendige Schönheit vorlag, hat sie am meisten gelitten. Wir lassen uns solche Uebersetzungsart gefallen für Kallinus, für Mimnermus, etwa noch für Hermesianax und Phanokles, weil jene das wahre Fahrwasser der Elegie noch nicht gefunden haben und auch in diesen kein voller Strom fließt; aber schon für Tyrtäus, Solon, Simonides und Theognis erweist sie sich unzureichend, denn hier verlangen wir Feuer, Einfalt, Anmuth. Jacobs, der zum Theil dieselben Stücke übersetzt hat, erscheint nicht übertroffen und die Treue ist auch um nichts größer. Mitunter auch begegnen starke prosodische Anstöße und wir sehen Weber seinen eigenen Grundsätzen ungetreu werden, denn er erlaubt sich Messungen, welche für seinen Standpunkt unbegreiflich erscheinen müssen. So in einer Elegie des Kallinus *festangedrängt* als Choriambus, zu Anfange des Verses. Die Elegie, welche ich für eins der gelungensten Stücke halte, lautet:

Bis wann meint ihr zu ruhn? Wann, Jünglinge, werdet den Muth ihr
Kräftigen? Schämet ihr euch vor den Umwohnenden nicht,
Daß ungebührlich ihr so hinschlaffetet? Wähnt ihr im Frieden
Sicher zu ruhn, und der Krieg waltet daher durch das Land?
Auf, und wider den Feind! mit dem mächtigen Schild ihm entgegen,
Und nur letztes Geschoß werft, wann das Leben entfleucht.
Denn preiswürdig ja ist's, und verherrlicht den Mann, zu verfechten
Sein heimatliches Land, Kinder und junges Gemal
Gegen den Feind! Einst nahet das Ende sich, wenn es die Möre
Ueber den Menschen verhängt. Grade dann stürmet dahin,
Hochher schwingend den Speer, und ein muthiges Herz an die Tartsche
Festangedrängt, wenn des Kampfs blutig Gewirr sich erhebt!
Denn zu entfliehen dem Todesgeschick ward unter den Männern
Keinem bestimmt, wenn auch schon Göttern entsproßte sein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entflohn und dem Lanzengesause,
Kehrt er zurück, und daheim bringt ihm die Möre den Tod.

Geringes geleistet und sich weit über das Gewöhnliche erhoben. Nachdem schon Ramler für die Hendecasyllaben einen guten, wiewohl doch zu einseitig tändelnden Ton angeschlagen hatte, ist Schwenck hier mit Geschmack und Geist weiter vorgedrungen und hat sich dem Original um ein gut Stück näher angeschlossen. Auch die im Rausch der Liebe leicht und kühn hingeworfenen Lieder sind ihm überaus wohlgelungen, nicht minder jene verwegenen und kaustischen Epigramme und dann wieder die künstlich angelegten epischen Stücke. Das Gelungenste von allem ist aber wohl der Hochzeitswechselgesang — aus dem wir Einzelnes anzuführen noch Gelegenheit finden bei dem Vergleich mit seinem Nachfolger. Hier stehe indeß das anmuthige Stück des wachsamen Gartengotts — wenn es gleich nicht von Catull ist, und auch wohl mancher kritischen Hülfe bedarf.

Diesen Platz, o ihr Knaben, hier und die sumpfige Villa,
Mit dem binsenen Dach gedeckt und mit Flechten von Riedgras,
Hab' ich trockener Eichenstamm roh geformt mit dem Beile,
Daß von Jahre zu Jahr sie stets besser werde, gepfleget.
Denn des ärmlichen Gütchens Herrn grüßen immer als Gott mich,
Und sie ehren mich immerdar beide Vater und Sohn ja,
Der freigebig mit seiner Hand bringend kleine Geschenke.
Gleich im blumigen frühsten Lenz wird ein farbiger Kranz mir
Dargebracht, und im zarten Grün weich aufschossende Aehren,
Röthlich schimmernde Veilchen auch, nebst dem röthlichen Mohne,
Bleiche Kürbisse kommen dann, lieblich duftende Aepfel,
Und die Traube, die roth gereift unter schirmenden Blättern.
Und hier diesen Altar benetzt, sag' ich euch im Vertrauen,
Oft ein bärtiges Böckchen mir oder Geißchen mit Blute.
Und für solche Verehrung muß denn Priapus ein jedes
Leisten, sicher dem Herrn den Wein und den Garten bewachend.
Drum, ihr Knaben, enthaltet euch hier des Stehlens und Raubens:
Neben wohnet ein reicher Mann, steht ein fauler Priapus,
Dort entwendet, und dieser Pfad hier wird sicher euch führen.

Ich halte die Uebersetzung des Stückes übrigens nicht für genügend, wie sie denn auch nicht die beste von Schwenck ist, und nicht

als Maaßſtab für ſeine Leiſtung im Catull gelten darf; allein die poetiſche Intention iſt im Ganzen wohl aufgefaßt, ſie kann freilich erſt nach einer kritiſchen Sichtung des Gedichtes wahrhaft hervortreten — uns beſtimmte zugleich der Wunſch, dies liebliche Gedicht dem Leſer, dem es vielleicht neu wäre, nicht vorzuenthalten.

v. Knebel.

Ein ehrenvoller Rang unter den Ueberſetzern antiker Poeſie gebührt dem Weimariſchen v. Knebel, dem „Urfreund“ Goethe's. Er iſt hier noch insbeſondere zu nennen, ſofern er hinſichtlich der metriſchen, ſo wie der geſammten ſprachlichen Behandlung, einen eigenen und feſten Standpunkt inne hat.

Seine im Jahr 1821 erſchienene Ueberſetzung des Lucretius hat im Weſentlichen Voſſens Grundſätze von deutſcher Silbenmeſſung angenommen, dagegen durchaus eine mildere und natürlichere Ausdrucksweiſe ſich zum Ziel geſetzt; ein Ziel, das der Verfaſſer, beſonders im Angeſicht der ſehr ſchwierigen Aufgabe, mit ſeltenem Glück erreicht.

Die Leiſtung verdient eine genauere Würdigung, welche nicht erfolgen kann, ohne näher auf die beſonderen Forderungen einzugehen, welche die Ueberſetzung des großartigen Lehrgedichtes von der Natur der Dinge in ſich ſchließt.

Der Stil des Lucrez iſt ein ſehr eigenthümlicher, bei aller Verſchiedenheit des Inhalts doch ein gleichmäßiger zu nennen. Obwohl von großer Simplicität und unverkennbarer Naivetät, iſt er doch zugleich oratoriſch; es wird dies möglich, weil die Fülle nirgend geſucht und überall der natürlichſte Ausdruck und Fluß der Rede herrſcht; die Scheidung eines poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks iſt noch nicht durchgängig erfolgt. Lucrez erhält von den ſpäteren Dichtern, namentlich von Ovid, den Beinamen des Erhabenen (sublimis), den er auch in der That verdient; eine Erhabenheit, die eben ſowohl in der Faſſung des Einzelnen als auch in der allgemeinen Haltung und Stimmung liegt. Man darf darum den Dichter auch nicht einen kunſtloſen nennen, wie das wohl zuweilen, und wieder neulich, geſchehen iſt; man darf nur ſagen, daß ſeine Kunſt eine andere ſei als die der ſpäteren Dichter. Daſſelbe gilt von ſeiner Behandlung des Verſes, die ſich in eben ſo

weitem Abstande von den Vorgängern, als den Nachfolgern befindet. Mit Ennius und Lucilius theilt er zwar noch gewisse Licenzen, das Abwerfen des s am Schluß der Worte, wiewohl schon sehr eingeschränkt, allein sein metrischer Standpunkt ist gleichwohl ein ganz anderer, verglichen mit jenen sind seine Hexameter überaus sorgfältig. Nur darf man ihn nicht mit Virgil vergleichen, dessen Vers einen ganz verschiedenen Charakter trägt. Was den Lucreziſchen Versen besonders fehlt, ist das Gleichgewicht, die Abgewogenheit, sie haben noch nicht abgelauscht, was dem römischen Idiom besonders zusagt und was ihm widerspricht; allein sie sind immer noch nach festen Grundsätzen mit Strenge gebaut, in einem wichtigen Punkt sogar strenger als die Nachfolger. Es betrifft dies die verbotene Cäsur im vierten Fuß, welche Lucrez, nach dem Muster der Griechen vermeidet bis auf einzelne Ausnahmen, — ebenso auch Cicero in seiner Uebersetzung des Aratus — während Horaz, Virgil, Ovid und dann alle folgenden sich hier, allerdings zum Schaden des Verses, eine Freiheit genommen. Wenn nun Lucrez kein kunstloser Dichter heißen kann, so ist er noch viel weniger ein schwerfälliger, und die Alterthümlichkeit der Worte und Wortformen hindert nicht, daß wir bei ihm eine Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks finden, eine Kunst, das Schwierigste zu benennen, anschaulich zu machen und zu beleben, wie er darin von den Dichtern der classischen Zeit nicht übertroffen wird, selbst Ovid nicht ausgenommen. Er ist sich auch dessen selbst bewußt und rühmt sich mit Stolz dieses Vorzugs.

Nach alledem nun wie schwierig die Aufgabe und Stellung eines Uebersetzers! Aber Knebel hat im Allgemeinen mit Takt, mit Unbefangenheit das Richtige getroffen. Zuerst müssen wir den klaren und deutlichen Ausdruck rühmen, den er, gleich dem Original, für die schwierigsten Dinge gefunden, demnächst die Natürlichkeit und den Fluß der Rede. Wenn er nun aber, wiewohl den Vossischen Grundsätzen der Zeitmessung im Allgemeinen getreu, in rhythmischer Rücksicht stark von Voß abweicht und mehr zu Klopstocks Art gefallen — so darf man auch darin das Alterthümliche und das Eigenthümliche des römischen Dichters ausgedrückt glauben; denn, trotz seiner Strenge in einzelnen Stücken, hat sein Vers etwas Unruhiges und Geschleudertes, freilich nur in gewissen Punkten, die sich bestimmt angeben lassen, während Knebel die Sache

allgemeiner nimmt und in keinem Stück wieder der Zerlassenheit ein Festes entgegenstellt. Im Uebrigen war der Uebersetzer wenig bestrebt, durch Herbeiziehung älterer Sprachformen das Colorit wiederzugeben und, was nicht zu leugnen bleibt, ist, daß in Erhabenheit des Tones und Schwung der Rede wohl ein Höheres wäre zu erreichen gewesen. Der treffliche Uebersetzer war hier doch nicht Dichter genug, und gerade sind die besten Stellen dadurch zurückgeblieben. Von den vielen Tonarten, welche Lucrez anschlägt, möchten seinem Uebersetzer die eigentlich didaktischen und die mehr elegischen am meisten gelungen sein, wogegen ihm für das Heroische und Pathetische, so wie auch für das Tiefgemüthvolle, das überall durchblickt, Kraft und Innigkeit zu fehlen scheint. Er ist offenbar glücklicher im Naiven als im Erhabenen und Pathetischen, wofür auch seine ganze Versbildung nicht paßt. Aber selbst bei dieser Begrenzung bleibt Knebel einer der besten deutschen Uebersetzer, nicht bloß Voß, sondern auch Schlegel und Wolf gegenüber selbstständig, und vielmehr ebenso getränkt von dem Geist der Alten als von dem Geist Goethe's, in dessen Nähe zu leben er das Glück hatte. Wer seinem Werk eine nähere Aufmerksamkeit schenkt, wird sich schwerlich des Wunsches erwehren können, ähnliche Uebersetzungen z. B. von Virgils Landbau zu besitzen; denn trotz alledem was an der Vossischen zu rühmen ist, gelangt man doch nicht so leicht zum Genuß des Inhaltes selbst, und dies dürfte bei aller Uebersetzung eine Hauptsache sein.

Neuerdings hat sich durch die unter Lachmanns Händen so stark und mit so gutem Grunde veränderte Textgestalt des Lucrez noch eine ganz neue Aufgabe gestellt — sollte sich aber wohl sobald ein Uebersetzer des ganzen Lucrez finden, der mit Knebel den Wettstreit wagte?

Nicht sowol zum Beweise unseres Tadels als vielmehr des Lobes mögen die nachfolgenden Stücke von Knebels Uebersetzung hier eine Stelle finden. Aus dem vierten Buch:

Meist auf die Mahlzeit folget der Schlaf; denn eben die Wirkung
Die von der Luft herkömmt, kömmt auch von Verdauung der Speise.
Immer der schwerste Schlaf erfolgt auf Ermattung und Sattheit,
Denn es werden alsdann, zerstoßen unter der Arbeit,
Und in einander gerüttelt die allermehresten Stoffe.

Eben auch dieſes bewirkt, daß einige Theile der Seele
Tiefer zurück ſich ziehn, ſich andere mehr noch verſtrömen;
Mehr im Innern getheilt und mehr aus einander getrennt ſind.
Welchem Geſchäfte man nun im Geiſt am eifrigſten obliegt,
Oder wobei ſich zuvor das Gemüth am meiſten verweilt hat,
Sich dem Verſtand darauf mit ſtrengerem Fleiße verwendet,
Eben daſſelbe kömmt gewöhnlich uns wieder im Traum vor.
Rechtsgelehrte verfaſſen Geſetz' und führen Prozeſſe,
Feldherrn ordnen das Heer und liefern blutige Schlachten,
Schiffer führen den Kampf, den ſie mit den Winden beſchloſſen,
Und ich treibe nun dies und forſche der Dinge Natur nach;
Lege dann, was ich erforſcht, im vaterländiſchen Lied dar.
Alſo ſcheinen im Schlaf auch andere Künſt' und Geſchäfte
Immer des Menſchen Gemüth mit ſpielender Täuſchung zu halten.
Mancher, welcher mit Fleiß das Schauſpiel mehrere Tage
Hinter einander beſucht, und ſind die Dinge nun nicht mehr
Ihm vor Augen, ſo bleiben im Geiſt doch offen die Wege,
Eben dieſelbigen Bilder zu dieſem gelangen zu laſſen.
Und ſo ſchweben ſie noch ihm mehrere Tage vor Augen,
Daß er wachend ſogar die Tanzenden ſieht, wie die weichen
Glieder ſie regen; das ſchmelzende Lied zur Zither, den Saiten
Sprechende Töne glaubt mit dem Ohr zu vernehmen, und jenen
Kreis der Verſammlung zu ſehn, und den Reiz des bunten Theaters.
So viel lieget am Fleiß und an der beharrlichen Neigung
Und in welcher Beſchäftigung man ſich zu üben gewöhnt hat;
Nicht bei den Menſchen allein! auch ſelbſt bei der Thiere Geſchlechtern.
Sieheſt du nicht das muthige Roß, in Schlummer geſtrecket
Liegt es, doch ſchnaubet es auf, und ſchwitzt auch ſelber im Schlaf noch,
Gleichſam im angeſtrengeten Lauf zu erringen die Palme;
Oder als öffneten jetzt ſich vor ihm die Schranken der Laufbahn.
Oft im ſanfteſten Schlaf wirft von ſich die Beine der Jagdhund,
Schlägt laut an, und zieht mit der Naſe häufig die Luft ein,
Gleichſam als hätt' er nunmehr die Spur des Wildes getroffen,
Und erwacht er darob, ſo jaget er öfters des Hirſches
Täuſchendem Bilde nach, als ſei in der Flucht es begriffen;
Bis ſich der Irrthum zerſtreut, und zurück er wieder zu ſich kömmt.

Aber die ſchmeichelnde Zucht der hausgewöhneten Hündlein
Schüttelt den Schlaf von ſich ab, und raffet ſich auf von dem Boden,
Als ob fremde Geſtalt, ein fremdes Geſicht ihm erſchiene.
Und je rauher ſie ſind die Stoffe, die jeglichem eigen,
Deſto größeren Schreck erregen dieſelben im Schlafe.
Aber die kleineren Vögel entfliehn, und ſetzen in Unruh
Nächtlicher Zeit alsbald mit den Flügeln die Haine der Götter;
Wann ſie in leiſem Schlafe den Habicht glauben zu ſehen,
Wie er ſie ſchwebend verfolgt, nach Raub und Morde begierig.
Was nun der menſchliche Geiſt mit großer Bewegung hervorbringt,
Thut und führet er auch mit großer Bewegung im Schlaf aus.
Könige liefern Schlachten, erobern, und werden gefangen;
Schreien auch plötzlich auf, als würden ſie eben ermordet.
Manche kämpfen im Streit, und ſtöhnen, als ſchmerzt ſie die Wunde;
Oder, als fiel ſie mit grimmigem Zahn ein Panther, ein Leu an,
Füllen ſie alles umher mit lautem und gräßlichem Angſtſchrei.
Manche reden im Schlafe von wichtigen Dingen, und werden
Oft zu Verräthern an ſich. Ein anderer glaubet zum Tod' ſich
Hingeführet; ein anderer fährt zuſammen, als ſtürzt' er
Jäh vom Felſen hinab: kaum kann er ſich wieder beſinnen,
Kocht an dem ganzen Leib, und ſcheint als wär' er verrücket.
Leidet ein anderer Durſt, ſo glaubt er am Fluſſe zu ſitzen,
Oder am lieblichen Quell; und den ganzen Strom zu verſchlucken
Knaben, vom Schlafe gedrückt, vermeinen zuweilen an Pfützen,
Oder an Scherben zu ſtehn, mit emporgehobenem Röckchen;
Laſſen dann von ſich gehn den ganzen geſammelten Vorrath,
Und benetzen damit babyloniſche koſtbare Decken. u. ſ. w.

Guſtav Samuel Köpke.

Köpke's deutſcher Plautus iſt eine Arbeit, die ſchon wegen des bedeutenden Umfangs und der Sorgfalt und Liebe, mit welcher ſie gleichmäßig ausgeführt worden, eine beſondere Auszeichnung verdient. Der erſte Band erſchien 1809, der zweite 1820, alſo in der Zeit, wo Voß regierte und Wolfs Einfluß groß war. Gleichwohl hält Köpke ſich fern von der ſtrengen Obſervanz und ſo ſehr er den Geiſt der antiken Sprache auffaßt und alle metriſchen Formen wiederzugeben bemüht iſt, ſo bleibt er ſich doch auch bewußt, was man dem Genius der eigenen Sprache ſchuldig ſei, ſo daß in ſeiner milderen Handhabung eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Knebel erwächſt. Auch er überſetzte einen älteren Dichter, der weit vor der claſſiſchen Zeit liegt, überdies einer, der noch mancherlei Freies und Ungefüges an ſich trägt; dazu kam, daß hier im Luſtſpiel die unmittelbarſte Sprache des Lebens geſprochen werden mußte, daß alſo eine Aufgabe vorlag, die ſich unmöglich löſen ließ, wenn man nach Principien verfahren wollte, wie Wolf im Ariſtophanes. Köpke hat mit Einſicht und Geſchmack das Richtige getroffen und wirklich eine Ueberſetzung des reichen Dichters gegeben, welche nicht ſobald verdrängt werden kann und zur Zeit noch völlig unveraltet iſt, denn die Rapp'ſche (in der Stuttgarter Sammlung) entſagt eigentlich dem Wettſtreit und kann nicht in unſerem Sinne als ſtrenge Ueberſetzung gelten, da ſie dem Original nicht überall in ſeinen Maaßen folgt, ſondern, zu ihrem eigenen Nachtheil alles in einen ziemlich unordentlichen Trimeter bringt, der auf die Länge unerträglich werden muß, wenn wir auch ſonſt an Munterkeit und Laune ihr Lob nicht ſchmälern wollen. Köpke nun müſſen wir auf Seiten der Form unſere volle Anerkennung geben, namentlich in der wohlgetroffenen Mitte zwiſchen Freiheit und Strenge, wie es hier die beſonderen Umſtände verlangten. Er hat ganz das Rechte gethan, wenn er hier im Luſt-

ſpiel oft mehr Verſe nach neuerer Art bloß nach dem Ton, mit Hebung und Senkung bildete, weniger nach der Zeitmeſſung der Silben und daher lieber ſich etwas weniger von den antiken Licenzen des komiſchen Trimeters erlaubte. Der größeren Freiheit bedarf es einmal hier wegen der verlangten größeren Lebendigkeit und Unbefangenheit, da konnten uns aber die Dacthlen, Anapäſten, Tribrachen wenig fördern, ſie würden den Vers nur regelloſer, nicht aber lesbarer gemacht haben und wären dem Ueberſetzer keine Erleichterung geweſen.

Aber auch im Verſtändniß und in der Auffaſſung iſt die Arbeit zu loben, ſie zeigt ſich als gründlich und gediegen; ja auch, wenn wir die Anſprüche nicht allzu hoch ſpannen, ſelbſt in Laune und Geiſt. Es liegt freilich im Plautus eine Urſprünglichkeit, Friſche und Liebeswürdigkeit der ſeltenſten Art, die reichlich für das entſchädigt, was ihm an feiner Kunſtvollendung und Urbanität ſeiner griechiſchen Vorbilder abgeht; hier wird gewiß, Leſſing war der erſte der es begann, noch mancher höher Begabte ſich gern verſuchen wollen — aber wird wohl ein ſolcher uns den ganzen Plautus in ſeinen zwanzig erhaltenen Komödien überſetzen?

Freuen wir uns zunächſt deſſen, was wir haben, und hören wir Samuel Köpke. Ich wähle den Prolog der Gefangenen:

Die ihr hier ſtehen ſehet, zwei Gefangene,
Die dorten ſtehn, die — ſtehen beide, ſitzen nicht.
Daß ich die Wahrheit rede, zeugt ihr alle mir.
Der, ſo hier wohnt, iſt deſſen Vater Hegio.
Doch wie es kommt, daß dieſer dem eignen Vater dient,
Das will ich jetzt euch ſagen, wenn ihr Achtung gebt.
Dem Greiſe hier, dem wurden einſt zwei Söhn' erzeugt:
Den einen von vier Jahren ſtahl ein Sklave weg,
Und floh davon. In Elis dem Vater deſſen hier
Verkauft er ihn. Habt ihr's begriffen? Das iſt ſchön.
Der weinet nun dahinten. Tritt doch näher, Freund!
Haſt du nicht Platz zum Sitzen, haſt du Platz zum Gehn,
Wenn du zum Bettelſtabe den Spieler bringen willſt.
Glaub nicht, daß ich mich deinethalb zerreißen mag.
Ihr Beſſern aber, die ihr ſteuerfähig ſeid,

Vernehmt, ich mag nichts ſchuldig ſein, das Uebrige.
Der Strauchdieb, als er dem Hauſ' entrann, verkauft
An deſſen Vater, wie geſagt, den Sohn des Herrn.
Als jener ihn gekaufet, giebt er ihn ſeinem Sohn,
Der mit ihm gleiches Alters war, zum Eigenthum.
Der dient jetzt ſeinem Vater, ohne daß der's weiß.
Sind doch die Menſchen Bälle in der Götter Hand!
Ihr wiſſet jetzt, wie er den einen Sohn verlor.
Als drauf Aetoler kriegen mit den Eliern,
So wird der andre Kriegsgefang'ner, wie's wohl kommt.
Der Arzt Menarch in Elis hat ihn ſich gekauft.
Der Alte kauft nun Eliſche Gefangene,
Ob er vielleicht für einen drunter ſeinen Sohn
Eintauſche, den im Hauſe kennt er nicht als Sohn,
Und weil er geſtern hörte, daß man hohen Stands
Und hoher Abkunft einen Eliſchen Ritter fing,
So ſchont er, um den Sohn zu ſchonen, keinen Preis,
Und kauft, um jenen in die Heimat leichter ſich
Zu ſchaffen, aus der Kriegesbeute dieſe zwei.
Die nun erſannen unter ſich den ſchlauen Plan,
Wie dieſer Sklave ſeinen Herrn heim fördere.
Sie tauſchten darum Kleid und Namen unter ſich,
Der heißet dort Philokrates, hier Tyndarus,
Der trägt dort deſſen, dieſer heute deſſen Bild,
Und dieſer wird heut kläglich ſpielen jenen Trug,
Und den Gebieter von der Sklaverei befrein.
Den eignen Bruder rettet er auf gleiche Art
Und bringt als Freien ihn zurück ins Vaterhaus,
Des Zweckes wohl ſich nicht bewußt, wie willenlos
Mehr Gutes mancher that, als wollend er vermocht.
Obgleich unkundig, haben ſie durch eigne Liſt
Den ganzen Plan erſonnen ſich und angelegt.
Nach eignem Rathe faßten ſie nun ſo das Ding,
Daß dieſer hier in Sklaverei beim Vater blieb,
So dient er hier dem eignen Vater, weiß es nicht.
Wie klein ſind doch die Menſchen, wenn man's ſo bedenkt!

Dies Werk nun werden wir betreiben, Euch ein Spiel.
Doch höret noch ein Wörtchen zur Erinnerung!
Es wird die Mühe lohnen, aufmerksam zu sein.
Nicht vielbehandelt ist der Stoff, wie andre wohl,
Noch hört ihr schmutz'ge Verse, die man vergessen muß.
Hier ist kein Schuft von Kuppler, keine Buhlerin,
Noch ein Bramarbas von Soldat, das fürchtet nicht,
Wiewohl Aetoler kriegen mit den Eliern.
Die Schlachten werden außerhalb der Bühne sein,
Nicht würd' es passen für den komischen Betrieb,
Wenn wir urplötzlich spielten hier das Trauerspiel.
Daher, wenn Jemand Schlachten wünscht, beginn' er Zank;
Wenn er zum Gegner einen Stärkeren bekam,
So wünsch' ich, daß er keine gute Schlacht erlebt,
Damit er künftig jede anzuschaun verschmäht.
Ich geh'. Lebt wohl, im Frieden ihr gerechtesten
Der Richter, wie im Kriege der Streiter Tapferste!

Ich setze noch den überaus artigen Prolog des Trinummus (bei Köpke: Der Brautschatz) hieher:

Schwelgerei.

Folg' hieher, Tochter, daß du magst dein Amt versehn!

Dürftigkeit.

Ich folge, doch was das Ende sein soll, weiß ich nicht.

Schwelgerei.

Hier ist es. Schau, dies ist das Haus. Nun geh hinein!

(Dürftigkeit geht hinein.)

Jetzt helf' ich euch, damit sich niemand irren kann,
Mit wen'gem auf die Sprünge, wenn ihr Achtung gebt.
Zuvörderst will ich sagen wer ich bin, und dann,
Wer die, so hier hineinging, wenn ihr's hören wollt.
Was mich betrifft, so hieß mich Plautus Schwelgerei,
Und jene gab er mir zur Tochter, die Dürftigkeit.

Doch weshalb die ins Haus nun ging auf mein Geheiß,
Vernehmet jetzt und schenket mir ein wenig Ohr!
In diesem Hause wohnet hier ein junger Mensch,
Der hat sein Geld mit meiner Hülfe durchgebracht.
Da der für mich nun weiter nichts zu leben hat,
So gab ich ihm die Tochter zur Haushälterin.
Doch wegen des Inhalts dieses Stücks erwartet nichts!
Die Alten, so dort kommen, thun euch kund das Ding.
Das heutige Lustspiel heißt der Schatz im Griechischen,
Philemon schrieb's und Plautus setzt' es ins Latein,
Und hieß es Brautschatz. Jetzt ersucht er euch darum,
Daß ihr dem Lustspiel diesen Namen gönnen mögt.
Das ists! Lebt wohl, und höret uns mit Stille zu.

Noch vortheilhafter zeigt sich uns der Uebersetzer in den trochäischen Tetrametern, für welche auch Plautus eine besondere Vorliebe besitzt, wahrscheinlich weil sie dem saturninischen Vers nahe stehen und darum, bei leichter Behandlung, besonders populär waren. Wir heben aus dem Anfang des dritten Actes der Gefangenen den Monolog des Parasiten heraus:

Jammervoll, wer Speise suchend, nur mit Noth sie finden kann,
Jammervoller, wer mit Mühe sucht und gar nichts finden kann,
Doch am schlimmsten, wer zu essen wünscht und nichts zu essen hat,
Wahrlich diesem Tage, könnt' ichs, grüb ich gern die Augen aus;
So mit Bosheit hat er alle Sterblichen mir angefüllt,
Nie erlebt' ich einen fastenreichern, hungervolleren,
Noch wo weniger sich fügen wollte, was ich auch begann.
Darum feiern Bauch und Kehle jetzt mir Hungerferien.
Meinetwegen schlagt ans höchste Kreuz die Parasitenkunst!
Lustigmacher, arme Schlucker will nicht mehr das junge Volk,
Nicht den letzten Platz vergönnt es einem der lakon'schen Zunft,
Prügelleidern, die nur Worte haben ohne Gut und Geld.
Solchen Gast nur liebt man, der, wenn's ihm geschmeckt, dagegen lud.
Selber kauft man ein, was sonst das Amt der Parasiten war.
Selber gehn sie zu den Kupplern von dem Markt mit frecher Stirn,
Wie mit frecher Stirn, die selbst nicht taugen, verdauen ein Gericht.

Keinen Dreier geben ſie für Späße; ſich nur lieben ſie.
Denn ſo eben trat ich zu den jungen Leuten auf dem Markt.
„Guten Tag! ſag' ich, wo eſſen wir das Mittag?“ Sie ſind ſtill.
Nun, wer ſagt mir „da und da!“ Wer? Alle ſind wie Fiſche ſtumm,
Lachen nicht einmal. „Wo Abendbrot? ſag' ich. Sie ſchweigen ſtill.
Einen luſt'gen Schwank von meiner beſſern Gattung ſag' ich drauf,
Welcher ehemals auf ganze Monde freien Tiſch gebracht.
Keiner lacht. Da merkt' ich, daß man förmlichen Komplott gemacht.
Nicht einmal gereizten Hunden ahmet ihrer einer nach,
So daß, wer nicht lachen wollte, wenigſtens die Zähne wies.
Als ich ſehe, daß ſie mich zum Beſten haben, geh' ich fort.
Andre tret' ich an; noch andre; drauf noch andre. Das alte Lied.
Alle unter Einer Decke, wie die Höker auf dem Markt.
Eben komm' ich, da ich mich verſpottet ſeh', von da zurück.
Andre Paraſiten liefen, ſo wie ich umſonſt herum.
Jetzt will ich mein Recht verfolgen nach barbariſchem Geſetz.
Wer Komplott gemacht um uns zu ſchmälern Unterhalt und Koſt,
Den verklag' ich, und die Strafe ſetz' ich feſt: „Auf mein Geheiß
Giebt er mir zehn Abendſchmäuſe, trotz der Theurung. So geſcheh's!“
Jetzt zum Hafen noch! Da iſt die letzte Hoffnung mir zu Schmaus.
Bricht auch die den Hals, ſo geht's zum Alten und zum rauhen Mahl.

Mehr Gelegenheit, Sprachgewandtheit und Fülle des Ausdrucks zu zeigen findet ſich in dem „Goldtopf“, Aulularia. Wir geben aus dem dritten Act den zehnten Auftritt. Megador wird von ſeinem Schwiegervater Euklio belauſcht.

Megador.

Ich habe vielen Freunden den Entſchluß erzählt
Von meiner Heirath. Alle loben meine Braut.
Vernünftig iſt mein Thun bedacht, mein Plan geſcheidt.
Nach meiner Meinung, thäten alle eben dies,
Daß reiche Bürger die Töchter unbemittelter
Und armer Bürger ſich zu Frauen wähleten,
Gewiß, ſo wär in größrer Einigkeit der Staat,
Uns Reiche träfe minder Neid, als jetzt geſchieht.

Die Frauen trügen vor den Männern größere Scheu,
Und unſer Aufwand wäre kleiner als er iſt.
Dem größten Theil des Volkes wär' es nützlicher;
Nur mit der kleinen Anzahl Geiz'ger wäre Streit,
Für deren Gierigkeit und Unerſättlichkeit
Kein Volksgeſetz, kein Vormund Schranken ſetzen kann.
Fragt einer mich: Wen ſollen reiche Mädchen frein,
Wenn jenes Vorrecht ärmern nur gegeben wird;
Freit nach Gefallen, nur der Brautſchatz bleibe fort!
Geſchähe dies, ſie brächten beſſere Sitten zu,
Als jetzo, ſtatt der Mitgift, die mit ihnen kommt.
Bald ſoll das Maulthier, das jetzt theurer als das Pferd,
Wohlfeiler werden als ein Galliſcher Karrengaul.

Euklio (bei Seite).

So wahr Gott lebt, ich hör' ihm mit Vergnügen zu.
Wie artig ſprach er aber über Sparſamkeit.

Megador.

Kein Weib ſoll ſprechen: Ich brachte dir weit größeres
Vermögen zu durch Mitgift, als du je gehabt;
Drum iſt es billig, daß du Gold und Purpur giebſt,
Maulesel, Mägde, Maulthiertreiber und Lakai'n,
Bediente zum Verſchicken, Wagen mich zu ziehn.

Euklio (wie vorher).

Wie herrlich der die Lebensart der Frauen kennt!
Der ſollte Sittenmeiſter für die Weiber ſein!

Megador.

Jetzt, wo man hinkommt, findet man mehr Wagenwerk
Im Hauſ', als draußen auf dem Land' im Meierhof,
Doch ſchöner iſt, wofür man alles zahlen ſoll.
Da ſieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter ſtehn,
Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut',
Und Schleierweber, Färber in violett' und gelb,

Dann Aermelmacher, Specereienhändler auch,
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen ſtehn,
Dann ſitzend Schuſter- und Pantoffelmachervolk.
Es ſtehen Solenmacher, Malvenfärber da;
Haarlockenkräusler, Schneider; alle fordern Geld.
Kaum erſt bezahlt, ſind ſie zurück und fordern Geld,
Und weil im Vorhof hundert Kerkermeiſter ſtehn,
Führt man die Weber, Falbelmacher, Tiſchler ein.
Man zahlet Geld. Nun glaubt man dieſe abgethan,
Da kommen noch die Kokusfärber. Einen hat
Der Henker immer bei der Hand, der Geld verlangt.

Euklio (bei Seite).

Ich unterbräch' ihn, ſcheut' ich nicht, er hörte auf
Der Weiber Art zu ſchildern, darum laſſ' ich ihn.

Megador.

Hat man die Poſſenkrämer abgethan,
So kommt zuletzt noch der Soldat, und fordert Geld.
Man geht und ſchließt die Rechnung mit dem Wechsler ab.
Mit leerem Bauch ſteht der Soldat und hoffet Geld.
Doch iſt die Rechnung mit dem Wechsler durchgeſehn,
So zeigt ſich, daß man ſelbſt weit mehr ihm ſchuldig iſt.
Man tröſtet den Soldaten bis auf andre Zeit.
Dies ſind der Mitgift Laſten und viel andres noch,
Und mancher Aufwand, der nicht zu erſchwingen iſt.
Denn die, ſo nichts hat, ſteht in ihres Mannes Gewalt;
Die Reiche ſtürzt in Unglück und Verluſt den Mann —
Sieh da, mein Schwiegervater Euklio! Wie geht's?

Euklio.

Ich hörte mit Vergnügen deiner Rede zu.

Auch wo der Ueberſetzer, um dem Scherz des Originals nachzukommen, zu freieren Wortbildungen aufgefordert war, zieht er ſich trefflich aus der Sache, z. B. in den Kriegsgefangenen, in der zweiten

Scene des ersten Acts, in der Unterredung zwischen Hegio und dem Parasiten Ergasilus.

Ergasilus.

Ach! (Er zeigt mit spaßhaft schmerzlicher Pantomime auf den Bauch)
Den schmerzt es hier,
Daß jetzt des Essens Uebungsheer entlassen ist.

Hegio.

Wie? fandst du keinen, welcher unterdeß gekonnt
Dir, wie du sagst, herstellen das entlaßne Heer?

Ergasilus.

Was glaubst du wohl? Sie scheuen alle diesen Dienst,
Nachdem dein Philopolemus gefangen ist.

Hegio.

Fürwahr, es ist nicht zu verwundern ihre Scheu;
Du brauchest der Soldaten viel und mancher Art:
Zuvörderst brauchst du viel des Beckerfelder Volks.
Der Beckerfelder giebt es mehr als eine Art,
Wansbecker, Böhmischbroter, Bretzelheimer auch,
Du brauchest Volk aus Hirschberg, Schweinfurt, Schnepfenthal,
Dann brauchest du auch der Soldaten ganzes Heer.

Aber eine Hauptaufgabe war auf Seiten der künstlichen Metra. Nachdem, unter Bertlings Vorgang sich je mehr und mehr unsere Kenntniß in die Plautinische Metrik aufschloß, zeigte sich, was für jene frühe Zeit kaum zu erwarten stand, daß hier der Komiker eine freie Ausbildung besitzt, welche mit großer Malerei und vieler Laune überall die komischen Farben erhöht. Köpke hat hier, obwohl er mit Zweifeln an das Werk ging, hier überall viel geleistet. Plautus liebt es, die breite Geschwätzigkeit in Bacchien (⏑ — —) auftreten zu lassen, gewiß ein Fuß, der dafür in hohem Grade geeignet ist, denn obwohl dieser Vers erhaben sein kann, so wird er doch, mit Worten leichteren

Gewichts gefüllt, auch selbst leichter und bekommt etwas heiter Galoppirendes, wie er denn auch der Hauptrhythmus in den Wienerischen Couplets ist.

So in den Menächmen, fünfter Act, vierter Auftritt:

Der Knecht, welcher gut ist, und der seines Herrn Gut
Besorgt und bedenkt, den erkennt man, daß wenn auch
Der Herr fort ist, doch dessen Gut er mit Sorgfalt
Als ständ' er zur Seit' ihm, und mehr noch, in Acht nimmt.
Die Haut muß ihm mehr als der Schlund sein, die Beine
Ihm mehr als der Magen, wer rechtschaffnes Herz hat.

Köpke mischt zwar hie und da, (z. B. in der letzten Zeile: der Magen) Amphibrachen statt der Bacchien ein, allein er weiß letztere doch so vorgeltend zu halten, daß der Takt dadurch gegeben wird, und jene also nur die Rede etwas leichter machen, ohne den Charakter zu zerstören. Ferner aus dem Karthager, erster Aufzug, zweite Scene:

Wer Arbeit und Mühwalt sich aufladen wollte,
Der schaff nur die zwei Stück', ein Schiff und ein Weib an.
Es giebt nichts, was mehr Müh verursacht als diese,
Sobald man nur anfängt, in Stand sie zu setzen.
Und niemals verschenkt man genug Fleiß an diese,
Und nie giebts ein Zuviel für den, der sich ausputzt — u. s. w.

Der Umstand, daß diese Bacchischen Verse auch ihrem Inhalt nach Coupletartig sind, führt auf die Vermuthung, daß die musikalische Begleitung, die, wie wir aus den Angaben zum Terenz wissen, die Komödien der Römer hatten, sich ganz besonders auf diese Verse bezogen haben möchten, von denen dann der Rhythmus in die komische Oper der Italiener übergegangen ist, so daß wirklich hier ein historischer Zusammenhang mit unseren heutigen Couplets wäre.

Auch sehr charakteristisch sind bei Plautus die langen athemlosen Verse, durch welche Unruhe und Rathlosigkeit ausgedrückt wird und die, schnell gesprochen, sicherlich von drastischem und komischem Effekt gewesen sind. Sie sind es auch in der Uebersetzung.

Köpke's Arbeit ist meistens mit vielem Gefühl für das Deutsche gemacht und oft haben seine Verse so natürlichen Fall, daß sie wie

Original klingen, ja, daß es scheint, als hätten sie Einfluß auf Platen geübt.

Es ist recht zu bedauern, daß wir von Köpke übersetzt nur neun Komödien des Plautus besitzen, im ersten Bande: 1) der Goldtopf (Aulularia), 2) die Kriegsgefangnen (Capteivei), 3) das Kästchen (Cistellaria), 4) das Hausgespenst (Mostellaria); im zweiten: 1) der Bramarbas (Miles gloriosus), 2) der Brautschatz (trinummus), 3) die Menächmen oder die Zwillingsbrüder, 4) der Schiffbruch (Rudens), 5) der Karthager (Poenulus).

Allein bei dem großen Fleiß, mit dem diese Stücke gearbeitet worden, läßt sich wohl abnehmen, daß sämmtliche zwanzig Komödien des Plautus, überdies nicht alle von gleichem Werth, eine allzu große und ausdauernde Anstrengung erfordert haben würden, welche, zumal ohne Unterbrechung, sich schwerlich hätte von Abspannung frei halten können. Dabei ist ausdrücklich zu erwähnen, daß die übersetzten Stücke wirklich bei weitem das Werthvollste von den Werken des alten Dichters sind.

Dagegen hat Köpke schon früher (1805) zwei Stücke des Terenz (Eunuch und Phormio) übertragen, in freie fünffüßige Jamben nach moderner Art. Wir können diese Arbeit nur als eine Vorübung zu seinem Plautus ansehen, mit welchem sie in keiner Art den Vergleich aushält.

Leider hat Terenz auch später keinen der Aufgabe vollständig gewachsenen Uebersetzer gefunden. Freilich mag es seine großen Schwierigkeiten haben, in den alten Maaßen sich mit solcher Eleganz und Freiheit auszudrücken als es für diesen ungleich mehr präcisirenden Dichter unerläßlich ist; aber Benfeys Uebertragung, in der Stuttgarter Sammlung, ist metrisch gar zu rauh und holprig und giebt schon darum auch jene höheren Eigenschaften nicht wieder.

Wilhelm von Humboldt.

Es läßt sich vermuthen, daß der Eifer unserer poetischen Uebersetzer sich auch frühzeitig der griechischen Lyrik zugewendet haben werde, ihr, welcher das gefeierte Vorbild des Horaz war. Ueberdies fand man hier kleinere Kunstwerke, die um so eher zum Versuch anreizen konnten, ein Reiz, der durch die von Klopstock unternommene Einbürgerung griechischer Odenmaaße aufs höchste gesteigert werden mußte. Allein gerade diese griechischen Vorbilder, der äolischen Dichtkunst angehörig, besitzen wir nicht; man kannte damals von der Sappho nur zwei Oden, und diese befanden sich in dem Zustande großer Zerstörung; von Alcäus dagegen war so gut wie alles unzugänglich. Was man von griechischer Lyrik besaß, beschränkte sich auf Anakreon und Pindar, und mit beiden hat es, der deutschen Uebersetzung gegenüber, eine sehr verschiedene, ja ganz entgegengesetzte Bewandtniß.

Es muß dabei freilich sogleich erinnert werden, daß es sich hier nicht um echte Werke des alten Sängers von Teos handelt, sondern um spätere, zum Theil ganz späte Nachbildungen, welche die neuere Kritik nur noch als Anakreontische Lieder, nicht als Werke Anakreons zu geben wagt, denn was wir wirklich Echtes von ihm besitzen, sticht wesentlich ab und trägt einen völlig anderen Charakter. In der That herrscht nun in jenen Anakreontischen Oden schon ein ganz moderner Geist, eine Behandlung der Sprache und des Verses, welche sich den neueren Sprachen sehr bedeutend annähert und ohne die geringste Schwierigkeit, zumal wenn man die Ansprüche nicht allzu hoch spannt, übertragen werden kann. Solcher Uebertragungen giebt es denn auch fast zahllose, die besseren beginnen in den achtziger Jahren, im Jahr 1801 gab Ramler die seinige. Die Neueren, deren Schaar auch bedeutend, haben namentlich nach mehr Treue gestrebt: aber für die Kunst des Uebersetzers liegt hier eben keine sonderliche Aufgabe. Da der Geist so wenig verschieden ist, die Sprache wenig Altes und Hervor-

stechendes hat, auch der Vers nicht eben viel Schwierigkeit darbietet, so ist die Uebersetzung um nichts unwegsamer als aus einem neueren Dichter und durch das Fortfallen des Reimes sogar noch erleichtert.

Wie anders Pindar! Hier treffen wir auf lauter Schwierigkeit, die sogar auf mehr als Einer Seite ganz unüberwindlich sein möchte. Hier ist Gegenstand, Charakter, Sprache, Metrum uns gleich fern. Wir haben nicht nur sehr alte Poesie, sondern auch eine solche, welche mit Brauch und Herkommen auf das Untrennbarste verwachsen ist, keine Poesie, welche frei ihrem eigenen Gesetz folgt, sondern einem bestimmten Zweck gehörige, berechnet auf die Verbindung mit Gesang, ja sogar Tanz: Bedingungen, welche wir in keiner Weise zu ergänzen fähig sind. Ich halte dafür, daß die Oden des Pindar als ein Analogon dessen anzusehen sind, was wir in der bildenden Kunst den hieratischen Stil nennen: es herrscht in ihnen ein traditionelles Element vor, das ihnen eine Steifheit und Schwerfälligkeit auferlegt, die zum würdevollen und heiligen Charakter zu gehören schien, die aber, weil sie des allgemein Gültigen entbehrt, keine Uebertragung in eine andere Sprache zuläßt. Es bewegt sich diese Poesie in gewissen gegebenen Schranken, und was ihr hier an freier Beweglichkeit abgeht, das sucht sie zu ersetzen durch wuchernde Ausbildung nach derjenigen Seite hin, wo ihr allein Freiheit gegeben ist, in der Künstlichkeit der Wortfügung und Wortbildung. Sie entfernt sich hier weit von der natürlichen Redeweise und verliert sich in Schnörkel und Zierath, so daß man sie öfters barock nennen kann und muß. Die Oden des Pindar sind ein letztes Stadium einer uralten dorischen Lyrik, die schon alle Kennzeichen der Verkünstelung und Ausartung an sich trägt — für deren Genuß es offenbar einer entsprechenden Gewöhnung bedurfte, während Homer und selbst die äolischen Lyriker zu aller Zeit auf jeden Unbefangenen ihren frischen Eindruck nicht verfehlen können.

Aehnliches wie von der Sprache gilt nun auch vom Maaß. Schon den Römern war die Nachahmung nicht mehr möglich, und Cicero macht die Bemerkung, da gMaaße von allzu großer Künstlichkeit dem Ohr als regellos und wieder wie bloße Prosa erscheinen. In diesem Falle befinden wir uns mit Pindar. So viel auch neuerdings geschehen sein mag, uns näher in das wahre Wesen pindarischer Metrik einzuführen, so sind diese Rhythmen doch dadurch unserem Ohr um

nichts genießbarer geworden, und wie große Mühe sich auch ein strenger Uebersetzer geben möchte, den Wechsel von Länge und Kürze auf das sorgfältigste zu beobachten, so würde er dadurch doch auf das Ohr neuerer Leser keinen Eindruck erreichen, durch welchen die Poesie gesteigert werden könnte, was wohl erklärlich sein mag, da uns nicht nur Tradition und Gewöhnung, sondern auch die vieles motivirende Verbindung mit einer eigenthümlichen Musik und einem uns fern liegenden Tanze fehlt. Mag man unsern Hexameter noch so verschieden von dem griechischen finden, mag man unsere Nachbildung des sapphischen und alcäischen Maaßes noch so sehr für ein bloßes Surrogat halten, so ist doch ausgemacht, daß wir den Rhythmus vollkommen fühlen und genießen, überhaupt daß diese Maaße auch für unser Ohr etwas sind, daß sie nicht aufgehört haben eine poetische und lebendige Form zu sein — wer aber könnte Gleiches von den Maaßen Pindars behaupten wollen?

Wir sind hier zum ersten Mal auf einen Punkt gekommen, wo deutsche Uebersetzerkunst sich eine Schranke gestellt sieht, denn je treuer und gewissenhafter man sein will, um so mehr wird man sich vom poetischen Ton und Stil entfernen und nur Steifes, Verkünsteltes, Frostiges erreichen. Man muß sich also eingestehen und offen aussprechen, daß nicht alles übersetzbar sei, wohl zu merken, wenn sich's um künstlerische Uebersetzung handelt, deren Hauptaufgabe ist, wieder einen poetischen Eindruck zu erreichen. Ich glaube nach allen vorliegenden Erfahrungen und gestützt auf eigene Versuche, daß vor allen Pindar hieher gehört.

Werden wir nun aber ganz darauf verzichten müssen, diesen großen und merkwürdigen Dichter der deutschen Sprache anzueignen? Das ist eine andere Frage, jedenfalls aber würde man ihn nach anderen Principien behandeln müssen. Es wäre wohl möglich, daß es noch einen andern Weg gäbe; vielleicht kann eine mehr freie Bearbeitung doch noch manches von den poetischen Schönheiten des Originals deutschen Lesern zum Verständniß und Genuß bringen, ähnlich wie ja auch Stolberg und selbst Schiller die Chöre der Tragiker frei und in ganz anderen Maaßen wiederzugeben suchten. Hiemit ist denn freilich gleich sehr viel nachgegeben, denn für die Treue fehlt der Maaßstab und das neue Maaß bringt sogleich die Forderung eines ganz anderen

Stils, einer ganz anderen Gedankenverknüpfung mit, so daß gleichzeitig mit dem Maaß auch der Ton, die Sprache und der gesammte Charakter die wesentlichste Aenderung erleiden. Dies zugegeben kann aber doch wohl ein sinniges Gefühl und eine feine Hand auch unter so wesentlich veränderten Umständen noch manches Eigenthümliche zu erhalten wissen, so daß eben nur dasjenige verdeckt und gemildert wird, was deutschen Lesern in dem Totaleindruck störend sein oder den poetischen Genuß unmöglich machen würde. Diesen Mittelweg hat Wilhelm von Humboldt bei Uebertragung des Pindar mit ebenso viel Einsicht als Geschmack betreten, und man darf sagen, daß alle seine Nachfolger, welche ihn an Treue überbieten wollten, nur derjenigen Untreue das Wort reden, welche er sich mit Recht erlaubt hat. Als Probe stehe hier die erste Pythische Ode, eine der schönsten und überdies noch besonders denkwürdig durch die Erwähnung des Aetna-Ausbruches; sie erschien im Jahre 1795 in der Deutschen Monatsschrift.

Auf Hieron von Aetna.

Gold'ne Leyer, Phöbos und der
Musen mit wallenden Locken
Ewig süß begleitender Schmuck!
Du gebietst dem Tanz, dem Beginner des Freudenfestes;
Deinem Wink gehorcht der Sänger, wenn
Du die Erstlingstöne des reigenführenden
Liedes deinen bebenden Saiten entlockst.
Dann erlischt des Blitzes ewig rastlose,
Drohende Flamme und es
Schlummert, eingewiegt auf dem Scepter, Kronions
Adler, und senkt zu beiden Seiten nieder den
Schnellen Fittig:

Um des Geflügels Herrscher eine
Nächtliche Wolke, der Augen
Süße Fessel, gießest du; — um
Sein gebogenes Haupt; und ergriffen vom Wechselfall

Deiner Töne wiegt er ſchlafend den
Wogenden Rücken. Dann auch der ſtarke Ares
Fern verlaſſend ſtarrender Lanzen Gewühl,
Labt ſein Herz an des Geſanges feſtlicher
Fröhlichkeit. Alſo durchdringt
Deines Zaubers Pfeil auch der himmliſchen Buſen,
Durch des Latoiden und der hochgegürteten
Muſen Weisheit.

Aber die Zeus nicht liebet, ſie fliehen
Angſtvoll, wenn ſie der Muſen
Schallende Stimme vernehmen;
Auf der Erde, wie im unendlichen Meer.
Auch der tief im grauſenvollen
Tartaros liegt, der Götter
Feind, der hundertköpfige Typhos,
Welchen einſt Kilikien in viel
Beſungener Höhle nährte. Aber
Jetzo laſtet ſchwer ihm die zottige Bruſt über
Kymä, die meerumzingelte Küſte,
Und Sikilien; ihn bändigt die
Säule des Himmels, vom Sturm
Umbrauſt Aetna, ſchneidenden Schnees
Näher, ſo lang das kreiſende Jahr rollt.

Tief aus ſeinen Schlünden brechen
Grauſenerregenden Feuers
Reine Quellen toſend hervor:
Dicken Dampfes glühende Wogen rollt Tags der Strom
Zu den Wolken. Aber nächtlich wälzt
Sich im Dunkel, donnernde Felſen ſchleudernd
In des Meeres Tiefe die lodernde Gluth.
Dieſe wilden Ströme Hephäſtos ſpeit das
Kriechende Unthier empor.

Starrer Schauder faßt, wer mit Augen es ſchaut:
Selbſt noch ein Wunder, fern nur von des Wallers Mund
Zu vernehmen,

Wie gefeſſelt zwiſchen Aetna's
Dunkel umſchattetem Gipfel
Und dem Fuß er liegt! Es durchfurcht
Ihm den gegenſtemmenden Rücken das Felſenbett!
Dir, o Zeus, ach! dir mög' ich ſtets gefallen,
Der du dieſen Gipfel des reichen Eilands
Stirn umwalteſt. Mit ſeinem Stamm erhebt
Jetzt die nachbarliche Stadt der herrliche
Gründer, der Sieger im Pythiſchen Kampf.
Denn dort nannte preiſend des rufenden Herolds
Stimme ſie, laut verkündend ihres Herren
Sieg im ſchnellen Wagen.

Was iſt des fluthengetragenen
Schiffers erſte Freude? —
Wenn im Beginnen der Meeresfahrt
Günſtig ihm die Segel der Wind ſchwellt. Denn gleich
Iſt dann — ſo vertraut er — auch am
Ende die Rückkehr. Alſo
Giebt auch dieſes Glückes Gewähr
Später Zukunft ſichern Beſitz:
Noch oft verherrlichen Siegeskränze,
Roſſe oft und ſchallende Feſte die junge Stadt.
Der du in Lykien herrſcheſt und Delos,
Phöbos, und Kaſtalia's Fluthen
Liebſt, des Parnaſſiſchen Quells,
Laß in nie vergeſſendem Sinne dies dir ruh'n; —
Dies und das Land, die Wiege der Männer!

Denn nur von den Göttern ſtammt den
Sterblichen jeder Tugend

Kraft, wer weiſe, kundig des Kampfs,
Oder Meiſter fliegender Rede war. Jenen Mann
Streb' ich heut zu preiſen; und es irrt,
Ich ahn' es, geſchleudert von nervigtem Arm,
Nicht mein ehernwangigt Geſchoß über die Bahn;
Mächtig überfliegt es weit der Gegner Schwarm.
Möchte doch ſo auch der Zeit
Späte Dauer Segen verleihen, und ſüßer
Gaben Geſchenk und die Erinnerung jeglicher
Mühe tilgen!

Dann gedenk' er wieder, welche
Drohende Schlachten des Krieges
Er mit ruhig duldendem Muth
Focht, da durch der Götter Hand Ehre ſie fanden, wie
Der Hellenen Keiner noch pflückte,
Ihres Reichthums ſtrahlende Krone. Wahrlich
Philoktetes' Schickſal erfahrend, ſtritt er
Jetzo, welchem freundlich ſchmeichelnd, auch wer Stolz
In der unbiegſamen Bruſt
Trug, ſich nahte. Denn als an folternder Wund' er
Litt — ſo erzählt man — kamen, ihn zu ſuchen, zu
Lemnos' Eiland

Einſt die unſterblichen Helden, — ihn,
Pöas' bogenrüſtigen Sohn, der
Priamos Veſte zerſtörte
Und ein Ziel der Arbeit der Danaer gab.
Kraftlos wankte zwar ſein Tritt, doch
Heiſcht' es des Schickſals Ausſpruch.
Werde nun auch hievon alſo
In der Zeiten Folge der Gott
Ein Retter, jeden Wunſch ihm gewährend.
Laſſ', o Muſe, auch bei Dinomenes jetzo den
Siegsruhm jenes Viergeſpannes ertönen!
Denn nicht fremd iſt ob des Vaters

Siegen die Wonne dem Sohn.
Auf! auch Aetna's Herrſcher erſinne
Nun einen freundlich tönenden Hymnos!

Ihm, den mächtig jene Stadt mit
Götterumwalteter Freiheit
Im Geſetz des Hylliſchen Rechts
Hieron's Hand gründete. Denn von Aegimios'
Alter Satzung wollen Pamphylos
Und der Herakliden Geſchlecht nimmer
Weichen, weichen nimmer der doriſche Stamm
Um Taygetos' Höh'n. Fern vom Pindos her
Stürmend eroberten ſie,
Nah bei Tyndar's Söhnen mit ſchimmernden Roſſen,
Ehre bekrönt Amyklä, wo nun ewig ihr
Lanzenruhm ſtrahlt,

Zeus bei Amenas' Gewäſſern
Sich're den Herrſchern und Bürgern
Ewig dieſes Heiles Beſitz,
Stets des Rechtes Pfad mit geradem Blick zu erſpähen.
Mit dir führe ſanft der greiſende
König zu harmoniſcher Ruhe den Sohn,
Dem der Herrſchaft Macht er verlieh und das Volk!
Gieb, ich flehe, gieb Kronion huldreich, daß
Friedlich in heimiſcher Stadt
Der Phöniker weil' und der wilden Tyrrhenen
Schlachtgeſchrei, ſehend ihrer Flotte ſeufzende
Schmach von Kymä: —

Und was ſie von Syrakuſä's
Herrſcher litten, einſt beſiegt von
Seinen ſchnellwandelnden Schiffen,

Welcher ihre Jugend in's ſtürmiſche Meer
Warf, und ſchwerer Knechtſchaft Feſſeln
Hellas entriß. Ich wähle Salamis
Zum Preis der Athener
Mir; in Sparta tönet der Kampf,
Am Waldgebirge Kythäron's mein Lied;
Wo der bogenrüſtige Meder Verderben litt.
Aber am quellenreichen Geſtade
Himeras erſchalle mir der
Kinder Dinomenes' Ruhm,
Den ihr Heldenmuth ſich errang,
Triefend von Blut der feindlichen Männer.

Sprichſt nur, was die Stunde heiſchet, du
Weislich, und ziehſt du von vielen
Nur die Summe drängend in Eins,
Folget mind'rer Tadel dir nach. Denn es lähmt des Geiſtes
Schnellen Flug der Fülle Ueberdruß.
Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Bruſt, doch
Schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid iſt beſſer als Mitleid —
Klimme zum Gipfel des Ruhms,
Lenke mit dem Steuer des Rechts dein Volk und
Schmiede der Zunge Richterſpruch auf trugloſer
Wahrheit Amboß.

Denn entſprühet Kleines ihr auch,
Achtet von dir man es dennoch
Hoch; von vielem Ordner biſt du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.
Schwoll des Ruhmes Blüthe ſehnſuchtsvoll
Dir die Bruſt, und ſoll ewig des ſüßen Preiſes
Wonne dir ſein, ſchone der Schätze nicht karg.
Gieb des Schiffes weiſem Führer ähnlich, die

Bufigten Segel dem Wind.
Gleisneriſchen Vortheils Gewinn laſſ', o Freund, dich
Nimmer verblenden.

Nur des überlebenden Ruhms
Stimme dringt — wenn vom Leben wir ſcheiden —
Unſers Wandels Zeug', in's Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie ſtirbt Kröſos' menſchenbeglückende Huld.
Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehernem Stier, weiht
Ueberall dem Abſcheu der Nachruf.
Nie geſellt bei häuslichem Mahl
Die frohertönende Leier ihn der
Tugend lieblich liſpelnden Wonnegemeinſchaft zu!
Glücksgenuß iſt der erſte der Preiſe,
Rufs Beſitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
Beide Gaben fand und errang,
Der hat der Kränze ſchönſten gebrochen.

Verbeſſerungen, zum Theil nöthiger Art, beſonders aber den Uebergang in die nächſte Strophe betreffend, finden wir im zweiten Theil der Werke S. 284. Hier nähert der Verfaſſer ſich den Forderungen einer treuen Ueberſetzung um einen Schritt an.

Nach den gegebenen Andeutungen wird man es nicht überraſchend finden, wenn ich die treueſte Ueberſetzung des Pindar für die am wenigſten genießbare erklären muß, und das iſt die von Thierſch, im Jahr 1820 erſchienene, übrigens die einzige, welche den ganzen Pindar umfaßt. Es iſt hier mit Kraft ein Aeußerſtes erſtrebt; es iſt in allem Princip und Bewußtſein. Und doch — außer anderen Verdienſten hat die Arbeit vornehmlich das, die Unmöglichkeit des Unternehmens ins Licht zu ſtellen; ich mag aber dem verdienſtvollen Gelehrten nicht das Leid anthun, daß ich unter ſeinen deutſchen Pindar-Oden diejenige auswähle, welche am beſten hier vor unſeren Augen dieſe Unmöglichkeit darthun könne. Auch Andere haben ſich an den Oden des Pindar verſucht, die mehr oder weniger die Mitte halten

zwiſchen Humboldt und Thierſch. Seeger und Rudolph Kopiſch ſind rühmlich zu nennen. Von letzterem, dem jüngeren früh verſtorbenen Bruder des bekannten Dichters, ſind einzelne Oden auf fliegenden Blättern gedruckt, aber ſchwerlich in größere Oeffentlichkeit gelangt.

Wilhelm von Humboldt nimmt in der Reihe deutſcher Ueberſetzer noch einen anderen Ehrenplatz ein, ſofern man nämlich ſagen darf, daß er für Ueberſetzung der Tragiker die Bahn gebrochen habe; doch wollen wir die Beſtrebungen der Deutſchen auf dieſem Gebiet in ihrem weiteren Zuſammenhange vorführen.

Ueberſetzung der griechiſchen Tragödie.

Als erſte metriſche und poetiſche Ueberſetzung eines griechiſchen Tragikers muß die des Sophokles von Chriſtian Stolberg genannt werden. Im Jahr 1787 erſchienen, mag ſie für dieſe Zeit nicht ohne Verdienſt ſein. Sie hat Fluß und mitunter ſelbſt Schwung, trägt aber im Ganzen die Spuren der Eilfertigkeit und Flüchtigkeit nur noch mehr an ſich als die übrigen Arbeiten dieſes rüſtigen Ueberſetzers. Sie paßt nicht auf den Vers und kann es auch nicht, da ſie in keiner Rückſicht den Originalmaaßen folgt, denn für den Trimeter iſt der Blankvers untergeſchoben und für die Maaße der Chöre ganz willkührlich lyriſche Strophenmaaße, z. B. alcäiſche und ſapphiſche. Wie wenig dieſe Abweichung damals auffallend war, geht daraus hervor, daß ſogar noch im Jahr 1804 eine Ueberſetzung des Sophokles von Föhſe in Alexandrinern erſchien; und erſt 1809 gab Aſt den erſten Verſuch im Trimeter. Gleichzeitig beginnen die Ueberſetzungen von Solger, denen Fleiß und Streben hier nicht abgeſprochen werden ſoll. Er überſetzte den ganzen Dichter und wollte durchhin die Originalform wiedergeben, dabei auch wohl für den erhabenen Stil einen Ausdruck finden. Wie ernſt und eifrig ſein Beſtreben war, mag wohl am beſten daraus erhellen, daß die einzelnen Stücke von ſehr ungleichem Werth erſcheinen, denn in der That ſind nicht alle gleich ſpröde und hölzern ausgefallen, ſondern es zeigt ſich ein unverkennbarer Fortſchritt; aber im Ganzen muß man ſich doch wohl ohne Umſchweif ſagen, daß der abſtracte und metaphyſiſche Solger nicht der Mann war, um einen Dichter zu überſetzen, falls man verlangt, daß der Ueberſetzer in Fleiſch und Bein lebendig hinſtelle. Er iſt denn auch bald von ſeinen Nachfolgern überflügelt worden, jedoch wird der aufmerkſame Beobachter noch die Spuren ſeiner Vorarbeit wiedererkennen.

Bevor wir aber auf dieſe eingehen, müſſen wir einen Blick auf Aeſchylus werfen. Das erſte Verlangen fiel nicht auf ihn, weil er

von neuerer Kunst allzu weit entfernt steht; man wollte gleich den Höhenpunkt. Erst als man sich an diesem gesättigt, kam sein großer Vorgänger an die Reihe, der auch in der That eine viel größere Kraft in Anspruch nahm. Zwar hatte Graf Friedrich Leopold von Stolberg sich schon im Jahr 1802 am Aeschylus versucht; allein seine Uebertragung hält sich in derselben Entfernung vom Original, wie seines Bruders Sophokles, der Kranz war nicht erworben, die Bahn sogar unbetreten.

Wilhelm von Humboldt.

Im Jahr 1816 erschien jetzt: Aeschylos Agamemnon, metrisch übersetzt von Wilhelm von Humboldt, und zwar, so weit möglich, in den Maaßen des Originals, sowohl Dialog als Chor. Die Arbeit, neuerdings wieder aufgelegt, kann noch jetzt als eine vortreffliche gelten, denn sie ist ungleich lesbarer als Solgers in seinen Trimetern oder gar Chormaaßen, und sie vergegenwärtigt zum ersten Male den Kothurn des Dichters und seinen großartigen Klang. Der anapästische Dimeter, welcher im Deutschen so außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, ist gleich zu Anfang mit vielem Glück gehandhabt, wenn man auch über die Zulassung des Dactylus in der deutschen Nachbildung rechten kann. Ich glaube hier Humboldt nicht besser einführen zu können, als wenn ich die anapästischen Systeme, mit denen der Chor auftritt und während des Opfers den Altar umwandelt, hieher setze.

Zehn Jahre nun sind's, seit Priamos Feind,
Recht heischend mit Macht,
Menelaos der Fürst, Agamemnon zugleich,
Zwiefältig mit Thron und dem Stab der Gewalt
Von Kronion geehrt, der Atriden Gespann,
Zu der Hälfte des Kriegs von dem heimischen Land
Fern lösten den Zug
Einst tausend Argeiischer Segel.

Aus der Brust die Begier laut schnaubend des Kampfs,
Wie der Geier Geschlecht, die, betrauernd in Schmerz

Die geraubete Brut, um das felſige Neſt
Hochwirbelnd ſich drehn,
Mit der Fittige Schlag durchrudernd die Luft,
Nun die ſchützende Müh
des verödeten Lagers verlierend.

Doch droben vernimmt bei den Himmliſchen Zeus,
Pan oder Apollon des Vögelgeſchreis
Wehklagegeſtöhn!
Und er ſendet herab der entſiedelten Brut
Spät rächende Strafe den Frevlern.

So ſendete auch die Atreiden dahin
Der das Gaſtrecht ſchützt, der gewaltige Zeus
Alexandros zur Schmach; abmattenden Kampfs
Müh' lang um das männerumbuhlete Weib
Mit zum Boden geſtemmt arbeitendem Knie,
Mit zerſplittertem Speer in der Reihen Beginn
Dem achaiiſchen Volke beſcheidend,

Und den Troern zugleich. Wie nun es iſt, ſo
Iſt's, aber es führt das Geſchick es zum Ziel.
Nicht Weinen verſöhnt, nicht Klagegeſtöhn,
Nicht Jammern den nie auslöſchenden Zorn
Ob des Opfers vermiſſeter Flamme,

Wir aber beraubt nun der Ehre des Zugs,
Weil nieder die Laſt uns des Alters gedrückt,
Einſt blieben daheim
Kindähnlich die Kraft aufſtützend dem Stab.
Denn jüngeres Mark wie es ſtrebend ſich regt
Tief in der Bruſt, iſt
Greisähnlich, und darbt nach der Stärke des Kampfs.
Was dem Alter erliegt, wenn herbſtlich das Laub
Hinwelket, das ſchleicht dreifüßigen Pfad
Nichts beſſer als ſchwach unmündiges Kind
An der Helle des Tages ein Traumbild.

Doch Königin, ſprich!
Klytämneſtra, du Tochter von Tyndaros Stamm,
Welch Schauſpiel hier? was des Neuen erſcholl?
Welch plötzlich Gericht
Hieß Opfer dich ſenden vertrauend umher?
Denn Aller Altar der Beſchirmer der Stadt,
Dort oben und tief,
Der im Kreis des Olymps, und den Schützer des Markts,
Flammt jetzo von Opfergeſchenken.

Von des heiligen Oels ſüßſchmeichelndem Duft
Rein athmend umwallt
Mit der Gabe genährt aus dem Herſcherpalaſt,
Hebt hier ſich und dort zu dem Himmel hinan,
Auftanzend die lodernde Flamme.

Jetzt ſagend von dem, was zu ſagen vergönnt,
Und zu reden erlaubt,
Sei helfender Arzt mir der ängſtlichen Pein,
Die mit Sorge mich oft, und mit Ahnden erfüllt;
Doch ſtrahlt auch hell aus dem Opfergeduft
Oft Hoffen mir auf, abwehrend der Bruſt
Die in Wehmuth nagende Trauer.

Trotz der Gewichtigkeit der Rede und bei der phantaſtiſchen Kühnheit der Wortbildungen, welche ihm ſchon in alter Zeit den Vorwurf des Schwulſtes zugezogen haben, hat Aeſchylus doch eine ſehr einfache und natürliche Ausdrucksweiſe, die, wie alle alten Jonier, höchſt ungeſucht erſcheint und von kalter Künſtelei völlig entfernt bleibt — ein Tadel, der in manchen Partien viel eher den Sophokles trifft. Dieſe eigenthümliche Miſchung des Einfachen und Hochpathetiſchen ſchließt nun für den Ueberſetzer eine beſondere Schwierigkeit ein, da, wie ſich begreift, das Natürliche zugleich klang- und nachdruckslos ausfällt, das Hochtrabende dagegen nur zu ſehr gegen jene Einfachheit verſtößt. Man muß nun geſtehen, daß Humboldt hier ſehr glücklich eine Einheit zu finden gewußt habe, denn ſeine Trimeter ſind nachdrücklich und haben nichts Geſchraubtes, wiewohl ſie freilich noch flüſſiger geworfen

sein könnten. Ueberhaupt läßt sich an Humboldt alles loben bis auf jenen Schwung, welcher nur Eigenthum poetisch productiver Naturen und eines originalen Dichters ist, eine Qualität, auf welche der treffliche Mann, der Freund Schillers, niemals Ansprüche gemacht hat. In den Chören zeigt sich eine bis dahin nicht gekannte Annährung an die Rhythmen des Originals und eine wunderbare Gewandtheit und Stärke in Handhabung der Sprache, wiewohl auch hier der eigentliche Guß fehlt, so daß doch wohl bei Niemanden die Uebersetzung irgend den Eindruck originaler Poesie machen dürfte. Allein wir kommen auch hier wieder an die Grenze des Uebersetzbaren, eben wie bei Pindar. Giebt es doch Kenner des griechischen Alterthums, welche behaupten, in den Aeschyleischen Chorstellen sei nicht immer die Wirkung des bestimmten Wortes erstrebt, sondern vielmehr ein allgemeiner, mehr musikalischer Eindruck, sofern Musik und Tanz im Vordergrunde gestanden hätten.

Das größte Lob der Humboldtschen Arbeit besteht darin, daß sich mit ihr sogleich der Maaßstab gänzlich geändert hatte; es war bewiesen, daß man im Deutschen könne, was für unerreichbar gegolten hatte, und wenn man auf der andern Seite sich zur Nachfolge für Aeschylus aufgefordert sah, so wurden nun auch neue Anforderungen an die Uebersetzung der beiden andern Tragiker gemacht; namentlich wollte Solger nicht mehr genügen. Ich halte dafür, daß Humboldts Agamemnon hauptsächlich von Einfluß gewesen ist auf die Uebersetzung des Sophokles von Thudichum, deren Vorzüge von der Solgerschen in dem bezeichneten Sinne sich schwer werden verkennen lassen, und dann auf die Uebersetzung des ganzen Aeschylus von Heinrich Voß, dem Sohn.

Wenn ich auch nicht der hie und da geäußerten Meinung beistimmen kann, als sei dieser Aeschylus das Beste aus der Vossischen Werkstatt hervorgegangene Stück, denn mit einem solchen Urtheil würden wir Vossens großen Verdiensten um Homer und überhaupt um deutsche Metrik zu nahe treten, so will ich doch gern die Trefflichkeit und Tüchtigkeit der Arbeit anerkennen, die sich Humboldt würdig an die Seite stellt, und vielleicht Stärke und Einfachheit eben so glücklich, wiewohl in anderer Art, vereinigt. Die Sprache hat viel Gewicht und Nachdruck und hält sich frei von den Manieren der

Ueberſetzerwerkſtatt; was etwa davon vorkommt, möchte wohl von der Hand des Altmeiſters herrühren, der nach dem Tode des Verfaſſers ihr die letzte Feile gab. Heinrich Voß arbeitete funfzehn Jahre lang in ſeinen beſten Stunden daran; er war beſtrebt »die harte Eigenthümlichkeit« des Dichters nicht zu verwiſchen und dabei ſeinen Zeitgenoſſen Anſprechendes zu geben. Die Arbeit hat gewiß nicht verdient in dem Maaß von neueren verdrängt zu werden, als der Fall iſt.

Im Jahr 1832 erſchien die Ueberſetzung von Johann Guſtav Droyſen. Der damals ſehr junge Verfaſſer hatte ſie mit allem Feuer der Jugend ausgeſtattet, ein anziehender Hauch der Friſche belebte die Oberfläche, ſehr im Abſtich gegen die Mühſeligkeit und Froſtigkeit anderer Ueberſetzungen. Es zeigte ſich Fluß, Pathos und ein Anflug poetiſchen Schwunges. Dies ſind die ſogleich entgegentretenden Vorzüge, die aber auch bei genauerer Betrachtung wieder gewiſſe Untugenden mit ſich führen. Wenn Droyſen in den Chören die Pracht und den Pomp des Aeſchylus oft recht glücklich nachbildet, ſo iſt dagegen der Trimeter meiſtens zu leichtfüßig, ſchon an ſich und vollends für Aeſchylus, er entbehrt des Gewichts und der Würde; wenigſtens würde man ihm die letzteren Eigenſchaften gleichmäßiger wünſchen. Nicht ſelten fällt der poetiſche Ueberſetzer auch ſtark ins Moderne (z. B. die Ausdrücke: Fanal, Admiral) und hie und da begegnen Wunderlichkeiten, die aller Erklärung entbehren, ſo überſetzt Droyſen z. B. zu Anfang des Agamemnon (V. 23.) εὐαγγέλου φανέντος mit: Evangelium!*) Alles dies zuſammengefaßt ſcheint die ſolide Arbeit von H. Voß keineswegs übertroffen, und Aeſchylus hier viel von der ſubjectiven Farbe ſeines Ueberſetzers angenommen zu haben.

Karl Ottfried Müller.

Wenn ein ſo ausgezeichneter Gelehrter, ein ſo tiefer und geſchmackvoller Kenner des Alterthums wie Ottfried Müller ſich an das Werk des Ueberſetzens begiebt, ſo dürfen unſere Erwartungen

*) In der neuen Ausgabe verändert.

gespannt sein; und in der That, die Leistung ist auf poetischem Felde eben so groß und überraschend, wie wir sie auf dem Felde bildender Kunst in seiner Archäologie kennen. Auf Seiten der sondernden Kritik kann Müller übertroffen werden, aber in poetischer Auffassung und in glücklicher Nachbildung steht schwerlich einer seiner philologischen Genossen ihm voran und selbst Wilhelm von Humboldt ist überflügelt.

Wir besitzen von Müller: Die Eumeniden des Aeschylos, griechisch und deutsch, 1833; dem griechischen Text ist die metrische Uebersetzung gegenübergestellt, und diese ist in der inhaltreichen Schrift nicht der schwächste, wahrscheinlich aber der stärkste Theil. Genaues Verständniß, ungleich genaueres, als bei seinen Vorgängern anzutreffen ist, ja ein tiefes Eindringen in den wahren innersten Sinn des merkwürdigen Stückes zeichnen die Arbeit aus und von hier aus hat denn auch auf das Einzelne ein ganz anderes Licht fallen und die Gesammtstimmung sich abmessen können. Müllers Worte über diesen wichtigen Punkt sind so wohlerwogen und treffend, daß sie in unserm Zusammenhange hier wohl eine Stelle finden müssen. Er sagt in dem Vorwort: „Der Theil des vorliegenden Werkes, welcher dem Uebrigen seine Entstehung gegeben hat, ist die Uebersetzung, zu welcher den Verfasser das Verlangen trieb, der Schönheit und Eigenthümlichkeit des Originals durch Nachbildung auf eine selbstthätige Weise inne zu werden. Jede Uebersetzung, besonders aber die Nachbildung von poetischen Kunstwerken in anderer Sprache, ist eine nie völlig zu lösende Aufgabe, bei welcher der Uebersetzer, im Streite mit hundert Pflichten, nichts erreichen kann, ohne Anderes aufzugeben. Was hilft es hier, den durch Worte ausgedrückten Begriffen entsprechende gegenüber zu stellen, obgleich schon dies um so schwerer wird, je mehr die Begriffe auf eigenthümlichen Anschauungen beruhen, wenn nicht zugleich die Empfindungen, die sich bei verschiedenen Völkern nicht immer auf gleiche Weise mit den Begriffen verbinden, auf eine verwandte Weise angeschlagen werden? Der, welcher dabei die Momente, welche dem Dichter selbst die wichtigsten waren, herausfühlt und allen anderen überordnet, wird sich ohne Zweifel dem Vollkommenen am meisten nähern. Er kann dies aber auf keinen Fall, ohne das Ganze, die Hauptideen, den Zusammenhang des Kunstwerks aufgefaßt zu haben; wer nur das Einzelne erwägt, muß nothwendig in der Hauptsache, in

dem, was dem Dichter selbst vor allem am Herzen lag, sehr oft fehlen. Ein strenger, nach äußeren Regeln bestimmter Gesetzesdienst, in welcher die Vossische Schule leider immer mehr verfallen ist, opfert dem Zufälligen das Wesentliche; auch hier giebt nur Liebe, Begeisterung eine Freiheit in der Treue, ohne welche das Uebersetzen eine Knechtsarbeit ist.«

Schon in dem Aufstellen eines solchen Zieles giebt der Verfasser ein Stück von der Selbstkritik, die sehr zu seinem Vortheil ausfallen muß, und wir können dieselbe nur bestätigen und ergänzen, wenn wir hinzufügen, daß gerade für die Eumeniden des Aeschylus diese Aufgabe im höchsten Grade galt, und daß der Uebersetzer sie auf das Glücklichste gelöst, der, weil er seinen Blick auf das Ganze und auf den Geist richtete, darum das Einzelne, »den Gesetzesdienst« und das Handwerk doch in keinem Punkt versäumt hat. Wir sehen Müller sich mit einer Gewandtheit in Sprache und Vers bewegen, welche der Meisterschaft nahe kommt und die um so mehr Eindruck macht, als uns fehlt, wie sie erworben ist. Müller hat ebensowohl die Einfachheit als den Pomp des Aeschylus wiedergegeben, ebensowohl den religiösen Hauch, als das dialektische Element und alles dies in trefflichen Einklang gebracht. Wir müssen seine Behandlung des Trimeters in hohem Grade loben, denn er ist fließend und nachdrucksvoll und besitzt Spondeen in richtigem Maaß, aber bis zur Verwunderung erfüllt uns an mehr als Einer Stelle seine Uebertragung der Chormaaße. Leider nur hängt in diesem Stücke alles zu sehr aneinander, als daß sich durch ausgehobene Proben eine Anschauung von dem Verdienst der Uebersetzung und ihrem nahen Anschluß an das Wort, so wie von ihrem Eingehen in den Geist des Aeschylus geben ließe.

An einzelnen Stücken des Euripides hatte man sich häufig versucht; die erste vollständige Uebersetzung, die von Bothe, 1832—38, stellte aber alle frühern völlig in Schatten und giebt den Charakter des Dichters wieder, denn bei guter Treue ist sie flüssig und belebt und hat oft glücklichen Ausdruck für die Sprache der Leidenschaft. Als besonders gelungen möchte ich die Bacchantinnen bezeichnen,

nach meinem Urtheil ohnedies das vorzüglichste Stück des Dichters. In der metrischen Behandlung des Trimeters hat Bothe zwar das Gesetz beobachtet, den Spondeus nur an den ungeraden Versfüßen zuzulassen und, was sehr zu loben ist, ihn hier sogar zu suchen, dagegen hat er häufig als Länge im reinen Jambus Silben gebraucht, welche nur zufolge der Hebung in unserem gereimten Jambus würden stehen können. Es kann, was wir einem besondern Ort noch vorbehalten, hierüber gerechtet werden; die Erfahrung zeigt freilich, daß um diesen Preis Natürlichkeit der Sprache und sogar Flüssigkeit des Verses um vieles leichter und besser zu erreichen ist; wenigstens kann sich hierin keine der früher genannten Sophokles-Uebersetzungen mit dem Bothe'schen Euripides vergleichen. Es möge übrigens schon hier die Bemerkung eine Stelle finden, daß man im Deutschen nicht ein für allemal für die Nachbildung antiker Maaße allgemeine und gleichmäßige Grundsätze aufzustellen habe, sondern daß die speciellen Aufgaben auch in jenen metrischen und prosodischen Grundsätzen noch Modificationen gestatten und erfordern, sofern jedesmal andere Dinge zu erstreben und zu meiden sind. Euripides verlangt mehr freien Wurf, mehr Annäherung an die gewöhnliche Rede als Aeschylus, Sophokles dagegen verlangt mehr Kothurn, während er schon ein größeres Maaß von Künstlichkeit und selbst Sprödigkeit verträgt.

Und doch ist es vielleicht gerade die eben besprochene Uebersetzung des Euripides gewesen, welche das Bedürfniß eines noch mehr lesbaren Sophokles erregte, als den vorhandenen Uebersetzungen zugestanden werden kann. Der rein ästhetische Standpunkt machte sich wieder geltend, man wollte den Dichter als solchen genießen, sei es auch um den Preis des Opfers mancher mehr äußerlichen Eigenthümlichkeit. Nicht ohne einige Erbitterung wurde bemerkt, das Geschäft praktischer Uebersetzung müsse philologischen Händen ganz entrissen werden und vorzüglich stark wurden die Mängel der Solger'schen Verdeutschung empfunden. Man dachte zugleich an Uebertragung auf unsere Bühne und an Ueberarbeitung für dieselbe — die Chöre sollten entfernt oder wenigstens nach den Bedingungen des neuern Theaters umgeformt werden. Den Trimeter glaubte man nicht sowohl entbehren zu können, als vielmehr entbehren zu müssen. Uebersetzungen dieser Art gehören nun freilich nicht in diejenige Kategorie, von denen hier gehandelt

wird, und noch weniger bedarf es eines Urtheils über dieſelben; wir erwähnen ihrer hier nur als Uebergang und benutzen die Gelegenheit dem Namen eines trefflichen Mannes, Carl Wünſch, unſere Achtung zu bezeugen. Wünſch überſetzte in den Jahren 1829 — 34 zuerſt den Philoklet, dann Elektra und Antigone, die letzteren ungedruckt, und es läßt ſich das Verdienſt dieſer Arbeiten, wiewohl ein ganz anderer Maaßſtab anzulegen iſt, nicht in Abrede ſtellen. Mit dem Maaß des Originals iſt zugleich die ſtrenge Wörtlichkeit aufgegeben, dagegen iſt eine große Kraft aufgewendet worden, um dem Gehalt an Gedanken und Empfindung ſeinen reinſten, vollſten und rundeſten Ausdruck zu geben, in dem Sinne, wie ein neuerer Dichter, etwa Goethe, Gleiches geſagt haben würde — gewiß eine treffliche Vorarbeit für einen getreuen Ueberſetzer, die aber ſchwerlich in dieſer Art benutzt worden iſt.

In gleicher Weiſe giebt es freiere Ueberſetzungen Sophokleiſcher Stücke, welche mehr oder weniger ſchon in Bearbeitung übergehen, von Arnold Ruge, von Oswald Marbach und vielen Andern.

J. J. C. Donner.

Hier nun reiht ſich eine Ueberſetzung des ganzen Sophokles an, die als Epoche machend bezeichnet werden darf. Sie iſt vom Jahr 1839 und gehört dem durch ſeine treffliche Uebertragung der Luſiaden des Camoens damals ſchon hinreichend bekannten Donner. Nicht unbezeichnend für den neuen Standpunkt mag es ſein, daß wir hier einem Mann begegnen, welcher ſeine Schule in der Ueberſetzung moderner Poeſie gemacht hatte und erſt ſpäter ſich der Antike zuwendete, denn um ſo mehr mußte ihm die traditionelle Ueberſetzerſprache fremd ſein und er vielmehr nach einem allgemein gültigen deutſchen Ausdruck hinſtreben. In der That hat Donner den Deutſchen zuerſt einen Sophokles gegeben, in welcher ſich die dichteriſche Compoſition überblicken und genießen läßt, ohne in jeder Zeile geſtört und an gelehrte Arbeit erinnert zu werden. Eben ſo wenig aber iſt hier Modernisirung und die Treue geht ſo weit, als dem Urheber das Verſtändniß offen ſtand. Das Steife und Trockene iſt verſchwunden und die Sprache des Gefühls kann neben der oft ſo ſcharfgefugten, epigrammatiſch

schlagenden des Gedankens sich geltend machen. Auch für die Unterscheidung einzelner Charaktere, z. B. dem des starkgezeichneten Wächters in der Antigone, hat der Uebersetzer Farben zu finden gewußt. Der Ton ist oft sehr glücklich, der Kothurn nur wenig herabgestimmt und das Pathos sowohl als das Ethos im Allgemeinen recht wohl erhalten. Weniger löblich als der Dialog möchten die Chöre sein, hier läßt sich mit mehr Treue vielleicht mehr Rundung und lyrischer Schwung, namentlich auch mehr Schönheit der Rede und des Sprachfalles erreichen. Daß übrigens eine so große Arbeit nicht ohne ihre Mängel und selbst Versehen ist, bedarf wohl keiner Erinnerung, namentlich ist die Auslegung nicht immer die genügende, dem neuesten Stande der Alterthumswissenschaft entsprechende gewesen; doch hat der Verfasser bei der neuen Ausgabe sich mancherlei Winke redlich und dankbar zu nutz gemacht.

Ich mag nicht leugnen, daß ich im Ganzen genommen den Trimeter noch spondeenreicher wünschte, weil er dadurch erst für unser Ohr den eigenen Charakter bekommt und sich hinlänglich von dem fünffilbigen Jambus unterscheidet. Bleiben die Spondeen zu lange aus, so erklingt er dem Ohr nur wie ein zerdehnter Blankvers, dem aller Nachdruck abgeht. In diesem Punkt scheinen mir Bothe und Thudichum glücklicher zu sein, doch handelt es sich hier um feine Grenzen. Demnächst bleibt noch mehr Ganzheit des Verses zu wünschen, d. h. das willkührliche Ueberziehen der Worte und Wendungen in den nächsten Vers und das Schließen des Verses mit einsilbigen Worten, die ihrer Natur nach dem folgenden angehören, ist nur ein nothdürftiges Abkommen, das zu antiker Strenge und Gemessenheit nicht wohl stimmen will.

Vielleicht sind es eben die Vorzüge der Donnerschen Uebersetzung gewesen, welche zu Berlin auf den Wunsch eines kunstsinnigen Monarchen die Aufführung eines Sophokleischen Stückes in unveränderter Gestalt mit Musik und Chor als möglich erscheinen ließen. Im Herbst des Jahres 1841 wurde im Neuen Palais bei Potsdam vor einer eingeladenen Gesellschaft der Versuch mit der Aufführung der Antigone, ausgestattet mit der Musik von Mendelssohn, gemacht, und der heiterste Himmel schien die Fahrt nach Athen begünstigen zu wollen. Man ging zu dieser seltenen Schau mit sehr getheilten, im Allgemeinen mit nicht hohen Erwartungen. Schon das Aeußere der Scene, obwohl nur

in ſehr verjüngtem Maaßſtabe und erheblicher Abweichung, eine Nachbildung der alten, gab ſogleich zu erkennen, daß man hier die gewöhnlichen Anforderungen aus dem Spiel laſſen müſſe: um ſo größer war der Eindruck, den die ewige Friſche des Kunſtwerkes auf alle Anweſenden machte, und gerade auf die mit dem Alterthum am wenigſten Bekannten in nur noch höherm Grade. Seitdem wurde das Stück auf die große Berliner Bühne übertragen und iſt hier Jahre hindurch, wie das beſte Modeſtück, ein ziehendes geweſen, das immer vor ganz vollem Hauſe geſpielt wurde. Nicht minder war die Einwirkung auf die gelehrte Welt eine entſchiedene und große. Zahlreiche Schriften über die Einrichtung der alten Bühne erſchienen und, wie wir ſagen können, es iſt der Kreis des damals Angeregten und Veranlaßten auch jetzt noch nicht geſchloſſen. Insbeſondere aber erhielt hier die deutſche Ueberſetzerkunſt einen neuen und mächtigen Anſtoß. So ſehr man Donners Vorzug vor ſeinen Vordermännern ſogleich anerkennen mußte, ſo ſuchte man nun auch ihn zu überbieten, ſowohl in der Antigone als auch in anderen Stücken. Die Zahl des damals Erſchienenen iſt ſo groß, daß leicht etwas überſehen werden kann, doch machen wir hier auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch. Auch die Reihenfolge iſt jetzt ſchon ſchwierig zu beſtimmen, da ſie ſich nicht nach Jahren, ſondern nach Monaten datirt.

Eine neue Ueberſetzung von Schelling dem Sohn enthält viel Rühmliches, ſie giebt ein gutes Deutſch und einen vollen und runden Klang; die von Griepenkerl dagegen will uns nur als eine Modification von Donner erſcheinen, wobei die Neuerung zwar öfters gefälliger und unſerem Ohr zuſagender erſcheint, allein in demſelben Maaß auch abweichender vom Original, und zuweilen ganz willkührlich.

Auguſt Boeckh.

Einen verwandten und doch wieder ganz entgegengeſetzten Standpunkt nimmt die Ueberſetzung der Antigone von Boeckh ein, denn ſie iſt zugeſtandener Maaßen aus einer Ueberarbeitung von Donner erwachſen, aber eben in dem Sinne einer größeren Annäherung an den griechiſchen Text. Der Verfaſſer muß durch ſeine vieljährige Interpretation des

Stückes daſſelbe bis in's Atom kennen, und er überblickt ſicherlich die darauf bezügliche Litteratur wie kein anderer. Zufolge dieſer Kenntniß war ihm Einiges in Donners Ueberſetzung beſonders anſtößig und er ging davon aus, nur ſolche offenbare Mißſtände abzuſtellen; allein, einmal die Feder in der Hand, ſchritt die Verbeſſerung immer weiter, erſtreckte ſich bald über alle Theile und drang ſoweit ein, daß kaum ein Vers unberührt blieb. Es kam jetzt darauf an, ob der urſprüngliche Ueberſetzer die Publikation mit dieſen Aenderungen geſtatten werde; ſeine Einwilligung wurde nachgeſucht und erfolgte. Und doch machte Boeckh davon keinen Gebrauch; ſeine Arbeit, wie es wohl bei Reſtaurationen zu geſchehen pflegt, verbreitete ſich immer mehr über die ganze Oberfläche, ſo daß nunmehr eine neue und eigene Ueberſetzung vorhanden war. Aber wenn auch neu und eigen im letzten Ergebniß, ſo konnte ſie doch die Art ihrer Entſtehung nicht verleugnen; ihr Charakter, ihr Werth blieb davon abhängig. Man kann an Boeckhs deutſcher Antigone vieles loben, ſie hat manchen Vorzug vor der Donnerſchen, nicht bloß im genaueren Verſtändniß, ſondern auch in mancher glücklichen Wendung; allein es fehlt ihr an Guß und Ton, an Einheit und Wirkung, man ſieht und fühlt es ihr an, daß ſie auf kritiſchem Wege entſtanden, nicht aus dem Vollen und Ganzen gearbeitet iſt, ſo daß ſelbſt der zu Grunde liegende Text mit ſeinen Fehlern und Mängeln immer noch mehr leiſtet. Will man erklären und erläutern, ſo iſt eine metriſche Ueberſetzung nicht die geeignete Form; ſobald man aber einmal metriſch überſetzt, ſind auch die Forderungen, die an ein poetiſches Kunſtwerk gemacht werden dürfen und müſſen, nicht mehr fernzuhalten: wir verlangen hier eine Oberfläche von lebendiger Schönheit, eine künſtleriſche Handhabung der Sprache, beides aber, wie ich mir nicht anders vorſtellen kann, nur einer dichteriſchen Kraft erreichbar.

Gleichwohl iſt auch Boeckhs Ueberſetzung der Antigone in doppelter Rückſicht epochemachend. Einmal hat ſie den Gelehrten veranlaßt, genauer als es in einem Commentar geſchehen ſein würde, ſich über alles Einzelne auszuſprechen, wodurch der Erklärung des Sophokles und der Tragiker überhaupt kein geringer Dienſt geleiſtet iſt, der nun auch andern Ueberſetzern zu Statten kommen kann; dann aber hat Boeckh nach Einer Seite hin ein Maximum zu erreichen geſucht,

nämlich in der möglichsten Treue, in dem nächsten Anschluß an die Originalworte, wie dieselbe nur irgend die Verschiedenheit der Sprache zuließ. Nicht als ob der gelehrte Uebersetzer die Forderung, sich im Deutschen würdevoll und poetisch auszudrücken gänzlich ferngehalten oder verkannt hätte, allein er gab ihr nur eine secundäre Stelle und wo irgend Wörtlichkeit der Uebersetzung zu gewinnen war, da gab er dieser den Vorzug, und ließ, so scheint es, jene Forderung erst eintreten, wo auf diese durchaus verzichtet werden mußte. Allein es ist bekannt, daß für den Uebersetzer die Wörtlichkeit auch gefahrvoll werden kann, weil in jeder Sprache dieselben Worte eine andere Geltung, einen andern Ton haben, so daß, was in der einen einfach und erhaben ist, sehr wohl in der andern gewöhnlich und platt sein kann. Offenbar pathetisch ist Vers 180 (184) bei Sophokles, wenn Kreon spricht:

ἐγὼ γάρ, ἴστω Ζεὺς ὁ πανθ' ὁρῶν ἀεί —

Was man schwerlich empfinden wird, wenn Boeckh übersetzt:

Denn ich, das wisse Zeus, der Alles immer sieht.

Donner giebt:

Denn ich — vernehm' es Zeus, der stets allsehende —

dem Wort nach allerdings abweichender, allein mit richtigem Gefühl, um den Ton zu erhalten, und das ist doch wohl die wahre Treue.

Boeckh hat sich bemüht, sogar Gräcismen nachzubilden, recht anerkennenswerth auf einem andern Standpunkt, doch wieder nicht ohne Gefahr für den Eindruck des Ganzen und das Wesen einer poetischen Uebersetzung. Er giebt Vers 558 die Chorworte:

Wofern uns Alter nicht den Sinn befangen hält,
Sprichst du verständig, dünkt es uns, wovon du sprichst.

Dies ist mehr, als Voß je gewagt hat und mehr im Sinn dessen was Schleiermacher im Platon erstrebte. Offenbar deutscher ist Donner:

Uns, Herr, wofern uns Alter nicht den Sinn berückt,
Dünkt jedes deiner Worte klug und wohl gesagt.

Hier ist aber auch das Ganze treuer und der Construction des Originals ungleich näher: ἡμῖν μὲν, εἰ μὴ τῷ χρόνῳ κεκλέμμεθα — und gewiß hat Donner mehr Kothurn.

In der lyrischen Klage der Antigone übersetzt Boeckh:

— Höh'n: gleich Epheu's strammem Gewächs
Fest umschloß sie sprossender Fels. —

Wo das Fehlen des Artikels bei Epheu befremdet, und stramm wohl eine allzu wörtliche Uebersetzung von ἀτενὴς ist, mehr im Sinn der Erklärung als eines poetischen Ausdrucks. Donner hat:

Gleich des Epheu's schlingendem Grün,
Rankt um sie der sprossende Fels —

im Wesentlichen deutscher, wiewohl Grün hier nicht richtig gewählt ist, denn es mischt hier ein Fremdes ein, das die Vorstellung nur zerstreut.

Es könnte so ein genaues Eingehen vielleicht noch manches Lehrreiche ergeben, allein es widerstrebt uns mit dem verdienten Mann um solche Einzelheiten zu rechten. Angemessener scheint, die Art seiner Uebersetzung mehr im Ganzen zu zeigen. Wir heben gleich die Anfangsworte hervor, wo ja ohnedies Boeckh (in der Erklärung des ἄτης ἄτερ) eine Eigenthümlichkeit hat — der ich freilich nicht beistimme.

Prolog. Antigone. Ismene.

Antigone.

O treu verbundnes Schwesterhaupt, Ismene, sprich,
Weißt du, daß Zeus der Leiden uns von Oedipus
Keins unvollendet schon bei unserm Leben läßt?
Denn nichts ist schmerzlich, nichts — des unheilvollen Gräul's
Nicht zu gedenken — nichts entehrend, schimpflich nichts,
Was ich in deiner Noth und meiner nicht gesehn,
Und welchen Ausspruch, sagt man, hat nun eben erst
Der Herrscher allem Volke wieder kund gethan?
Weißt du davon? vernahmst du's? oder blieb dir fremd
Daß unsern Freunden von den Feinden Uebel nahn.

Ismene.

Mir wurde keine Kunde mehr, Antigone,
Von unsern Freunden, frohe nicht noch traurige,

Seitdem die beiden Brüder uns entriſſen ſind,
An Einem Tag gefallen durch zwiefachen Mord,
Und da entſchwunden nun auch der Argeier Heer
In dieſer Nacht, iſt mir ein weitres nicht bewußt,
Nicht daß des Glückes mehr mir oder Leides ward.

Antigone.

Wohl wußt' ich's, und ich holte vor des Hauſes Thür
Deshalb heraus dich, daß allein du mich vernähmſt.

Ismene.

Was iſt es, ſicher wogt in dir ein ſchweres Wort.

Antigone.

Ehrt nicht der Bruder jenen mit des Grabes Gunſt
Uns Kreon, und verweigert dieſem ſchmählich ſie?
Eteokles barg er, wie ſie ſagen, rechtem Recht,
Geſetz und Brauche folgend in der Erde Schooß,
Daß er geehret unten bei den Todten ſei;
Doch des Polyneikes elend hingeſtreckten Leib,
Hat er verkündet, ſagt man, ſolle nimmer wer
Mit Grabeshülle decken, noch wehklagen ihn,
Nein, unbeweint ihn laſſen, ohne Grab, ein Mahl
Den Vögeln, welche lauern ob des ſüßen Raubs.
Solch einen Ausruf, ſagen ſie, ließ Kreon dir
Und mir, denn mir auch mein' ich wohl, verkündigen,
Und komme hieher, denen dies noch unbekannt,
Es deutlich anzuſagen; und es gelte nicht
Für nichts die Sach' ihm, ſondern wer deß Eines thut,
Tod treffe dieſen in der Stadt durch Steinigung.
So ſteht dir dieſes; zeigen wirſt alsbald du nun,
Ob edel du entſproſſen, ob von Guten ſchlecht.

Die letzte Rede lautet nach Donner: in deſſen erſter Ausgabe (die zweite hab' ich nicht zur Hand):

Hat Kreon nicht des Grabes Ehre dem gegönnt
Von unſern Brüdern, jenem ſie ſchmachvoll verſagt?

Eteokles barg er (ſagen ſie) dem frommen Brauch
Gerechter Ordnung huldigend, im Erdeſchooß,
Damit er bei den Todten dort in Ehren ſei;
Doch Polyneikes jammervoll entſeelten Leib,
Sagt man, verbot er allem Volk durch lauten Ruf,
Im Grab zu bergen, oder ihn zu klagen, nein,
Daliegen ſoll er, unbeweint, grablos, ein Mahl
Den Vögeln, die der ſüße Raub herunterlockt.
Der edle Kreon habe das, ſo heißt es, dir
Und mir, ja mir auch, ſag' ich, laut verkündiget;
Er komme hieher, um den noch Unkundigen
Es deutlich anzuſagen, und er achte nicht
Für nichts die Sache: ſondern wer deß Eines thut,
Dem droht auf offnem Platze Tod durch Steinigung.
Alſo verhält ſich dieſes: Zeige du ſofort
Ob edel, oder unedel du von Guten ſtammſt.

Der Vergleich zeigt mit der Abhängigkeit Boeckhs von Donner daß, wenn jener dem Original genauer folgte, er dennoch Weſentliches verlor, nämlich den erhabenen Gang der Rede und den Ton der Leidenſchaft und innerſten Indignation, welcher hier eben das Leben und die Seele ausmacht.

Das erſte Staſimon wird von Boeckh ſo gegeben:

Chor.

Vieles Gewalt'ge lebt, und nichts
iſt gewaltiger als der Menſch.
Er durchſchneidet in Südes Sturm
auch die dunkele Flut des Meers,
hinſchwebend zwiſchen den Wogen
auf ringsumbrauſter Bahn.
Er müdet ab der Götter höchſte,
Erde die ewige nimmer ermattende,
Während die Pflüge ſich wenden von Jahr zu Jahr, ſie
furchend mit den Roſſen.

Flüchtig gesinnter Vögel Schwarm
fängt er schlau sie umgarnend ein,
und wildschweifende Thier' im Wald,
und die wimmelnde Brut des Meers
mit netzgeflochtenen Schleifen,
der witzbegabte Mann.
Mit List bezwingt er auch das freie
Höhenerklimmende Thier, und dem mähnigen
Nacken des Rosses umschirrt er das Joch und den unaufreiblich
starken Bergstier.

Die Rede, den luftigen Flug des Denkens ersann er, erfand
Staatlenkende Sitte, des Regenstromes
Der rauhen Nacht Pfeilgeschoß,
Den scharfen Frost wehrt er ab.
Rathlos erfüllt ist rathlos nie er für die Zukunft;
Dem Tod allein weiß er nimmer zu entfliehn,
Doch gegen schwerer Seuchen Noth fand er Heilung.

Mit listiger Künste Geschick wohl über Verhoffen begabt
geht jetzo zum Bösen er, jetzt zum Guten;
Des Landes Gesetz kehrt er um,
Der Götter schwurheilig Recht.
Auf des Staates Höh' ist staatlos, wem das Edle fern wohnt;
Tollkühnes Sinns, mög' er nicht zu meinem Heerd
gelangen, noch in meinen Rath, solch ein Frevler!

Es ist noch auf die metrischen und prosodischen Grundsätze zu achten, welche der gelehrte Uebersetzer befolgt. Im Allgemeinen huldigt er der gelinderen Praxis Donners, von dessen Bearbeitung er ausging, d. h. er steift sich nicht auf strenge Messung nach Länge und Kürze der Silben, sondern nimmt auch wohl mit der bloßen Hebung verlieb. Die Präpositionen, selbst die ton- und klangloseren, wie „in" und das „zu" des Infinitivs kann ihm als Länge gelten. Wir tadeln es nicht, freuen uns vielmehr eine solche Autorität zu gewinnen. In der metrischen Behandlung sucht Boeckh, wiewohl selten, nach Wolfs und Humboldts Vorgang den Dactylus als Auflösung des Jambus anzu-

wenden. Dies widerſtrebt nun zwar nach unſerer Anſicht den Principien der Sprache, für welche der Accent entſcheidet, weil daneben ſich kein Versictus geltend machen kann; doch hat Boeckh auch hievon nur einen verſtohlenen Gebrauch gemacht:

Doch des Polyneikes — (V. 26.)
Ewige Behauſung — (V. 856.)

Hiemit iſt die Reihe der Ueberſetzer der griechiſchen Tragödie nicht geſchloſſen; die Zahl derer, welche Bildung in griechiſcher Litteratur erhalten haben, iſt groß und wo die Meiſter die Wege zeigen, da iſt es billig, daß die Schüler ſich rühren. Manches iſt in gleichem Sinn von jüngeren Kräften geſchaffen worden, manches Handwerks-, und ſogar Fabrikmäßige freilich noch mit untergelaufen, beſonders ſeit der Buchhandel ſeine großen Ueberſetzerwerkſtätten etablirt hat und die lernende Jugend wohl gar in der Ueberſetzung ſucht, was richtiger im Lexikon zu finden wäre. Wir nennen noch Minkwitz mit einer fleißigen Arbeit, welche die Platenſchen Grundſätze zur Geltung bringen will — von ihr noch weiter unten; ferner Schöll, Hartung — u. A.

Des Auſonius Moſella,

überſetzt von Troß und von Böcking.

Wir kehren zurück auf Römiſches.

Ein Gedicht geringen Umfangs empfiehlt ſich unſerer beſonderen Aufmerkſamkeit, und zwar eins aus der allerſpäteſten Römerzeit, man möchte ſagen von dem letzten römiſchen Dichter; und doch iſt unter den Ueberſetzern viel geworben worden und vielleicht die Palme noch für einen künftigen zu gewinnen. Es hat aber auch mit dieſem Gedicht eine ganz beſondere Bewandtniß und es ſchließt eigenthümliche Schwierigkeiten ein. Des Auſonius Moſella beſchreibt mit einer Ausführlichkeit, wie ſie keinem alten Dichter eigen iſt, einen unſerer deutſchen Ströme, giebt alſo dem Ueberſetzer einen heimiſchen Inhalt. Ja man kann ſagen, daß auch der Ton und die Auffaſſung ſich dem Deutſchen ſelbſt auf eine äußerſt merkwürdige Weiſe annähere, ſo wie ſie ſich von dem Antiken entfernt. Wir finden hier eine Genremalerei, welche uns ganz nahe an Ewald von Kleiſt erinnert und wir finden eine Auffaſſung der Natur, ihrer Wunder und Geheimniſſe, wie ſie nur aus germaniſchem Gemüth kommen zu können ſcheint. Auſonius war von römiſchen Eltern in Gallien zu Burdigala, dem heutigen Bourdeaux, geboren, im erſten Jahrzehend des vierten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, unter dem Kaiſer Valentinian, bei dem er in großen Ehren ſtand und hohe Aemter bekleidete, darunter das Conſulat und die Präfectur von Africa. Er war wahrſcheinlich Chriſt. Seine übrigen auf uns gekommenen Werke beſitzen mehr ein hiſtoriſches als poetiſches Intereſſe und ſind keine Aufgabe für den deutſchen Ueberſetzer geweſen; deſto mehr die Moſella. Schwerlich durfte ſich aber jemand der Arbeit unterziehen, der nicht die geſchilderten Gegenden genau und aus eigener Anſchauung kannte, woher denn erklärlich, daß außer dem vaterländiſchen Intereſſe, vorzugsweiſe in dieſen Gegenden Geborene dazu berufen waren. Allein das Gedicht

bietet auch für die Erklärung, und überdies für Berichtigung des Textes, ein weites Feld dar; fremde Namen von großer Wichtigkeit für Geschichte und Geographie wollen festgestellt und auf die gegenwärtigen bezogen sein, endlich erhält noch der Naturforscher eine ganz besondere Aufgabe in der Beschreibung einer reichen Zahl von Fischen, welche den schönen Strom bevölkern.

Im Jahr 1802 versuchte F. Lassaulx „Ausonius Gedicht von der Mosel", mit gegenübergedrucktem Text zu verdeutschen; in mehrerer Rücksicht eine ungenügende Arbeit, reichlich ausgestattet mit Uebersetzungsfehlern aller Art, ohne Feinheit und Charakter. Schon um vieles besser ist die von Stock im Jahr 1818 unternommene, allein dem Verfasser fehlt doch der eigentliche Uebersetzerberuf und wenn sich auch ein Bemühen zeigt, tiefer in den Inhalt einzugehen, so bleibt das Ziel noch weit entfernt; es mußte zunächst mehr für Text und Erklärung geschehen. Das geschieht denn durch Ludwig Troß 1824: „Des D. M. Ausonius Mosella mit verbessertem Texte, metrischer Uebersetzung, erklärenden Anmerkungen, einem kritischen Commentar und historisch-geographischen Abhandlungen." Des Verfassers Verdienst in dem kritischen und gelehrten Theil der Arbeit läßt sich nicht in Abrede stellen und hat wohl seine Anerkennung gefunden; desto härter aber ist neuerdings seine Uebersetzung beurtheilt worden, vielleicht weil man sie nicht hinreichend kannte. Ich kann sie nicht für so durchaus verfehlt halten, wenn auch ihre Mängel auf der Hand liegen, so daß das geringste Fassungsvermögen sie zu greifen vermag. In metrischer und besonders auch in prosodischer Rücksicht hat der Uebersetzer Principien befolgt, welche mit der Jahreszahl allzusehr im Widerspruch stehen und außerdem auch wohl zu oft aus der Noth eine Tugend gemacht. Zur Zeit, wo die Vossischen Grundsätze allgemein durchgedrungen waren, namentlich für die Uebersetzung, bildet Troß Hexameter, als ob er nie einen Vers von Voß und seinen zahlreichen Nachfolgern gesehen hätte, ganz ohne die Vossische Schulzucht, aber auch ebenso ohne die Vossische Manier, und nicht selten mit einer ganz eigenthümlichen Unbeholfenheit, für welche man die Beispiele in dem Buch sich selbst aufsuchen möge. Alsdann wird man aber vielleicht auch finden, daß die Uebersetzung neben solchen Mängeln auf der Oberfläche doch auch im Innern Verdienste hat, nicht bloß in Auf-

fassung und Verständniß, sondern auch in feinerem poetischem Gefühl, so daß mit einiger Nachhülfe sich aus dieser Uebersetzung nicht allzu schwer etwas recht Gutes würde gestalten lassen. Leider hat Troß zu seinen prosodischen Anachronismen nur auch noch die fatalste Art von Hiatus, und zwar sehr reichlich, was denn selbst das Gelungenste unserm empfindlicherem Ohr anstößig macht.

Eine kurze Stelle wird die Uebersetzung in ihren Fehlern und Tugenden hinlänglich bezeichnen V. 48:

Geh' und bedecke die ebene Flur mit phrygischen Platten,
Dehn' ein marmornes Feld durch getäfelte Säle; verachtend
Was der Reichthum nur gab und Schätze, bewund're ich einzig,
Heil'ge Natur, dein Werk; nicht wo die Pracht des Nepoten
Glänzt, und, bei eignem Verlust noch froh, die Armuth drauf los schwelgt,
Hier deckt kiesigter Sand das wellenbespülte Gestad', und
Nimmer bleibt, wo den Fuß du gesetzt, die mindeste Spur da.
Auf den Boden des Stroms siehst du durch gläserne Tiefe;
Nichts hat Verborgenes der Fluß, und wie der heitere Aether
Offen dem Auge zur Schau da liegt, und schmeichelnde Lüftchen
Nicht verwehren dem Blick in endlose Räume zu schweifen,
Also schaut man auch hier, wenn unermüdet das Auge
Forscht, was die Tiefe bedeckt; es erschließt sich der Tiefe Geheimniß,
Strömt er ruhig dahin, und der Lauf der gläsernen Welle
Die Gestalten zeigt, die im bläulichen Lichte zerstreut sind:
Wenn sich kräuselt der Sand, der von leiser Welle gefurcht wird,
Und gebogenes Gras in grünlicher Tiefe erzittert. —

Eduard Böckings nur vier Jahre später erschienene Verdeutschung (Des Dec. Magnus Ausonius Mosella, lateinisch und deutsch, Berlin 1828) scheint ihrem Aeußeren nach um ein Jahrhundert von jener entfernt und in der That ist auch im Innern auf mehr als einer Seite der Fortschritt unverkennbar. Während Böcking für Erklärung und Textgestaltung gleichfalls treffliche Leistungen bringt, ist seine Uebersetzung den Forderungen der Zeit durchaus gewachsen, zeigt den Einfluß der besten Vorbilder, geht aber doch wohl schon in der Vossischen Art und Manier weiter, als man ihr wünschen möchte. Bei dem Streben nach rhythmischer Kraft begegnet eine gewisse Härte,

namentlich in der Stellung von Spondeen gegen den natürlichen Wortaccent. Im Einzelnen ist viel Gelungenes, aber, wir können es nicht bergen, beinahe auch eben so viel Nichtgetroffenes, sowohl in Ton und Ausdruck, als auch in der Auslegung, selbst in der Wahl der Lesart. Vor allem hier etwas zu kurzem Beleg. Wenn es Vers 66 heißt:

so glänzet und birgt sich
Kalkgestein, und der Kies blinkt auf im grünenden Moose —

so ist Kalkgestein, wobei man an Felsenmassen denkt, gewiß eine schlechte Uebersetzung von Calculus: Steinchen, was außerdem Kiesel heißt und niemals Kalk. Im Folgenden ist Vers 70 baccae, allzu wörtlich mit Beeren übersetzt, wo offenbar Perlen gemeint sind; es sollen eben die Kiesel am Grunde der Mosel mit den Perlen verglichen werden, die an der britannischen Küste sich im Meertang zeigen. Dies geht verloren, wenn man calculus mit Kalkgestein und baccae mit Beeren giebt. Aber loben müssen wir, daß Vers 68 die Lesart nota statt tota wieder zur Geltung gebracht worden, ohne welche Construction und Verbindung fehlt. Die Uebersetzung der Verse 68—70 ist gezwungen und durch eine Kleinigkeit sehr stark verschoben:

Solcherlei Bild wohl kennen die Kaledonischen Britten,
Wenn das ebbende Meer entblößt das grünliche Seegras,
Rothe Korallen und muschelentkeimt hellschimmernde Beeren.

Hier fehlt ein wesentliches und: cum virides algas et rubra corallia nudat Aestus, et albentes — denn es ist hier etwas ganz anderes als eine Aufzählung gleichstehender Dinge, es stehen vielmehr die Korallen und Perlen dem Seegras gegenüber: in solchen Stücken zeigt sich der Unterschied zwischen dem wahren und dilettantischen Uebersetzer und auf dieser Seite ist Voß ein sehr achtbares Vorbild. Etwas weiter oben Vers 32 übersetzt Böcking:

Oder ein See, und ebbend von doppeltem Walle die Meerflut,

weil er nämlich liest: et bivio refluus munimine pontus. Munimen kann Wall sein, und Wall kann auch wohl die Welle genannt werden — wiewohl die zwiefache Uebertragung schon ihre Schwierigkeit hat, allein bivium munimen? Es ist schon in älterer Zeit

bemerkt worden, daß hier, wo offenbar von Ebbe und Flut die Rede ist, ein Wort stehen müsse, das Strömung bedeutet, denn nur die doppelte Strömung giebt Sinn, und man hat deshalb undamen vorgeschlagen, allein manamen liegt näher und ist hier wohl ganz unzweifelhaft das richtige, wie auch Troß gesehen. Um dem Leser sogleich das Vergnügen der Vergleichung beider Uebersetzungen zu gewähren, setze ich nun auch die schon oben nach Troß gegebenen Stelle nunmehr nach Böcking hierher.

Geh nun, täfle mit Phrygergestein geglättete Böden,
Breitend ein marmornes Feld durch ausgelegte Gemächer;
Doch ich, achtend gering, was Schätzung verliehen und Reichthum,
Will dein Werk bewundern, Natur, wo Sorge des Prassers
Nimmer schwelget und nicht die Dürftigkeit, froh des Vergeudens.
Hier deckt körniger Sand die leichtbespülten Gestade,
Und nicht bleibet zurück die Gestalt eindrückender Tritte.
Durch den Spiegel der Flut blickt deine krystallene Tiefe,
Nichts verhüllst du, o Fluß, und wie der nährende Luftkreis,
Klar sich breitet dem Blick am heiteren Himmelsgewölbe,
Auch die spielenden Lüftchen zu schaun ins Freie nicht hindern;
So, was die Tiefe bewahrt, wenn das Aug' hinspäht durch die Fluten,
Sehen wir, und aufthut sich das Innre des bergenden Stromes,
Wenn still gleiten die Wogen, zugleich des klaren Gewässers
Lauf in bläulichem Schein hellflimmernd Gestaltungen aufzeigt,
Wie sich kräuselt der Sand, durchfurcht von leiser Bewegung,
Wie die Gräser gebeugt auf grünlichem Boden erzittern.

Es wäre hier mancherlei zu erinnern, was der Leser beim Vergleich mit dem Original, so wie auch mit der andern Uebersetzung wohl selbst bemerkt; ich setze nur hinzu, daß man zum öfteren feinere Grenzen von dem Schüler Schlegels wünscht, und bald ein Zuviel bald Zuwenig beklagt. Der nährende Luftkreis darf auffallen, almus kommt freilich von alere, allein das ist längst vergessen. Vitreus, wie Böcking durchweg thut, mit krystallen zu übersetzen, obwohl dies poetisch klingt, ist wohl auch bedenklich; der Römer fühlte hier mehr von dem Vergleich. Bei den spielenden Lüftchen will mir das Diminutivum nicht gefallen, das Original hat viel ernster placidi

venti, beſonders aber wünſchte ich das arcanique patet penetrale fluenti poetiſcher gegeben als geſchieht mit den durchaus ſteifen und trocknen Worten: „aufthut ſich das Innere des bergenden Stromes“. Die Stelle iſt nicht gleichgültig, im Gegentheil entſcheidend, denn hier zeigt ſich die romantiſche Ader des Dichters in ihrer Stärke; — wie vortrefflich von Troß gegeben: „Es erſchließt ſich der Tiefe Geheimniß.“ Ein Treffer, der wahrlich viele Fehler aufzuwiegen im Stande iſt!

Theodor Heyse.

Unter dem, was die letzten Jahre an Ueberſetzungen gebracht haben, verdient Eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt die des Catull von Theodor Heyſe. Sie erſchien zu Berlin im Jahr 1855 unter dem Titel: „Catulls Buch der Lieder in deutſcher Nachbildung“, aber nicht etwa eine freiere Bearbeitung, ſondern eine vollſtändige Ueberſetzung, wie ihr denn auch der Text, nach eigenen Hülfsmitteln eingerichtet, zur Seite gegeben iſt. Die Arbeit iſt auf claſſiſchem Boden entſtanden; der Verfaſſer lebt ſeit einer Reihe von Jahren zu Rom und hat bei ungeſtörter Muße ſeine ganze Liebe dem Werk zuwenden können; es iſt deshalb mehr als eine Arbeit des Fleißes. Aber wie die einzelnen Stücke vielleicht nicht aus derſelben Zeit ſind, ſo iſt auch nicht wohl möglich, ein umfaſſendes Urtheil über das Ganze auszuſprechen, beſonders da für die lyriſchen Stücke ganz andere Principien geleitet zu haben ſcheinen als für die elegiſchen und epiſchen, und beide nicht in gleicher Stimmung entſprungen ſein möchten.

Wir geben den lyriſchen den Vorzug. Hier hat die Gefälligkeit, die Schalkheit des Dichters meiſtens einen glücklichen Ausdruck gefunden, und hie und da zeigen ſich auch in der Ueberſetzung unverkennbare Spuren von Laune und Geiſt. Mit dem Obſcönen hat der Ueberſetzer ſich oft ſehr artig abzufinden gewußt, und nur einmal hat er auf die Uebertragung gänzlich verzichtet, carm. 56. Eine ſchwere Aufgabe und gut gelöſt iſt carm. 25:

An Thallus.

Cinäde Thallus, weicher noch als Seidenhafenhaare,
Als Eiderdunengänſeflaum und matte Ohrenläppchen,
Als Schimmel unterm Spinnenweb und abgewelkte Wolluſt,
Und dennoch Thallus, räuberiſch, wie jähe Wirbelwinde,
Wenn Weiberjäger nasgeführt im Mondenſcheine gähnen, —

Den Mantel ſende mir zurück, den du mir haſt geſtohlen,
Und mein iberiſch Linnentuch und meine Thyner Büchlein,
Die offenkundig du gebrauchſt, o Laffe, wie ein Erbſtück,
Die klaube jetzt aus deinen Klau'n, und ſende ſie zurücke,
Daß nicht der Lenden weißes Vließ und jene ſammtnen Pfötchen
Mit Brandeszügen ſchauderhaft die Geißel überkritzle,
Und du bedenklich tanzen mußt, ſo wie auf hohem Meere
Ein armes Schifflein hülfelos bei toller Winde Toſen.

Recht artig auch iſt carm. 5 gerathen:

An Lesbia.

Laß uns leben, Geliebte, laß uns lieben!
All das grämliche Munkeln abgelebter
Weisheit müſſe dir keinen Deut bedeuten.
Sonnen können vergehen und wiederkommen,
Doch wenn unſer geringes Lichtlein einmal
Sinkt, dann ſchlafen wir Eine Nacht für ewig.
Liebſte, küſſe mich tauſendmal und hundert,
Dann ein anderes tauſendmal und hundert,
Und ſo immer ein tauſendmal und hundert.
Dann, wenn's Tauſende ſind genug, verwirren
Wir ſie alle, daß keins die Summe wiſſe,
Und kein Neidiſcher unſer Glück verderbe,
Wenn er ſämmtlicher Küſſe Zahl gefunden.

Oder 48:

Wenn, Juventius, deine ſüßen Aeuglein
Dürfte küſſen ich immer wie ich wollte,
Ach, ich küßte ſie tauſendmal und tauſend,
Und nie würde das Herz geſättigt werden,
Wenn auch dichter, als blonde Aehren ſchwellen,
Uns erwüchſe das Erntefeld der Küſſe.

Weniger genügen wollen die beiden Lieder auf Lesbia's Sperling, hier galt es freilich, ſehr feine Farben zu erkennen und wiederzugeben; der Ueberſetzer hat mir den Ton weder gehalten, noch ihn verändert, wo er ſich erhebt.

Ganz anders finden wir Heyse in den größeren Stücken, namentlich den epischen, denn hier zeigt er sich theils als einen Nachzügler von Voß, theils als einen Anhänger von Wolf, und was er Eigenes hinzubringt, dürfte nicht immer das Glücklichste sein. Auch er flieht die Trochäen und läßt sich darüber Wesentlicheres entgehen. Er hat die Herbheit Vossens und nicht wenig von dessen Manier, bringt aber mancherlei Verziertes und sogar Sentimentales hinzu, so daß das Ganze ein buntes und scheckiges Ansehen gewinnt. Das gilt namentlich von der Hochzeit des Peleus und der Thetis. Es ist hier viel Uebertriebenes und Ueberfärbtes, wo wir im Original die größte Einfachheit sehen. So lesen wir Vers 179:

unermessener Breite
Trennt mich gräßlich der Bann des gewogaufrauschenden Meerschlunds —

Im Original:

ah gurgite lato
Discernens pontus truculentum ubi dividit aequor.

Vers 122 übersetzt Heyse:

Drauf wie das gleitende Schiff in den Strandanschäumungen Dias
Landete —

Wo das Original höchst natürlich sagt:

Aut ut recta rati spumosa ad litora Diae
Venerit —

Vers 125:

jäh in der Aufgluth rasenden Herzens

Im Original nur:

ardenti corde furentem —

In dieser Weise, gewiß weit über Voß hinaus, ist Alles verschnörkelt und dem Dichter seine Unschuld, sein Charakter genommen.

Aber noch mehr; der Uebersetzer liebt es, auch Tonspiele anzubringen, wo im Original wenig der Art zu finden ist. Vers 263:

Oder erwecken im blinken Metall eintönigen Klingklang;
Vielen entlud ein Gebrumm dumpfrauh das geblaſene Krummhorn.

Aut tereti tenues tinnitus aere ciebant;
Multis raucisonos efflabant coruna bombos —

offenbar verführt von dem allitterirenden t in der erſten Zeile.

Bedenklicher iſt mir Vers 244:

Sehnſuchtdämmernden Blickes, erſtickt im Gedränge der Thränen —

Im Original:

Anxia in assiduos absumens lumine fletus —

Oder Vers 120 deperdita laetabatur: ſterbebeglückt.

Gewiß wird ſo dem Catull ein ganz frembartiger, theils barocker, theils ſentimentaler Charakter gegeben, und an Einheit des Tones, worauf doch alle Wirkung beruht, iſt nicht mehr zu denken. Auf dieſer Seite kann die Ueberſetzung kein Lob finden, ſie erſcheint mir als ein warnendes Beiſpiel, nimmermehr als ein Fortſchritt.

Schließlich ſtellen wir Heyſe mit ſeinem Vorgänger Schwenk zuſammen, und zwar in einem Stück, das eins der ſchönſten und für den dichteriſchen Charakter Catulls entſchiedenſten iſt, nämlich dem Hochzeitgeſange. Eine den Jünglingen gegebene Strophe lautet bei Schwenk:

Wie in des Gartens Geheg ſtill ſproßt ein verborgenes Blümlein,
Weidendem Viehe verſteckt, von der Pflugſchaar nimmer berühret,
Welches der Weſt liebkoſt, Thau nährt und die Sonne gedeihn macht:
Jünglinge wünſchen es ſich und Jungfraun wünſchen es viele;
Iſt's nun aber verblüht, von des Mägdleins Finger gepflücket,
Wünſcht kein Jüngling es mehr, wünſcht ferner es keine der Jungfraun!
Alſo die Jungfrau, wenn unberührt und den Ihren ſie lieb bleibt;
Hat ſie der Keuſchheit Blüthe, den Leib hingebend, verloren,
Bleibt nicht Jünglingen mehr ſie zur Luſt, nicht Mädchen zur Freude.
Hymen, o Hymenäus, erſchein du, o Hymenäus.

Und bei Heyse:

Wie in umfriedetem Garten gehegt aufwächset ein Blümchen,
Fremd dem genäschigen Zahn, von der Pflugschaar nimmer verwundet,
Lüftlein kosen mit ihm, Thau tränkt und die Sonne belebt es,
Viel Jünglinge begehren, der Mägdlein suchen es viele;
Aber sobald es geknickt vom leisesten Finger verblühn muß,
Nicht Jünglinge begehren und nicht mehr suchen es Mägdlein:
Also die Jungfrau, Keinem berührt, ist Wonne den Ihren;
Wenn sie entweihet den Leib und der Keuschheit Blüthe verloren,
Reizt Jünglinge sie nimmer und nicht mehr suchen sie Mägdlein.
Hymen, o Hymenäus, o Hymen, komm, Hymenäus.

Hier ist Heyse überall gezierter und gedrechselter, aber auch um eben so viel ungenauer, während Schwenk wirklich nicht wenig von der Unschuld und dem eigenthümlichen Reiz des Dichters erhalten hat, dem er auch in den Constructionen folgt, wo diese bedeutungsvoll sind. Wo Heyse, kaum verständlich, sagt: „Fremd dem genäschigen Zahn“, da steht im Original das allereinfachste: ignotus pecori. Hier also behielte der Vorgänger immer noch einen bedeutenden Vorsprung.

Propertius.

Propertius iſt ſchwer zu überſetzen, ſchon wegen der vielen Namen und eines gewiſſen gelehrten Anſtrichs, dann aber auch weil es hier ganz beſonders auf Einheit des Stils, auf Ebenheit und ſcheinbare Einfachheit bei großer Wahl und Zierlichkeit der Diction ankommt. Der Dichter hat in alter und neuer Zeit ſeine großen Freunde; Quintilian ſchon meldet uns, daß manche ihn dem Tibull vorzogen, sunt qui Propertium malint, Scaliger hielt eine ſeiner Elegieen für ein Meiſterſtück erſten Ranges, für eine der hellſten Zierden römiſcher Poeſie, und wer dächte nicht an Goethe's:

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert?

Und dieſer entbehrt noch ganz eines Ueberſetzers? O nein, es haben ſich ihrer ſchon mehrere an ihm verſucht, aber keinem dürfte es gelungen ſein. Voß iſt hier trockener als irgendwo, auch Strombeck, den wir in der Uebertragung von Ovids Triſtien loben konnten, blieb hier weit hinter dem zurück, was wir von ihm und von Properz verlangen; ſpäter hat ſich Herzberg hier die Sporen verdienen wollen, aber auch er iſt kein Ritter geworden. Seine Ueberſetzung iſt aufgenommen in die Stuttgarter Sammlung, aber darum noch nicht in die deutſche Litteratur. Sehen wir, wie er zwei ſehr ſchöne Gedichte des Aurelius Propertius uns verdeutſcht.

I, 11.

Denkſt du, Cynthia, wohl, da mitten du weileſt in Baja,
Wo an der Küſt' entlang Hercules Straße ſich ſtreckt,
Wenn du bald das Gebiet der Theſprotiſchen Herrſcher bewunderſt,
Bald die gefeierte Fluth, welche Miſenum beſpült; —
Denkſt in ſchweigender Nacht du ſorgend dann wohl des Geliebten,
Bleibt in dem Herzen dir wohl auch noch ein Plätzchen für mich.

Oder hat irgend ein Feind mit erheuchelter Flamme der Liebe
Theuerſte Cynthia dich unſern Gedichten geraubt,
Wollteſt du lieber, dich doch dem geringeren Ruder vertrauend,
Schweben in niedlichem Kahn auf dem Lucriniſchen See.
u. ſ. w.

Ich kann in dieſen Worten den Adel und die Einfachheit der Properziſchen Ausdrucksweiſe nicht erkennen, Plattes, Unedles miſcht ſich ein und eine Menge Flickwerk, das hier ganz beſonders vom Uebel iſt, ſo daß ich den Ton des Originals nicht getroffen, wohl aber verfehlt finde.

Oder die beliebte Elegie II, 29.

Als zu Ende der Nacht, mein Licht, jüngſt trunken ich ſchweifte,
Und von der dienenden Schaar keiner begleitete mich,
War ein Haufe daher von winzigen Knaben gekommen,
Weiß nicht, wie viele —

Genug, genug; wer nicht weiß was Worte gelten und welchen Ton ſie haben, der iſt überhaupt nicht berufen zum Ueberſetzer, am wenigſten eines Dichters wie Properz, der unter allen Dichtern des Geſchmacks obenan ſteht.

Dürfen wir es wagen, noch eine kleine Probe aus der berühmten letztern Elegie vorzuführen, in der Cornelius Schatten zu ihrem überlebenden Gemahl ſpricht —?

Laß, o Paullus, doch ab, mir die Gruft zu beſtürmen mit Thränen,
Denn kein Fluchen erſchließt wieder das dunkele Thor.
Iſt dem Plutoniſchen Recht einmal verfallen die Leiche,
Dann mit Pfoſten von Stahl ſtarrt unerbittlich der Weg.
Hört dein Flehen der Gott vielleicht im nächtlichen Hofe,
Taubes Geſtade doch ſchlürft, ſiehe, die Thränen hinab.
Obere Götter erweicht ein Gelübd', iſt bezahlet der Fährmann,
Schließet das Thor, ſo bleich, ewig die raſige Gruft.

Hier haben wir, mit mancherlei Flicken, bald mißverſtandene Wörtlichkeit, bald unerklärliche Abweichung (umbrosos rogos — raſige Gruft), nirgend aber einen erhabenen Klang und poetiſchen Hauch, welcher das Original auch nur zum kleinſten Theil ausdrückte.

Perſius, Juvenalis.

Eine beſonders ſchwere, wenn auch nicht eben hohe Aufgabe bieten dem deutſchen Ueberſetzer die ſpäteren römiſchen Satiriker dar, ja man gelangt hier bis hart an die Grenze des Ueberſetzbaren. Wenn das römiſche Idiom überhaupt an Kürze und Gedrungenheit der deutſchen Sprache weit voran ſteht und alſo durchhin der Uebertragung Schweres aufgiebt, ſo gilt das hier in noch erhöhtem Maaß bei Dichtern, welche ganz beſonders nach dieſer Richtung hin beſtrebt ſind, möglichſt viel in die engen Grenzen des Verſes zu ſtopfen und zu keilen. Aber außer dieſer Ueberfülle und Ueberfärbung haben ſie nach allen Seiten hin mehr oder weniger verdeckte Anſpielungen, welche den Ueberſetzer häufig nöthigen erklärend zu ſein, ein Umſtand, der, wenn die Verszahl beibehalten werden ſoll, das Mißverhältniß nur noch größer macht. So bedeutend nun das Intereſſe dieſer Dichter für die Auffaſſung der Zeit, alſo mehr in geſchichtlichem Sinne iſt, ſo wenig können wir ihnen von Seiten der Poeſie einen unbedingten Werth zugeſtehen, denn der Geſchmack iſt bedeutend geſunken, das Häßliche überwiegt über das Schöne und auch die moraliſche Indignation kann eine poetiſche Stimmung nicht erſetzen. Gleichwohl hat es nicht an vielfachen ernſten Bemühungen gefehlt, auch dieſe Poeten deutſch werden zu laſſen, wobei die anerkannte Schwierigkeit der Aufgabe nur ſelbſt als Reiz ſcheint gewirkt zu haben.

Perſius hat weniger des Unſchönen und Beleidigenden, aber deſto mehr des Dunkeln, und dies betrifft nicht nur die Anſpielungen, ſondern hauptſächlich auch den Zuſammenhang, der nicht ſelten völlig räthſelhaft bleibt — ein treffliches Feld für den Erklärer, aber ein deſto unwegſameres für den Ueberſetzer! Der heilige Hieronymus ſoll den Dichter ins Feuer geworfen haben mit den Worten: Wer nicht verſtanden ſein will, verdient auch nicht geleſen zu werden; eine Reihe von deutſchen Ueberſetzern dagegen hat ihm wahrhaft deutſchen Fleiß

Stücken berichtigen, ja im Einzelnen dem Original näher gehen, und hie und da etwas glücklich treffen, dann aber in der Form jeden Tadel vermeiden und zunächst auf solche Vorzüge sich richten, die nach einem Schema erkannt werden können — das imponirt freilich schon manchem und läßt sich als Leistung darstellen, allein es ist noch lange nicht, was wir von dem wahren Uebersetzer fordern müssen. Auch die wirkliche Verbesserung im Einzelnen wird immer noch Verschlechterung im Ganzen sein, wenn sie nicht aus einem Gefühl der Totalität entspringt und nicht innerliche Reproduction ist. Der Eklekticismus bleibt überall das Gegentheil der Kunst und wir haben hier die Kunst des Uebersetzens im Auge, nicht das Handwerk und die Zurichtung aus schon anderswo Geleistetem. Nomina sunt odiosa.

Platens Einfluss.

Wenn überhaupt die freie dichterische Production in antiken Formen und Maaßen der Ueberſetzung aus den Alten die Wege weist und das Ziel stellt, so mußte Platen von nicht minderem Einfluß sein als Goethe, und er war es nicht sowohl in der Richtung als auch in der Höhe. Platens außerordentliches Formtalent bedarf keines Preises, in verschiedenen Formen, im Trimeter, wie im Hexameter, in der lyrischen Strophe, in den Trochäen, besonders aber in den Anapästen, die freilich durch die Zuthat des Reimes noch einen neuen Reiz erhielten, hat er so Treffliches geleistet, daß ihm der Beifall der Alterthumsfreunde sogleich zufiel, bald auch der des größeren Publikums, denn seine Vorzüge sind hier einleuchtend für jedermann. An Sauberkeit der Versbildung, an Eleganz und Vornehmheit, an einer überall muntern und geistreich belebten Oberfläche that er es allen zuvor, und erfüllt schien hier, was man lange ersehnt; erreicht, wonach Viele geworben. Da ist Elasticität ohne Härte, Weichheit ohne Zerlassenheit, da ist nicht das Kleinste von Flickwerk und Nothhülfe, sondern alles frei und streng, ein lustiges, fröhliches Tanzen auf dem straffen Seil. Dazu kommt noch, daß hier die Versöhnung nicht nur zwischen Voß und Wolf, sondern auch zwischen beiden und Goethe praktisch vollbracht schien, und dies war in der That das Höchste was man wünschen konnte, denn damit schien erst die wahrhaft sichere Bahn gefunden, welche hinfort kein gebildeter und in der Ebne der Zeit stehender Ueberſetzer mehr verlieren dürfe. Platen war von nun an, man mochte sich dessen nun bewußt werden oder nicht, der Maaßstab, welcher an die neuern Ueberſetzer aus den Dichtern des Alterthums gelegt wurde, ein Maaßstab strenger als alle vorigen, mehr als Voß, ja im Grunde auch noch weit über Wolf hinaus, denn wenn Platen den Trochäenhaß beibehielt (er muß ja immer etwas hassen), so stellte er für Ebenheit, für Ganzheit und Schmelz der Rede ungleich höhere

Forderungen auf — in der That Forderungen, welche die Schranken etwas leerer zu machen geeignet waren.

Ich ſtimme Platen in ſeinen metriſchen und proſodiſchen Grundſätzen nicht auf allen Punkten bei, und glaube nicht, daß von ihm ſchon alles Heil gefunden ſei, oder daß er erſchöpfend getroffen habe, was der Sprache zuſagt, davon iſt ſchon manches angedeutet, und anderes gehört für einen ſpätern Ort; aber jedenfalls iſt durch ihn eine neue Aera für deutſche Ueberſetzerkunſt herbeigeführt, Voß und ſeine nächſten Nachfolger erſcheinen jetzt noch in größerer Rohheit und auch die Sorgloſigkeit, welche dem gegenüber Platz fand, mußte ihren Rückzug nehmen, ſeit gezeigt war, daß man ſtrenge Verſe bilden und doch leicht und frei ſein könne. Vor allem Eins: Kunſt und Handwerk ſchieden ſich ſtrenger als zuvor.

Ich glaube, daß die heilſamen Folgen eines ſolchen Muſters zunächſt von zweierlei Art ſind, das ſeltnere Auftreten von Wettkämpfern und zunächſt ihre beſſere Zurüſtung. So lange das Handwerk galt, wuchſen die Ueberſetzungen in hellen Haufen an, neuerdings ſind ihrer ungleich weniger gekommen aber auch nur um ſo beſſere. Vielleicht ſtehen ſchon einige der bisher betrachteten, wenigſtens zum Theil, unter Platens Einfluß, es iſt aber anzunehmen, daß derſelbe ſich noch auf lange Zeit hinauserſtrecken werde. Von den neueren glaube ich beſonders eine hieher zählen zu dürfen, das iſt die ſehr verdienſtliche der Horaziſchen Epiſteln, von Joſeph Merkel, welche im Jahr 1841 erſchien. Der Rückblick von Platens Art ſich im Verſe mit Zierlichkeit, mit Geſchmack und Grazie zu bewegen, mußte namentlich auf die früheren Beſtrebungen die Horaziſchen Satiren und Epiſteln zu übertragen, einen tiefen Schatten werfen, hier zeigte ſich eine hohe Aufgabe. Die Epiſteln als das ſpätere Werk des Dichters ſind auch in demſelben Maaß das feinere, Sprache und Ueberſetzerkunſt mußten ſchon einen hohen Grad von Geſchmeidigkeit erreicht haben, wenn hier die Mittel zur Löſung des Problems geboten ſein ſollten. Das war nun jetzt wohl der Fall und Merkel, mit ganz andern Kräften als Kirchner, begab ſich friſch ans Werk — wobei ſelbſt der alte Wieland im Hintergrunde immer noch als ein nicht verächtlicher Bundesgenoß gelten konnte. Aber mit ſo vielem Guten übernahm der Ueberſetzer auch zwei leidige Dinge, welche Platen leider befeſtigt hat, erſtlich die Flucht

vor den Trochäen, die schon des Uebels so viel gebracht hat, und dann die Spondeensucht, namentlich solche, welche die betonte Silbe in die Senkung (Thesis) des Verses stellen, z. B.

Sehr fruchtlos auch Manche die stets umkreisenden Sonne,
Reger Gestirn' Umschwung, und des Jahrlaufs wechselnde Zeiten.

Wodurch denn dem Dichter, den man hier nicht leicht genug ausdrücken konnte, Lasten und Gewichte aufgepackt werden, welche für den Ausdruck cyklopischer Arbeit noch zu schwer wären. Beides sind Eisenkugeln an den Füßen, mit denen sich in der That nicht gut tanzen läßt. Endlich noch ein Drittes, was Merkel aber nicht von Platen gelernt haben kann: er läßt in unbegreiflicher Weise den Hiatus zu auch wo er am allerunstatthaftesten und für ein gebildetes Gehör wahrhaft beleidigend ist: Halte ein; sehe ich; kehrte und; lange und; daneben doch wieder den Apostroph vor dem Consonanten. Das sind Flecken und Uebelstände, welche der sonst kunstfleißigen und braven Arbeit nicht wenig von ihrem Werth entziehen. Indessen möchte doch auch in Feinheit des Tons und Laune nicht alles geleistet sein, was sich wünschen läßt, so daß also auch hier die Bahn noch nicht geschlossen, die Palme noch nicht errungen ist.

Johannes Minkwitz.

Es ſteht zu erwarten, daß Platens wohlthätiger Einfluß ſich am meiſten auf ſeine begeiſterten Verehrer erſtreckt haben werde. Schon bei Platens Lebzeiten, ein Jahr vor ſeinem unerwarteten Tode, faßte Johannes Minkwitz den Gedanken im Sinne des von ihm ganz beſonders gefeierten Meiſters die Tragiker der Griechen zu überſetzen und erhielt Gelegenheit durch eine Aufforderung Guſtavs Schwabs; er übernahm für die im Metzlerſchen Verlag erſcheinenden „Griechiſchen Dichter in neuen metriſchen Ueberſetzungen“ den Sophokles, ſpäter den Aeſchylus. Den Anfang machte er mit dem König Oedipus, welcher im Jahr 1835 erſchien, dem Grafen Auguſt von Platen gewidmet.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, er ſei mit wärmſtem Eifer bemüht geweſen, das griechiſche Vorbild nachzuahmen in Wort und Gedanken, in Wendung und Form und in jener geprieſenen Einfachheit der Darſtellung. Die bisherigen Ueberſetzungen, von Stolberg bis auf Thudichum und Säger, hätten ihn nicht befriedigt, ſeit Voß ſei die Ueberſetzerkunſt wenig vorgeſchritten, deſto größere Fortſchritte aber hätte die deutſche Dichtkunſt ſelbſt gemacht, am meiſten erregten die Schriften des Grafen Platen ſeine Bewunderung, ſie hätten den größten Einfluß auf ſeine Arbeit gehabt, ſeien ſein Vorbild geweſen in Kraft und Gewalt des Ausdrucks, in Fülle und Wohlklang der Rede, während wiederum Schwab, der bei dieſer Gelegenheit auch ein Compliment haben muß, ihn durch Milde und Zartheit angezogen und geleitet habe.

Nach ſolcher Einleitung, nach ſolchen Grundſätzen muß man die Arbeiten von Minkwitz auf das Freudigſte begrüßen, ihnen alles Glück zur Erreichung des hochgeſteckten Zieles wünſchen. Der Verfaſſer fügt noch hinzu, daß er beſonders darauf ausgegangen, poetiſch zu überſetzen, den Ton jeder beſonderen Versart zu treffen, ſo weit

immer möglich wörtlich und wortgetreu zu sein, ohne doch dem Genius der deutschen Sprache, den Solger vor allen anderen verletzt, zu nahe zu treten — alles treffliche Vorsätze, aber nicht so ganz neu, denn das haben mit unserem Uebersetzer auch viele andere gewollt, es kommt bei weitem mehr darauf an, in welchem Sinne und wie glücklich man das ausführt.

Zur richtigen Beurtheilung der Minkwitzischen Arbeit ist zunächst erforderlich, daß man sich genau vergegenwärtige, wie sie sich der Zeit nach zur Donnerschen verhält. Ihr Beginn liegt vor Donner, denn dieser gab seinen Sophokles zuerst im Jahr 1839, Minkwitz seinen Ajax schon vier Jahre früher. Dann aber, da Donner sich rüstiger ans Werk hielt, holte er seinen Bewerber ein und überholte ihn sogar, zunächst der Zeit nach. So kommt es denn, daß Minkwitzens Sophokles, der vor Donner begonnen wurde, doch neben diesem geht und zum Theil sogar nach diesem kommt. Sein Aias erschien in der genannten Sammlung 1842, die Trachinierinnen 1844, im selben Jahr der Oedipus auf Kolonos, während Antigone 1835 sogleich dem König Oedipus gefolgt war.

Wenn nun Minkwitz vor Solger und selbst vor Thudichum und Säger unbestreitbare Vorzüge haben mag, insofern er deutscher und lesbarer ist und doch dabei nach tragischem Colorit und Kothurn strebt, so stellt sich doch sein Verhältniß zu Donner ganz anders. Donner übertrifft ihn, wie darüber kein Zweifel ist, und zwar merkwürdig genug gerade in solchen Eigenschaften, auf welche Minkwitz besonders Gewicht legt, gerade in dem, was er sich als Ziel steckt. Wenn wir Minkwitz bei metrischer Sorgfalt, und genauem Anschluß an das Original, auch eine ganz anerkennenswerthe Gewandtheit der Sprache zugestehen, so bleibt er dennoch im Vergleich zu Donner oft steif und leidet an mißverstandener Wörtlichkeit und dem Haften an der Einzelheit. Sein glücklicher Bewerber ist ihm überlegen ebensowohl im Verständniß des Originals als in der Handhabung der Muttersprache, er schließt den Sinn und Zusammenhang des Dichters bei weitem besser auf, und wenn er uns auch hinsichtlich des Kothurns und des Adels der Sprache nicht durchaus befriedigt, so ist er doch gleichmäßiger, hat mehr Stimmung und arbeitet mehr aus dem Ganzen und Vollen. Hiernach würde denn Johannes Minkwitz auch da, wo er der Zeit

nach später auftritt, nur eine mittlere Stufe zwischen Solger und Donner einnehmen.

Wir erkennen gern an, daß er in Behandlung einzelner Versarten im Platenschen Sinne besonders glücklich ist, und nennen hier vor allen die Anapästen, wiewohl auch er genöthigt gewesen ist von der strengen Forderung der Cäsur nicht selten nachzulassen. Demnächst scheint er uns in den Stichomythien glücklicher als in Reden von breiterer Entfaltung. In der Wortfügung und Wortfolge nimmt er sich nicht selten Freiheiten, die Platen sich nie genommen haben würde, ja er kommt hier zum öftern nahe an Solger und wer sonst in dieser Weise gesündigt hat. Auch wir wissen mit Johannes Minkwitz die Ebenheit und glatte Vollendung Platenscher Verse zu schätzen, aber doch eben nicht allzuviel davon ist in die Arbeit des begeisterten Schülers übergegangen, dazu würden auch höhere productive Eigenschaften erforderlich sein, als wir ihm zugestehen können. Auch auf metrischer Seite und in prosodischer Behandlung der Sprache weicht er sichtbar von Platen ab, indem er, wiewohl nur selten, statt des gemessenen Jambus sich mit einer geringen Vershebung der kurzen Silbe begnügt, gleich wie im Fünffüßler. Dabei erlaubt er sich Anapäste, während er mit Recht als Auflösungen des Spondeus und Jambus den Dactylus und Tribrachys vermeidet. Wortfüße wie oder, über, hat er, mit Platen, als zwei Kürzen gebraucht, worin wir ihm nicht beipflichten können.

Neben dem Sophokles hat Minkwitz auch den ganzen Aeschylus ins Deutsche übertragen und wohl mag diese Arbeit den Vorrang verdienen vor jener. Man kann zugeben, daß er in Beziehung auf Färbung und Kothurn, wenn auch nicht an Nachdruck und Feuer, Droysen übertroffen habe, doch wird der Vergleich mit Heinrich Voß ihm noch immer gefährlich bleiben; auch ist eben hier wieder ihm Donner nachgefolgt.

Bei der großen Zugänglichkeit der Minkwitzischen Uebersetzungen würde es kaum nöthig sein, eine Mittheilung daraus zu machen, zumal da sie mehr zur Bestätigung des Tadels dienen müßte. Doch stehe hier mehr der äußern Vollständigkeit wegen, eine zum Theil gelungene Stelle aus seinem König Oedipus, die Rede des Boten. Als die erste Arbeit zeigt dieser am reinsten die Eigenheit des Uebersetzers

und den meiſten Nachdruck; wer aber Donner dagegen hält, dürfte wohl geneigt ſein auch hier ſchon uns beizuſtimmen, und zwar dahin, daß dieſer im Weſentlichen gerade den Einfluß Platens doch tiefer in ſich aufgenommen habe.

Chor.

Die Jammervolle! Was iſt Schuld an ihrem Tod?

Bote.

Ihr eigner Wille. Zwar des Vorfalls Schmerzlichſtes
Kannſt nicht du fühlen, da der Ausdruck ſelbſt dir fehlt;
Indeß, ſo viel mir im Gedächtniß haftet noch,
Vernimm vom Schickſal jener Unglückſeligen!
So wie ſie tief erſchüttert kam und trat herein
Zur Halle, flog ſie gerade zum hochzeitlichen
Bett los, die Haare raufend mit zwiefacher Hand.
Und wie ſie eintrat, ſchlug ſie drinn die Thüren zu,
Und ruft ſodann den längſtgeſtorbnen Laios,
Gedenkend einſt'ger Ehe, deren Sohn ihn ſelbſt
Getödtet, während ſie, die Mutter, ſeinem Sohn
Geblieben als unſel'ger Kinder Zeugerin.
Sie ſchmäht das Ehbett, wo ſie zwiefach jammervoll
Vom Gatten Gatten, Kinder von dem Kind gezeugt.
Wie ſie darauf geendet, weiß ich weiter nicht.
Es ſtürzte ſchreiend Oedipus herein, weshalb
Nicht mehr der Ausgang ihres Leids war anzuſchaun.
Auf jenen, welcher tobte, wandten wir den Blick.
Denn ſtürmend bittet um ein Schwert er uns und ſucht
Die Gattin, ſie nicht Gattin, ſondern Mutter, auf,
Von der er ſelbſt und ſeine Kinder abgeſtammt.
In ſeinem Wahnſinn offenbart es ihm ein Gott;
Der Männer, die wir nahe ſtanden, keiner war's.
Denn ſchrecklich rufend ſprang er an die Doppelthür,
Als wär er unterrichtet. Aus dem Grund heraus
Die hohlen Schlöſſer biegend, ſtürzt' er ins Gemach.
Dort ſehn wir hängen jenes Weib vor unſerm Blick,

Hoch am geflocht'nen Seile festgeknüpft. Sobald
Er nun sie sieht, der Arme, stöhnt er gräßlich auf
Und löst das aufgespannte Seil. Zur Erde fiel
Alsdann die Arme, Schreckliches war drauf zu schaun.
Die goldgetriebnen Spangen nämlich riß er los
Vom Gewand der Gattin, die zum Schmuck ihr sonst gedient,
Und schlug mit ihnen seiner Augen Sterne wund,
Indem er ausrief: weil sie nicht erblickt, was ihm
Für Böses widerfahren, noch was er gethan,
So sollten nun in Nacht sie, die er nicht gedurft,
Erblicken, und nicht kennen, die gewünscht er sonst.
Mit solchem Klagruf stieß er oft und wiederholt
Ausholend in die Augen, während sein Gesicht
Die blut'gen Aepfel netzten; denn sie ließen nicht
Bloß Tropfen Blutes rinnen, nein, es floß zugleich
Ein dunkler Blutstrom, gleich dem Hagelguß, herab.
Durch beide brach ein solches Leid, nicht Einen nur,
Nein Gattin und Gemahlin gleichbetreffend, aus.
Wohl war das ehemal'ge Glück in frührer Zeit
Ein Glück in Wahrheit; aber jetzt am heut'gen Tag
Ist Jammer, Unheil, Schande, Tod und alles Leid
Was immer Namen nennen, über uns gestürzt.

Der neueste deutsche Homer.

Es ist nicht die Absicht, was sich irgend auf dem Gebiete deutscher Uebersetzung aus den alten Sprachen gezeigt, hier mit irgend einer Vollständigkeit zu umfassen: es geht uns nur das an, was wirklich Fortschritt ergiebt, was neue Grundsätze und Richtungen bringt. Nun ist in neuester Zeit das Werk der Uebersetzung, der metrischen wie der prosaischen, sehr ins Große getrieben worden, zumal da zwei Werkstätten einander wetteifernd gegenüberstehen. Beide befinden sich in dem buchhändlerisch wie litterarisch rührigen Stuttgart; der Metzlerschen Officin stellt sich neuerdings die Hoffmann'sche entgegen, den „neuen metrischen Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter“ tritt hier an die Seite eine „neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker, verdeutscht von den berufensten Uebersetzern“, die rüstig fortschreitet und schon an hundert Bändchen in die Welt gefördert hat. An Format und Ausstattung behauptet sie sogleich den Vortritt vor dem älteren Unternehmen, und wenn dies sich gekannter Namen unter den Mitarbeitern erfreute, so strebt sie auch hierin ein Gleiches oder Mehreres zu thun.

Wir haben dieser Sammlung bisher nicht eben viel Aufmerksamkeit gewidmet, werden aber doch durch einige der neuesten Publicationen dringend dazu bewogen. Einen besondern Abschnitt gaben wir den neueren Homerübersetzern; hier nun begegnet uns ein neuester, und dieser ist kein anderer, als derjenige, der auf dem Gebiete der tragischen Poesie der Griechen bereits unser Auge in vorzüglichem Grade auf sich zog.

J. J. C. Donner, dem wir bereits einen deutschen Sophokles und Aeschylus verdanken, giebt uns auf einmal auch einen deutschen Homer, einen ganzen Homer, die Ilias im vorigen Jahr, die Odyssee in diesem. Wir sind zwar schon gewohnt, Kränze der verschiedensten Art auf diesem Haupt vereinigt zu sehen, denn wer kennte nicht Donners treffliche Uebersetzung der Lusiaden, dennoch macht uns Homer

neben Sophokles, und in so kurzer Zeit, einiges Bedenken. Hier sind ganz andere Aufgaben, hier ist ein Vordermann, mit dem, wenn gewisse Schwächen auch zu Tage liegen, wahrlich nicht so leicht zu ringen ist. Man kann einen wohlerworbenen Namen auch wieder aufs Spiel setzen, namentlich wenn man mehr äußerer Aufforderung als innerem Triebe folgt.

Was man sogleich anerkennen muß, ist die außerordentliche Gewandtheit, ein leichtes Hinströmen der Sprache und des Verses, beinahe ohne irgend einen Anstoß und so, daß man kürzesten Weges zum Genuß der alten Poesie zu gelangen glaubt, alle jene kleinen Ecken und Hindernisse, welche in Vossens späteren Arbeiten zuweilen so störend waren, namentlich für den ungelehrten Leser, sind hier beseitigt, man liest das geläufigste Deutsch, hat die ungesuchteste Ausdrucksweise. Hier im Homer, wo so viel mehr Breite und bequeme Entfaltung der Rede ist, leistet der Uebersetzer auf dieser Seite noch ungleich mehr, als ihm dort in den Tragikern gelungen, ja mitunter kann man sich erinnert fühlen an den sanft plaudernden Fluß Goethischer Verse im Hermann oder Reineke. Die Arbeit hat auf den ersten Blick sehr viel Gewinnendes, sie ist ganz gemacht um den vollen Beifall des großen und größten Publikums zu erwerben, dem Homer unter deutschen Lesern noch eine ungleich größere Popularität zu verschaffen, als er sie bereits besitzt. Gewiß ist auch dies schon ein Verdienst, und für das merkantilische Gedeihen des Unternehmens waren Vorzüge dieser Art sicherlich die erwünschtesten. Unsere Gesichtspunkte weichen freilich weit davon ab und wir sehen uns aufgefordert, hier und diesmal an den geschätzten Uebersetzer ganz besonders strenge Maaßstäbe anzulegen.

Daß Donner den Vorgang von Voß nicht verleugnet und dankbar von ihm annimmt, können wir nicht tadeln; wir loben aber vielmehr, wenn ihn dieser Anschluß in seiner eigenen freien Bewegung so wenig gehindert hat. Daß er Voß überall gemildert und weicher gemacht habe, ist auch schon von uns anerkannt worden, allein es fragt sich jetzt näher, auf welchem Wege und um welchen Preis.

Was Donners Homerübersetzung noch scheinbarer macht und derselben sogar in höheren Schichten der Beurtheiler einen Vorsprung vor Voß geben könnte, ist der Umstand, daß es beinahe scheinen kann, als liefere er trochäenfreie Hexameter, während sich doch der Altmeister

nicht die mindeſte Mühe gegeben hat, ſeine Trochäen zu verbergen. Ein deutſcher Homer nun, der die vorhin zugeſtandenen Vorzüge beſitzt und ſogar in der Form das Vollkommene leiſtet, wie weit, wird man ſagen, muß der alles Frühere zurückdrängen, wie weit wird er Voß hinter ſich laſſen! Allein wir haben ſchon an früheren Beiſpielen erlebt, wie trüglich dergleichen Vorzüge ſind, und wie leicht bei oberflächlicher Betrachtung Voſſens gediegene Tugenden verkannt werden können. Nach ſolcher Empfehlung nun und nach ſolchem Bedenken muß man ganz beſonders geſpannt ſein auf das, was Donner, gewiß einer der fähigſten Bewerber, hier wirklich leiſtet.

Ich bedauere, ihn hier nicht völlig von Jacob, Wiedaſch und Monjé trennen zu können, ich halte dafür, daß hier das Urtheil des Kenners von dem des leichter befriedigten Liebhabers doch erheblich abweichen möchte. Donner hat ſich Freiheiten aller Art genommen, und, um viel zu erreichen, mindeſtens auch viel geopfert. Er iſt ſehr raſch mit dem Original umgegangen und der Schnelligkeit ſeines Arbeitens entſprechen auch gewiſſe Eigenſchaften des Werkes.

Voß iſt dem Original viel näher, er iſt beſtimmter, plaſtiſcher, vor allen naiver in Faſſung und Ausdruck, ſelbſt noch in der ſpäteren Ausgabe, und er beſitzt, ich kann es nicht leugnen, im Ganzen mehr poetiſchen Hauch, mehr Alterthum, mehr Griechheit. Donner hat den Abſtand, der bis auf einen gewiſſen Grad bleiben mußte, zu ſehr ausgefüllt, alles in zu unmittelbare Nähe gebracht, nicht nur ins Deutſche und Neue, ſondern auch ins Tägliche übertragen. Wer das will und ſucht, findet hier volle Rechnung, aber man entſchuldige uns, die wir noch ein anderes verlangen. So hat denn der neueſte Ueberſetzer auch das Schwierige meiſtens umgangen, und die größere Weichheit ſeines Ausdrucks nur durch Abweichungen vom Original erreicht. Schlimmer iſt in unſern Augen, daß er in der leidigen Trochäenſcheu noch viel größere Opfer bringt und hier oft geradezu ins Hölzerne und Proſaiſche fällt. Zuweilen kann man glauben, er habe ganz ohne das Original gearbeitet und nur eben Voß nach ſeiner Weiſe umgeformt, ebenſo gefühllos gegen die Feinheit des Originals als gegen das, was ſeinem Vorgänger in ſolider Art gelungen.

Dabei nun kann ich auch hier wieder, und vielleicht noch mehr als bei Jacob, die ſpondeiſchen Hexameter nur für ſcheinbar erklären,

öfters nur auf ganz sophistischem Wege erhalten. Von der Mittelzeit wird der weiteste und vortheilhafteste Gebrauch gemacht, alles was nur nicht stummes E ist, muß gelegentlich als Länge figuriren, daneben aber stehen in der Zusammensetzung die Silben los, bar, sam, heit, keit, lei und vieles andere doch als Kürzen. Häufig wird dem eiteln Ruhm zu Liebe das Schlechtere statt des Naheliegenden Besseren gewählt, die Verschränkung nicht gescheut und beständig der Inhalt der Form zum Opfer gebracht. Und doch ließ sich die Grille nicht durchführen, trotz aller Ausflüchte begegnen immer noch, wiewohl freilich nur vereinzelt, die vollständigsten Trochäen in deutschen Wörtern, die dann doch weder mit List noch Gewalt zu beseitigen waren.

Daß Wortfügung, Satzbau, Periodirung zunächst leiden, wird dem aufmerksamen Auge bald klar werden, aber auch das schöne Ebenmaaß und Gleichgewicht der Verse ist oft stark gefährdet, nur um einem Trochäus auszuweichen, und was nun endlich den Vers anlangt, so hat Donner dem Meister Voß allerdings Einiges abgelernt, das er aber nur gelegentlich und wo es ihm paßt, anbringt, um im Uebrigen daneben wieder ganz frei und ungeschult sich zu bewegen. Seine Verse fallen oft ins Matte, sind oft taumelnd, oft weichlich in amphibrachischen Füßen und dann wieder plötzlich hart durch steile Wortstellungen und herbe Cäsuren; auch in zwei Hälften zerfallende Verse kommen vor (z. B. Od. IV, 755).

So viel also die Arbeit für sich zu haben scheint, so darf der Preis hier doch nicht ertheilt werden, vielleicht aber war es Pflicht, hier besonders bestimmt zu sprechen, weil es eben galt, die höhere Forderung aufrecht zu erhalten, Schein und Wesen von einander zu trennen.

Als kleine, wiewohl ungenügende Probe gebe ich den Eingang der Odyssee; man sieht wenigstens sogleich das Verhältniß zu Voß, den Anschluß und die Abweichung.

Singe mir, Muse, den Mann, den verschlagenen, welcher so viele
Irren bestand, nachdem er die heilige Troja verwüstet:
Viel Wohnstätten gewahrt' er und mancherlei Sitten der Menschen;
Viel auch trug er des Leides zur See mit bekümmertem Herzen,
Um sein Leben bemüht und die Heimkehr seiner Genossen.

Gleichwohl rettet' er nicht, wie ſehr's ihn verlangte, die Freunde;
Denn durch eigene Frevel erſchufen ſie ſelbſt ihr Verderben,
Thörichte, welche die Rinder dem ſtralenden Sohn Hyperions
Schlachteten; darum beraubte der Gott ſie des Tages der Heimkehr.
Hievon erzähl' auch uns, unſterbliche Tochter Kronions.

Hier iſt in der That ſehr viel von Voß entnommen, bis auf das, was er gewählt hat um die Cäſur des Originals nachzubilden: Thörichte, Schlachteten, — die Abweichung aber zum öftern zugleich vom griechiſchen Text, wie im letzten Verſe, oder nicht glücklich; beſonders mißlungen iſt wohl der ſechſte Vers mit der Härte und Unſchönheit: Wie ſehr's ihn verlangte.

Als beſonders entſcheidend für die angeſtimmte Tonart erſcheint mir die bekannte Stelle im achten Buch der Ilias, wo Zeus den Göttern ſein Uebergewicht anſchaulich macht — V. 18:

Auf denn Götter, verſucht es, damit euch allen es kund ſei:
Senket ein goldenes Band vom Himmelsgewölbe hernieder,
Hängt euch all ihr Götter daran und ihr Göttinnen alle,
Doch, wie eifrig ihr euch auch abmüht, ziehet ihr niemals
Zeus, den erhabenſten Gott vom Himmel herab zu der Erde!
Wenn's denn aber im Ernſt auch mir einfiele zu ziehen,
Zög' ich euch in die Höhe zugleich mit dem Meer und der Erde,
Schlänge das Band hierauf um das Haupt des Olympos und bänd' es
Feſt, und hoch dann ſchwebte das Weltall hier in den Lüften!
So weit rag' ich hervor an Gewalt vor Göttern und Menſchen.

Auch hier iſt viel von Voß, der z. B. ungleich beſſer und treuer V. 23 giebt:

Wenn nun aber auch mir im Ernſt es gefiele zu ziehen,

Donners: mir einfiele iſt offenbar hieraus entſtanden, dem Spondeus zu gefallen und ſichtbares Abfallen des Tons von dem in der ganzen Stelle herrſchenden Pathos. Eben dies Pathos hat Voß ſehr gut erhalten, und das war leicht, wenn man nur treu war:

Auf, wohlan, ihr Götter, verſucht's, daß ihr all es erkennet,
Eine goldene Kette befeſtigend oben am Himmel;
Hängt denn all ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle,

Dennoch zöget ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus den Ordner der Welt, wie sehr ihr rängt an der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernst es gefiele zu ziehen:
Selbst mit der Erd' euch zög' ich empor und selbst mit dem Meere,
Ja, die Kette darauf um das Felsenhaupt des Olympos
Bänd' ich fest, daß schwebend das Weltall hing' in der Höhe!
So weit rag' ich vor Göttern an Macht, so weit vor den Menschen!

Hier ist Nachdruck, Schwung und ein Anflug von Erhabenheit, besonders zeichnen sich vor Donner aus V. 24 und 26, und diese erreichen eben ihre Kraft durch ganz dieselben Mittel wie das Original, durch die oratorische Wiederholung und symmetrische Stellung der Worte, welche der Nachfolger unbegreiflicher Weise aufgegeben hat. Das Felsenhaupt bei Voß ist dabei noch besonders ein Griff, so kühn und genial, wie man ihn Voß nicht zutrauen sollte. Man sieht, der kalte Mann war ergriffen und schaute die Sache. Aber Donner blieb kühl — denn er suchte Spondeen.

Noch vergleiche man z. B. mit Voß und dem Original nur folgende kleine Stelle aus dem vierten Buch V. 735. Voß giebt sie:

Auf, man wolle mir schleunig den alten Dolios rufen,
Meinen Knecht, den der Vater mir mitgab, als ich daherkam,
Der mir den Garten besorgt voll Pflanzungen; daß er in Eile
Alles dies dem Laertes verkündige, neben ihm sitzend;
Wenn doch jener vielleicht noch Rath im Herzen ersinnend,
Ausging' und vor dem Volk wehklagete, welches nun trachtet
Sein und Odysseus Geschlecht, des göttlichen Manns, zu vertilgen.

Diese Zeilen sind gewiß noch nicht das Letzte, was sich erreichen läßt, aber sie sind in der Hauptsache trefflich angelegt. Laßt sehen, wie Donner sie verfeinert, sie abglättet. Aber nein, er ist zunächst wieder nur wegen der Trochäen zu Aenderungen genöthigt, und hat dann erst ferner Zeit, sich um Sinn und Stimmung zu kümmern. Er kann in seiner Weise nicht sagen: Den alten Dolios, und nicht meinen Knecht (δμῳ̃' ἐμόν), sondern muß sich hier sogleich zu erkünstelten Umschreibungen entschließen, es koste nun, was es wolle. So übersetzt er also:

Doch nun rufe mir eilig den Dolios Eine, den Alten,
Den mir der Vater als Knecht noch mitgab, als ich dahinzog,
Der mir im Garten die Bäume besorgt, auf daß er in Eile,
Sich zu Laertes setzend, getreu ihm alles berichte:
Ob nicht dieser vielleicht, noch Rath aussinnend im Geiste,
Hingeht, Klagen erhebend im Volk, daß sein und Odysseus
Edles Geschlecht dem Verderben zu weihn die Verruchten beschlossen.

Die Veränderung in der ersten Zeile ist wahrlich keine Verbesserung, das als Knecht aber armselig und gefühllos, noch weit schlimmer jedoch die Aenderung im dritten Verse. Man kann anstoßen bei Vossens voll Pflanzungen, allein das Original erklärt es: *καί μοι κῆπον ἔχει πολυδένδρεον* — wie poetisch hier das Beiwort, das freilich nicht so leicht zu geben war. Aber was Donner giebt, ist kahle Prosa. Ein paar Beispiele solcher Art müssen für den Kenner höchst verstimmend sein, weil sie einen Standpunkt verrathen. Aussinnend statt ersinnend ist wieder ein Zugeständniß an den Spondeus. Besonders verweisen wir die Aufmerksamkeit des denkenden Urtheilers noch auf die Aenderungen der beiden letzten Zeilen, im Vergleich mit Voß und vollends dem Original. Aus *ὃν γόνον* wurde edles Geschlecht, die Verruchten gehören ganz dem Uebersetzer, ebenso die steife Construction und gut prosaisch ist der Ausdruck: dem Verderben zu weihn. Nein, so soll man uns keinen Griechen, so den Homer nicht übersetzen!

Wem es bloß auf den ungefähren Eindruck abgesehen ist, der mag hier seine Rechnung finden, aber man schlage ja nicht den griechischen Text auf. In einem epischen Gedicht und im Homer ist meistens sehr viel und alles gelegen an der bestimmten Wortstellung, an einer wohlabgemessenen Folge alles Einzelnen, man kann die Ausdrücke nicht nach Bequemlichkeit hin und her werfen. Es ist das große und bleibende Verdienst Vossens dies sicher gefühlt, dies mit Strenge durchgesetzt zu haben, es ist die Grundbedingung einer guten Homer-Uebersetzung. Voß z. B. giebt eine Stelle im neunten Buch der Odyssee Vers 240, wo vom Cyklopen die Rede ist, in genauem und hier höchst nöthigem Anschluß an das Original:

Auf nun ſchwang er und ſtellte den mächtigen Fels vor den Eingang,
Fürchterlich groß; nicht hätten ihn zweiundzwanzig der Wagen,
Stark gebaut, vierrädrig, vom Boden hinweggewälzet.

Dagegen Donner:

Und dann hob er empor den gewaltigen Stein vor dem Eingang,
Fürchterlich ſchwer; wohl hätten ihn nicht vierrädriger Wagen
Zwanzig und zwei, auch tüchtig gebaut, von der Erde gehoben.

Daß hier Voß den ſpondeiſchen Ausgang des Originals bewahrt, Donner ihn weggelaſſen, darauf lege ich natürlich kein beſonderes Gewicht, aber die Art, wie letzterer mit den Beiwörtern umgegangen iſt, dieſe verſetzt und aufgelöſt hat und wie er auch die Zahl umſchreibt, darin iſt er höchlich zu tadeln, denn das heißt Stimmung und Stil opfern. Glaube man aber nicht, daß dieſe Stelle einzeln ſteht, ſondern es handelt ſich in der That um ein allgemeines Princip, das allerorten begegnet, wo man nur aufſchlägt und vergleicht. Z. B. im dreizehnten Geſang der Odyſſee Vers 194:

Darum erſchien jetzt Alles dem Könige anders geſtaltet,
Pfade, die weit durchliefen das Land, und ſchirmende Buchten,
Bäume mit üppiger Frucht und glattaufſteigende Felshöhn.

Voß hat ungleich treuer und epiſcher:

Drum in fremder Geſtalt erſchien jetzt Alles dem König,
Langhinſchlängelnde Pfade zugleich und ſchirmende Buchten,
Felſen mit ſtarrendem Haupt und hochgewipfelte Bäume.

Man kann rechten über die Wahl der Beiwörter, aber die adjectiviſche Form iſt hier dem epiſchen Stil weſentlich, nur ſo entſteht eine Symmetrie, aber eins oder das andre davon aufzulöſen in einen relativen Satz iſt durchaus vom Uebel, iſt grundſätzlich zu beſtreiten. In der letzten Zeile hat überdies Donner die Glieder umgeſtellt und den Gegenſatz nicht glücklich ausgedrückt, denn kahle Felſen ſind dem üppigen Waldwuchs entgegengeſetzt: Früchte gehören nicht hierher; man vergleiche die Parallelſtelle Il. 6, 148.

Oder Folgendes aus Donners Ilias. Am Anfang des ſiebenten Buches Vers 4:

So wie den harrenden Schiffern ein Gott zusendet ersehnten
Fahrwind, wenn sie ermatten, nachdem sie lange mit blanken
Rudern geschlagen die See, und erschöpft hinsinken die Arme:
Also erscheinen die beiden ersehnt von den harrenden Troern.

Auch hier wieder ist die Abweichung von Voß beinahe gleich groß und in selber Richtung als die vom Original. Voß übersetzt so:

Wie wenn ein Gott Schiffleuten nach sehnlichem Harren den Fahrwind
Sendet, nachdem arbeitend mit schöngeglätteten Rudern
Lange das Meer sie geregt, und müd' hinsanken die Glieder:
So auch erschienen sie beide den sehnlich harrenden Troern.

Bei Donner ist in zwei auf einander folgenden Versen die Trennung vom Adjectiv und Substantiv am Ende der Zeile äußerst unangenehm, dann aber besonders auch das blanke Ruder unhomerisch. Allerdings, auf ganz prosaischem und, man erlaube das Wort, spießbürgerlichem Standpunkt ist ein blankes oder glattes Ruder eben so viel als ein wohlgeglättetes (εὔξεστος), allein wenn es darauf ankommt, homerische Sprache und homerischen Ton wiederzugeben, so liegt hier ein großer Unterschied und wer das nicht fühlt und einsieht, der bleibe lieber davon; denn es fehlt ihm das Organ für dergleichen. Auch die Arme statt der Glieder (γυῖα) sind hier keineswegs gleichgültig, und so dürfte auch ein Abstand sein zwischen: ersehnt von den Troern, und: erschienen den sehnlich harrenden Troern. Von der Art giebt es nun tausend Feinheiten und scheinbare Kleinigkeiten, die aber schwer ins Gewicht fallen, wo es sich um Charakter und Stimmung handelt, und wer hier genau prüft, dem dürfte sich ergeben, daß Voß, der auf den ersten Blick oft roh und rauh erscheint, doch zuletzt feiner gefühlt hätte.

Insbesondere steht es schlimm um die epischen Beiwörter. Alle jene Zusammensetzungen mit wohl (εὖ), die man dem Homer so wenig nehmen darf, hat Donner sich versagt, weil sie ihm einen Trochäus ergeben hätten, aber auch sonst änderte er, dieser Liebhaberei zufolge, zum großen Theil, selbstverständlich zum Nachtheil des Charakters. Aus Vossens der stralende Hektor (φαίδιμος) wird der erhabene (Il. VII, 1), aus dem Herrscher Apollon (ἄναξ) wird der Ge-

bieter, aus dem Roſſebändiger Hektor ſchlechtweg der gewaltige, ſtatt des wohlgeſchnittenen Riemen (εὔτμητος Il. VII, 305) das zierliche Riemengehenk: ſtatt des helmumflatterten Hektor (κορυθαίολος) finden wir: der Held mit dem wogenden Helmbuſch. Es iſt wahr, daß auch wohl Voß ſich hie und da zu einer Umſchreibung genöthigt geſehen, z. B. VII, 303: das Schwert voll ſilberner Buckeln (ξίφος ἀργυρόηλον), allein das ſind nur Ausnahmen, während ſolche Fälle bei dem neueſten Ueberſetzer beinahe zur Regel werden. So überſetzt Voß, zwar nicht genügend aber doch anerkennenswerth Vers 297:

Trojas Männer erfreu' und die ſaumnachſchleppenden Weiber —

Donner dagegen wieder mit proſaiſcher Paraphraſe:

Trojas Männer erfreu' und die Fraun in den langen Gewanden —

im Original: Τρωάδας ἑλκεσιπέπλους. Wenn hier der epiſche Charakter verloren geht, ſo muß man leider ſich eingeſtehen, daß durchhin die Milderung Verflachung ſei und Ueberführung der Poeſie in Proſa. Wozu dann der Vers? Aber gerade dieſem, d. h. einer Caprice hinſichtlich deſſelben, verdanken wir ſolche Umwandlung.

Gewiß iſt man darüber einig, daß eine Verdeutſchung der Odyſſee, welche heutigestages genügen ſoll, feinere Tinten haben müſſe, als ſie der Eutiniſche Ueberſetzer bietet. Ebenſowenig als wir ein Verwiſchen und Verallgemeinern deſſen geſtatten durften, worin Charakter liegt, ebenſowenig dürfen wir nun auch ein Aufſchmücken und Uebertreiben des Einzelnen zulaſſen, ein Punkt freilich, in dem auch ſchon Voß nicht ſelten gefehlt hat. Allein es handelt ſich hier um die zarteſten Grenzen und gerade in dem Bewahren des ganz einfachen und unſchuldigen und doch nicht proſaiſchen Ausdrucks dürfte ſich am allermeiſten der Beruf eines wahren Homerüberſetzers an den Tag legen. Auch hier wieder hat eine falſche metriſche Strenge weit von dem Wege abgeführt. Allerdings liegen gerade oft in den ſcheinbar unbedeutendſten Worten die ſchwerſten Aufgaben für den Ueberſetzer, aber ſchlimm, wenn er die Hinderniſſe einrennt, ſtatt ſie kunſtgerecht zu überſpringen. Wir wollen kurz ſein, wo vielleicht gerade Ausführlichkeit belehrend wäre. Voß überſetzt die Worte der Athene an Nauſikaa (VI, 31):

Eilen wir denn zur Wäſche, ſobald der Morgen ſich röthet —

Nicht übel, wiewohl das Original noch ungleich einfacher ist: ἀμ᾽ ἠοῖ φαινομένηφι. Dagegen Donner:

Auf denn, gehn wir zu waschen, sobald aufleuchtet das Frühroth —

Dies dürfte manchem Geschmack als ein Gewinn erscheinen, dem durchgebildeten muß es eine Vergröberung sein. Dies ist freilich nur Ein Beispiel — ich will damit auch nur aufmerksam machen.

Nur noch Eines. Zuweilen sind die Farben des Originals so leise, daß alles was man dafür im Deutschen setzen könnte, zu stark wäre; in solchem Fall ist selbstverständlich am gerathensten, lieber etwas fallen zu lassen. Diesen Fall finde ich z. B. in der unvergleichlich schönen Stelle des sechsten Buchs der Odyssee, Vers 42, wo der Sitz der Götter geschildert wird. Hier ist, nach meinem Dafürhalten, das φασὶ ἔμμεναι diesmal unübersetzlich. Voß hat: Sagen sie, als Parenthese zu Anfang des Verses, Donner etwas milder, in der Mitte. Bei letzterem lautet die ganze Stelle:

Also sprach und schwebte des Zeus helläugige Tochter
Nach dem Olympos empor, wo, sagen sie, ewig der Götter
Wohnsitz steht. Ihn erschüttert der Sturm, ihn feuchtet der Regen
Nie, kein Schnee umhüllt ihn; gewölklos breiten die reinen
Lüfte sich über ihn aus, und ein blendender Schein umfließt ihn.
Dort ergehen sich ewig in seliger Wonne die Götter.
Dahin ging Athenäa, nachdem sie bedeutet die Jungfrau.

Dies „sagen sie“, so stark ausgesprochen, widerspricht sogar der genauen Schilderung im Folgenden, man hat eben eine dem Griechischen höchst geläufige und bequeme, im Deutschen aber auffallende Ausdrucksweise. Auch im Uebrigen ist die Stelle nicht gelungen, sie entbehrt der Anmuth und des Aufschwungs, ist schwach und unruhig, was hier namentlich in der Brechung der Verse und der gestörten Symmetrie liegt. Ich schlage eine von mir selbst im Jahr 1848 vom sechsten Buch der Odyssee gemachte Uebersetzung auf, und finde darin die Stelle so:

Also sprach und enteilte des Zeus helläugige Tochter
Zum Olympos empor, wo der Götter ewiger Wohnsitz.
Nie erschüttert ihn Sturm und niemals feuchtet ihn Regen,

Nimmer nahet ihm Schnee, es breitet ſich himmliſche Heitre
Ueber ihn wolkenlos, und umfließt hellleuchtender Glanz ihn.
Ewige Tag' erfreuen ſich dort die ſeligen Götter.
Dahin eilte die Göttin, nachdem ſie ermahnet die Jungfrau.

In Summa: Mag der ſonſt ſo treffliche Donner hier im Homer fließender ſein als Voß, aber er iſt nicht mehr in demſelben Maaß homeriſch, der geſammte Maaßſtab iſt bedeutend herabgeſtimmt; er iſt im Grunde nur lesbarer für das große Publikum. Man kann nicht ſagen, daß nur das Einzelne dem Ganzen geopfert ſei, es iſt der geringere Vorzug eingetauſcht worden um den Preis des größeren und höheren.

Zu einer gewiſſen Entſchuldigung deſſen, worin uns hier gefehlt zu ſein ſcheint, darf indeß nicht vergeſſen werden, daß wir hier die Folgen der Anläufe von Schlegel und Wolf und zum Theil ſogar den Einfluß Goethe's haben. Jene wußten Voß nicht vollſtändig gerecht zu werden und faßten den ſo gefährlichen als verführeriſchen Gedanken des ſpondeiſchen Hexameters; dieſer legte die epiſche Versart für ſeine beſonderen Zwecke zurecht und paßte ſie ſeiner bürgerlichen Sphäre an. Man hüte ſich dieſe in den Homer zurückzutragen! Wendungen nahe der Proſa, welche der Dichter des Reineke und des Hermann ſich erlauben konnte, gehören weder für Odyſſee noch Ilias. Hier bleibt die Höhe der Aufgabe die: mit der ganzen Naivität zugleich die volle Erhabenheit zu bewahren und beides auf das Innigſte zu verſchmelzen, eine Aufgabe, welche vielleicht als eine beſtändige deutſcher Kunſt geſteckt bleibt, und der man ſich nur langſam und allmälig, wohl auch mit Rückſchritten, annähern wird. — Goethe ſelbſt hat in ſeiner Achilleis einen anderen Ton.

Theokrit von Moerike.

Es muß ganz beſonders anerkannt werden, wenn ein namhafter Dichter ſich an das Werk des Ueberſetzens begiebt; hinſichtlich der Auffaſſung und noch mehr der Wiedergabe iſt hier etwas ganz anderes zu erwarten, als bei jenen mehr mechaniſchen Arbeitern, nämlich das, was als das Höchſte gelten muß, die dichteriſche Reproduction.

Dem Hoffmannſchen Unternehmen, eine Folge neuer deutſcher Ueberſetzungen griechiſcher Dichter zu geben, iſt es gelungen, für Theokrit, wenigſtens zum Theil, eine dichteriſche Hand zu gewinnen, deren Beruf für Idylliſches längſt in eigenen Productionen die vollſte Anerkennung gefunden. Der liebenswürdige ſchwäbiſche Dichter Eduard Moerike giebt uns den griechiſchen Idyllendichter, und er begiebt ſich hier in den Wettſtreit mit dem Eutiniſchen Altmeiſter, der auf dieſem Felde gleichfalls ganz beſonders berufen ſchien. An den ſpäteren ſind freilich hier ungleich höhere Forderungen zu richten, aber er befindet ſich auch wohl im Vortheil, ſofern die ſchwäbiſche Alp doch dem ſiciliſchen Inſellande um vieles näher und verwandter ſein mag, als holſteiniſches Marſchland und niederſächſiſche Sprache.

Was die höheren Forderungen anlangt, ſo finden wir uns in Moerike's Arbeit nicht getäuſcht, allein er hat wiederum manches vernachläſſigt, was auch einem Geringeren hätte gelingen können und müſſen. Dem Vers iſt gar zu wenig Aufmerkſamkeit gewidmet, es iſt zum öftern geradezu ungefüg, und namentlich ſtören harte Ueberziehungen von einem Vers in den andern ſein Gleichgewicht. Man wird in Moerike's Ueberſetzung nicht inne, daß wir hier einen Dichter von feinſter Ausführung und Abglättung vor uns haben; der Ueberſetzer läßt es überdies auch an Schmelz fehlen, indem er nicht ſelten die bindenden Partikeln verſäumt. Was Moerike unüberſetzt ließ,

wurde von Notter ergänzt, der auch Anmerkungen gab. Wir finden die letzteren ganz schätzbar, können aber die Ueberſetzung durchaus nicht loben. Von Moerike ſtehe hier

Der Kyklop.

Gegen die Liebe, mein Nikias, iſt kein anderes Mittel,
Weder in Salbe, noch Tropfen, ſo deucht es mir, außer der Muſen
Kunſt. Ihr Balſam, ſo mild und lieblich, erzeuget ſich mitten
Unter dem Menſchengeſchlecht, obwohl nicht jeder ihn findet.
Doch du kennſt ihn, mein' ich, genau: wie ſollt es der Arzt nicht,
Und ein Mann, vor vielen geliebt von den neuen Pieriden.

Alſo ſchuf der Kyklop ſich Linderung; unſeres Landes
Alter Genoß, Polyphemos, der glühte für Galateia,
Als kaum jugendlich Haar ihm keimt um Lippen und Schläfe.
Roſen vertändelt' er nicht, und Aepfel und Locken; er ſtürmte
Hitzig auf's Ziel gradaus, und alles vergaß er darüber.
Oftmals kehrten die Schafe von ſelbſt in die Hürden am Abend
Heim aus der grünenden Au; doch er, Galateia beſingend,
Schmachtet dort im Jammer am Felſengeſtade voll Seemoos,
Frühe vom Morgenroth, und krankt' an der Wunde, die Kypris
Ihm, die erhabene, gab mit dem Pfeil, tief innen im Herzen.
Aber er fand, was ihm frommte; denn hoch auf der Jähe des Felſens
Saß er, den Blick zum Meere gewandt, und hub den Geſang an:

O Galateia, du weiße, den Liebenden ſo zu verſchmähen,
Weiß wie geronnene Milch, und zart von Geſtalt wie ein Lämmchen,
Und wie ein Kalb muthwillig und friſch wie die ſchwellende Traube!
Immer nur kommſt du ſo her, wenn der ſüße Schlaf mich umfänget,
Und gleich eilſt du hinweg, wenn der ſüße Schlaf mich entläſſet.
Ja du entfliehſt, wie ein Schaf, das eben den gräulichen Wolf ſah.
— Damals liebt' ich bereits dich, Mägdelein, als du mit meiner
Mutter das erſte Mal kamſt Hyakinthosblumen zu pflücken
In dem Gebirg, ich war es ja, welcher die Wege dir nachwies.
Seit dem möcht' ich dich immer nur anſchaun, immer, es läßt mir
Keine Ruh'; doch du, beim Zeus, nichts achteſt du, gar nichts!

Ich weiß ſchon, holdſeliges Kind, warum du mich fliehest:
Weil mir über die Stirn durchweg ſich die borſtige Braune
Streckt, ein mächtiger Bogen von einem Ohr zu dem andern,
Drunter das einzige Aug', und die breite Naſ' auf der Lefze.
Aber auch ſo, wie ich bin, ich weide dir Schafe bei Tauſend,
Und die fetteſte Milch mir zum Leibtrank melk' ich von ihnen.
Käſ' auch mangelt mir nie, im Sommer oder zur Herbſtzeit,
Noch im härteſten Froſt, ſchwervoll ſind die Körbe beſtändig.
Auch die Syringe verſteh ich, wie keiner umher der Kyklopen,
Wenn ich, o Honigapfel, dich ſing' und daneben mich ſelber,
Oft noch ſpät in der Nacht. Auch elf Hirſchkälbchen dir füttr' ich
Auf, mit Bändern am Hals, und dazu vier Junge der Bärin.
Ei, ſo komm' doch zu mir! du ſollſt nicht ſchlechter es finden.
Laß du das blauliche Meer, wie es will aufſchäumen zum Ufer;
Lieblicher ſoll dir die Nacht bei mir in der Höhle vergehen.
Lorbeerbäume ſind dort und ſchlank geſtreckte Cypreſſen,
Dunkler Epheu iſt dort, und ein gar ſüßtraubiger Weinſtock;
Kalt dort rinnet ein Bach, den mir der bewaldete Aetna
Aus hellſchimmerndem Schnee zum Göttergetränke herabgießt.
O wer wählte dafür ſich das Meer und die Wellen zur Wohnung?
Aber wofern ich ſelber zu haarig dünke von Anſehn,
Hier iſt eichenes Holz und reichliche Gluth in der Aſche:
Schau, gern duld' ich's, und wenn du die Seele ſogar mir verſengteſt,
Oder mein einziges Auge, das Liebſte mir, was ich beſitze!
— Weh, o hätte die Mutter mich doch mit Kiemen geboren!
Zu dir taucht' ich hinab, und deckte mit Küſſen die Hand dir,
Wenn du den Mund nicht gäbſt. Bald ſilberne Lilien brächt' ich,
Aber es blüh'n ja im Sommer die einen, die andern im Winter,
Drum nicht alle zugleich dir könnt' ich ſie bringen die Blumen,
Bald zartblumigen Mohn, mit purpurnem Blatte zum Klatſchen.
Aber nun lern' ich — gewiß o Kind, ich lerne noch ſchwimmen!
Wenn ſeefahrend einmal mit dem Schiff anlandet ein Fremdling,
Daß ich ſeh', was es ſüßes auch iſt, in der Tiefe zu wohnen.
Komm heraus, Galateia! und biſt du heraus, ſo vergiß auch,
So wie ich, der am Strande hier ſitzt, nach Hauſe zu kehren.
Weide die Heerde zuſammen mit mir, und melke die Schafe,

Gieße das bittere Lab in die Milch, und preſſe dir Käſe.
— Meine Mutter allein iſt ſchuld, und ich ſchelte ſie billig;
Niemals ſprach ſie dir noch ein freundliches Wörtchen von mir vor,
Und doch ſah ſie von Tag zu Tag mich weniger werden.
Aber nun ſag' ich, mir klopf' und mir zuck' es im Haupt und in beiden
Füßen, damit ſie ſich gräme, dieweil ich ſelber voll Gram bin.
— O Kyklop, Kyklop! wo ſchwärmete dir der Verſtand hin?
Wenn du gingeſt und flöchteſt dir Körb' und brachteſt den Lämmern
Abgeſchnittenes Laub, wahrhaftig, da thäteſt du klüger!
Melke das ſtehende Schaf! was willſt du dem flüchtigen nachgehn?
Du kannſt mehr Galateien, vielleicht noch ſchönere, finden.
Laden mich doch oft Mädchen genug zu nächtlichen Spielen.
Geh ich einmal mit ihnen, das iſt ein Jubeln und Kichern!
Traun, ich gelte ſchon auch in unſerem Lande noch etwas.

Alſo linderte ſich damals Polyphemos die Liebe
Durch den Geſang, und ſchaffte ſich Ruh', die mit Gold nicht erkauft wird.

Empedokles von Lommatsch.

Eine Aufgabe der höchsten Art boten dem metrischen Uebersetzer die Bruchstücke dar, welche uns von der alten philosophischen Poesie der Griechen gerettet worden sind, namentlich einige Stücke aus den großen Lehrgedichten des Parmenides und Empedokles. Diese Fragmente sind nicht nur an sich selbst von großem Interesse, sondern auch sofern sie uns die Vorbilder des Lucrez zeigen, und als Virgil und Ovid sich ihnen zuweilen anzunähern gesucht haben. Es herrscht in ihnen eine einfach erhabene Ausdrucksweise, ein großartiger Stil. In der That, der Kreis der Aufgaben, welche die Reste des Alterthums dem deutschen Uebersetzer stellen, scheint erst geschlossen, wenn auch diese philosophische Poesie in ihrem eigenthümlichen Charakter einen Ausdruck gefunden hat; freilich liegt gerade hier das Schwerste und man darf darum nicht darauf rechnen, daß man sich sehr zeitig an diesen Versen versucht haben werde. Auch Voß, der vor keiner Schwierigkeit erbebte, ließ sie noch liegen, vielleicht weil ihm der Gegenstand fern lag, vielleicht weil er ein Gefühl hatte von dem noch sehr verdorbenen Zustand der Texte, welche zunächst eine Hülfe bedurften. Fülleborn versuchte im Jahr 1795 (in seinen Beiträgen zur Geschichte der Philosophie) nur eine prosaische Uebersetzung, theilte aber Stücke aus der lateinischen des Bessarion mit, welche das Original nicht übel in gleicher Form ausdrückt. Erst im Jahr 1830 versuchte sich Dr. Bernhard Lommatsch in seinem Buch: „Die Weisheit des Empedokles“ an den Versen des dichterischen Philosophen; aber offenbar noch zu früh, denn erst acht Jahre später erschien die treffliche kritische Arbeit des Textes von Karsten (Philosophorum Reliquiae Tom. III). Außerdem aber fehlte es auch dem Uebersetzer an aller Vorübung und Sprachgewandtheit und hier wo im Stil das Höchste zu leisten war, blieb das Gewöhnlichste unerreicht, so daß man sagen darf, es sei vielleicht niemals etwas Ungeschulteres und Unförmlicheres von metrischer

Ueberſetzung erſchienen, da hier metriſch und proſodiſch eben alles erlaubt iſt, bei gar nicht ſonderlichem Anſchluß an das Original. Aus dem erhabenen Eingang des Empedokleiſchen Gedichtes über die Natur leſen wir hier die folgenden Verſe, in denen, wer den Dichter kennt, ihn nicht wiedererkennen wird.

Doch ihr Götter den Wahn des Geredes ſolcher abwendet,
Und aus heiligem Mund' ausgießt eine lautere Quelle.
Dir auch, geprieſen ſo viel, o Muſe, weißarmige Jungfrau,
Nahe ich, zu erhören, was ſich Vergänglichen ziemet.

Das möge genügen; wir wollen weder dem Verfaſſer, noch dem Dichter und Leſer ein weiteres Leid anthun. *Τὰδ' ἄλλα δε σίγη κευθέον**)! wie es in einem ſchönen Epigramm der Anthologie heißt.

Um bei dieſer Gelegenheit doch etwas von den großartigen Gedichten des philoſophiſchen Dichters mitzutheilen, wähle ich ſeine ſchönen Verſe auf Pythagoras, bin aber in der Lage, es nach meiner eigenen Ueberſetzung geben zu müſſen, denn die eben erwähnte bleibt allzu weit hinter den billigſten Forderungen zurück:

Unter jenen nun war ein Mann, Ausbündiges wiſſend,
Der des Denkens beſaß den allergewaltigſten Reichthum,
Aller Weisheit mächtiger Held, voll ſiegender Thatkraft:
Richtete der ſich empor, die ganze Kraft zu gebrauchen,
Leichtlich durchſchauet' er Jegliches dann von allem was da iſt,
Ragend auf Menſchenalter hinaus, auf zehn und auf zwanzig!

*) Das Uebrige iſt mit Schweigen zu verhüllen.

Ueberſetzungen aus neueren lateiniſchen Dichtern.

Um den Kreis der Ueberſetzungen aus alten Sprachen zu vollenden, darf hier vielleicht auch die neuere Latinität nicht ganz übergangen werden. Jene Begeiſterung, welche im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert für die alte Litteratur und Poeſie erwachte, hat auch eigene poetiſche Production in dieſen Sprachen hervorgerufen und unter ihnen befindet ſich nicht Weniges, das einen nahe an die Alten reichenden Ruhm erworben. Sanazar und Johannes Secundus, Balde und Sarbievius ſind zu ihrer Zeit hochgefeiert worden, man lieſt ſie noch mit Vergnügen, wie ſie denn ſich auch neuerer Abdrücke zu erfreuen gehabt, und ſo fehlt es ihnen auch nicht an Ueberſetzern. Wenn die Kennerſchaft ſich gern auch noch der gelungenen Copie neben dem Original erfreut und man ſich in ſolchem Vergleich erſt recht bewußt wird, was denn über das Nachahmliche hinaus die unnachahmlichen Eigenſchaften der letzteren ſeien, ſo empfehlen wir immer im Intereſſe von Horaz und Tibull neben ihnen Balde und Sarbievius, Sanazar und Secundus zu leſen, und wahrlich, man kann ſie auch leſen ihrer ſelbſt wegen. Herder hat einen großen Theil der Oden des Balde metriſch überſetzt und Goethe fand große Freude daran. Es gehören ſogar dieſe Uebertragungen zu Herders gelungenſten. Weniger bekannt ſind vielleicht ein paar Stücke, die er aus Sarbievius, dem polniſchen Horaz, in deutſche Verſe gebracht. Da ich ſie gleichfalls für gelungen halte, denn bei großer Treue haben ſie ganz den Anſtrich des Originals, ſo kann ich nicht umhin ſie hierher zu ſetzen.

An die Weisheit.

Die du, höchſte Vernunft, weiſe die Schickung lenkſt,
Wie zuweilen der Ernſt deiner Verfügungen
Uns ergetzet, ergetzen
So die menſchlichen Spiele dich?

Mit freigebiger Hand ſtreueſt du Güter aus,
Und wir raffen ſie auf, wenn ſie gefallen ſind,
Wie die Jugend die Nüſſe
Mit kurzweiligem Zanke rafft.

Wer jetzt Kronen erhaſcht, bricht ſie; wer Zepter kriegt
Sieht ſie wieder entführt, eh er ſie tragen kann.
Welt, ſo ſchwankſt du, zerriſſen
Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker theilt
Iſt ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe dir,
Mich, indeß ſie ſo zanken,
Mit dir lachen und fröhlich ſein.

Ueber die Vergänglichkeit.

Menſchlichem Elend wär es eine Linderung,
Sänken die Dinge wieder, wie ſie ſtiegen,
Langſam; doch oft begräbt ein ſchneller Umſturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt ſtand nichts. Der Städt' und Menſchen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu ſteigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du ſelbſt des Todes Opfer ſein wirſt,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menſchen und Menſchenwohnungen zerſtöret
Grauſam die Götter.

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienſt und Tugend ſich ein ewig
Leben erworben.

Man bemerkt ungern eine Veränderung des sapphischen Metrums, so wie, daß eine Strophe, die dritte des Originals, welche den Sturz der Reiche noch weiter ausmalt, fortgeblieben ist (Lyric. Lib. II, 7), muß aber die Rundung und den Nachdruck der Uebersetzung in hohem Grade anerkennen, wobei sich die Bemerkung aufdrängt, daß wir zur Zeit schwerlich die Uebersetzung irgend einer horazischen Ode besitzen, welche sich der vorliegenden gleichstellen könnte. Allein man wird auch auf die Betrachtung geführt, daß es wegen der vermeinten Anschauung ungleich leichter sei diese neueren Lateiner in eine neuere Sprache zu übertragen.

Ganz dasselbe bemerken wir bei einer Uebersetzung des Johannes Secundus, dessen Elegien, übertragen von Edmund Dorer-Egloff sich in der That lesen lassen, als ob es Original-Dichtungen wären; der Uebersetzer läßt uns auch nicht das Geringste fühlen von einer gewissen Uebersetzersprache. Es liegen mir vier gedruckte Hefte vor, meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen, das erste eine Lebensbeschreibung des Dichters enthaltend unter dem Titel: „Ein niederländisches Dichterleben“, die andern den größten Theil seiner dichterischen Werke, namentlich die elegischen. Ich theile drei dieser gelungenen Uebersetzungen mit, wobei ich mir ganz geringe Aenderungen erlaube, weil ich sie gern von den kleinen Flecken, die ihnen noch anhaften, befreit sehen möchte; leider nur habe ich den Hiatus, welchen der Verfasser sich erlaubt, nicht überall entfernen können.

Dichterfluch.

Dies ist also der Tag, an dem in blühender Schönheit
Julia, ach, sich dem Mann ewig zu eigen erklärt!
Einer anderen Maid soll jetzt mein Busen erglühen,
Und vernichten im Geist soll ich der Theuersten Bild?
O, ihr glühte mein Herz! so wird es nimmer erglühen,
Ob mir bald, ob mir spät fället des Sterblichen Loos!
Jetzt reicht schon sie die Hand dem fremden Mann zu dem Bunde,
Den der Götter Beschluß gleich im Beginne verdammt.

Bald beginnet das Mahl, es beginnen die munteren Tänze;
Allem stehe ich fern! Götter, ich fluche der Lust!
Phoebus, ich ehrte dich stets als Vater der heiligen Sänger;
Hatt' ich Recht, o dann berge dein strahlendes Haupt!
Schleudre die Pfeile des Blitzes, o Zeus, aus glühender Rechten,
Ihre Helle allein werde die Leuchte des Tags!
Und du, Gattin des Zeus, entfeßle die Quellen der Ströme,
Zeige der Welt, wie sehr solcher Verbindung du gram!
Täuscht sich mein Auge? Verbirgt wohl Cynthius wirklich sein Antlitz?
Ja, es geschieht! und schwarz liegt auf den Feldern die Nacht;
Siehe, zum Meere geworden ergießt die Luft sich in Strömen,
Und des Himmels Gewölk berstet in flammendem Brand.

Dichtersegen.

Nimmst du die Werke zur Hand, die hohen, in Latiums Sprache,
Schaust du die Frauen in Lust, schaust du die Männer in Pracht.
Traun! noch leben in ihnen vereint die Kraft und die Anmuth,
Wie die Quiriniſchen Höhn einst sie gesehn und gehört.
Abends durchziehst du in Lust Pompejiſche schattige Gänge
Und manch liebliches Kind nahet den Blicken sich da.
Siehe das Haar! wie schwarz! freiwallend! gebunden! gescheitelt!
Siehe das Aug! wie schwarz. Alles in Blüthe und Schmuck!
Lesbia nahet zuerst in Pracht vor allen erglänzend:
Ihres Sperlings Verlust trübet mit Schmerzen ihr Herz,
Doch mit schmeichelndem Blick verheißt sie in Menge dir Küsse,
Wie sie in williger Lust einst sie dem Trauten geschenkt.
Delia wandelt zunächst daher muthwilligen Schrittes
Und der Erde zur Lust schwebet ihr Nemesis nah;
Selig sie beide! es wird, so lang als Amor, der kleine,
Herzen der Dichter versengt, blühen ihr heiliger Ruhm!
Cynthia nahet dir jetzt; wie blitzt allmächtig ihr Auge!
Wie sie sich regt und bewegt reizend im Choergewand!
O sie besiegte dem Manne die Kraft, die Amor gemieden,
Und zu Füßen ihr liegt dienend sein strebender Stolz.
Hüte mir sorglich den Blick, daß nicht dich selbst sie verwunde!
Sieh, noch athmet sie Glut! Sieh, mit den Pfeilen, sie drohn!

Liebe überall.

Wie, du konnteſt, mein Karl, verlaſſen die Wonnen der Liebe,
Schaurigem Hörnerklang folgen in blutigen Krieg?
Glaube mir, nimmer verdient der Ruhm, durch die Waffen errungen,
Daß die trauernde Maid weine ein Thränchen dir nach!
Hegeſt die Hoffnung du gar zu entfliehn dem Bogen Cupido's,
Wenn du in blutiger Hand faſſeſt die Waffen des Mars?
Täuſche dich nicht! Den Liebenden mehrt die Entfernung die Gluten,
Und kein Schlachtengewühl bringet die Liebe zu Ruh.
Nie verließ den Mars, den geliebten, die glühende Venus
Und in den Lagern ſogar nahte ſie muthig dem Gott.
Schwebte die Göttin nicht als Hort um die Heere des Kaiſers,
Nicht um Aeneas Volk, nicht um Aeneas Geſchlecht?
Magſt als Krieger du ſelbſt zu den fernſten Indiern dringen,
Wird zur Seite dir doch Amor, der glühende, gehn.
Ja, mit dem Helm das Haupt, mit dem Erz die Schenkel ſich ſchirmend,
Wird er aus roſiger Hand ſchleudern den drohenden Pfeil.
Schwer iſt jeglicher Kampf mit dem Gott; je weiter du wandelſt,
Deſto härter beſtraft Amor dich, Flüchtling, mit Glut.
Selbſt in der Mitte der Schlacht, wo Amor blitzt mit dem Schilde,
Wird dir ein trauerndes Bild, wird die Geliebte dir nahn.
Dann vergiſſeſt den Kampf du, und fluchteſt den Mühen des Krieges
Und auf ſchwellendem Pfühl führteſt du lieber den Krieg.
Fluch dem Manne, der einſt die ſchaurigen Schwerter erfunden!
Wahrlich, an Härte kam nimmer ſein Eiſen ihm gleich!
Doppelter Fluch dem Mann, dem allerärgſten der Frevler,
Der die neueſte Kunſt lehrte den Menſchen zur Qual!
Selber die Furien bebten zurück vor dem ſcheußlichen Gräuel,
Und dem Erebus ſelbſt füllte ein Schauer die Bruſt.
Wo ſie naht, da ſtürzen die Städt', es zittern die Wälder,
Und die Weite des Meeres dröhnet mit ſchäumendem Schwall.
Schrecklicher waltet im Zorn nicht Jupiter, ſchleudernd die Blitze,
Schrecklicher waltet er nicht, füllet ſein Donner die Luft!
Uebermäßige Laſten vermag fernhin ſie zu ſchleudern,
Und mit Wolken von Rauch hüllet der Tag ſie in Nacht.

Wahrlich, mit Unrecht trafst du den Salmoneus, Zeus, mit den Blitzen,
Doch der Erfinder der Kunst hätte die Blitze verdient!
Mögen dir Beute und Ruhm in Fülle die Götter verleihen
Und dich wieder, o Karl, führen zum heimischen Heerd!
Mögest du bald dem Tempel dich nahn, die heiligen Gaben,
Waffen und Schmuck von dem Feind, dankbar dem Himmel zu weihn.

Wir haben in dem Gedicht freilich nur Abbild, wie jedem anschaulich sein muß, der die Originale kennt; allein auch als solches ist es voll Geist und Schönheit. Joannes verhält sich zu Tibull wie Renaissence zur Antike; allein auch jene hat ihren Werth, ihr künstlerisches Interesse. Der Uebersetzung wird man zugestehen müssen, daß sie den neuern Dichter auf eine vorzügliche Weise einführt; vergleicht man sie mit dem, wie z. B. Properz übersetzt worden, so muß man diesem ein Gleiches wünschen. Ich nun kann nicht umhin auszusprechen, daß die Uebersetzung, von allen mir bekannten, dem am nächsten kommt, was ich selbst in der Uebertragung der römischen Elegien des Tibull erstrebt habe, namentlich an natürlichem Gang der Rede, an leichtem Fluß des Verses, an Schmelz der Verbindungen — aber sie bedarf noch einer kleinen Nachhülfe. Möchte der Verfasser ihr diese angedeihen lassen und nicht Anstand nehmen, sie in Eins verbunden dem deutschen Publikum zu übergeben!

Versprochen dagegen ist uns die Uebersetzung eines neulateinischen Dichters, auf der in mehr als Einer Rücksicht die Erwartung in hohem Grade gespannt sein muß. Das verloren geglaubte Olivetum des Andreas Gryphius ist nicht verloren, es war von je her vorhanden auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin, und Friedrich Strehlke, dem wir bereits eine gute Arbeit über Opitz verdanken, will es vollständig übersetzen. Er hat vorläufig eine Abhandlung darüber vorausgeschickt (in der so eben erschienenen Jubelschrift des Danziger Gymnasiums) und hier sind Proben seiner Uebersetzung angehängt. Was das Gedicht selbst anlangt, ich habe es in Händen, so ist es von hohem Interesse, sofern es eine Messiade vor Klopstock, und sogar vor Milton ist, reich erfüllt mit Spuren eines bedeutenden

epiſchen Talentes, das ſogar das tragiſche des Verfaſſers überragen möchte. An einem anderen Orte werde ich Gelegenheit haben ausführlicher über dies Werk und ſeine Vergeſſenheit zu ſprechen, begnüge mich hier aber damit, auf die verſprochene Ueberſetzung aufmerkſam zu machen, welche die Aehnlichkeit mit Klopſtock ſogleich erkennen läßt. Chriſtus ſpricht:

Wenn ihr mich als Schuldigen wolltet
Feſſeln, ihr mußtet es dort, als in ſtrömender Menge das Volk einſt
Meinen Worten gelauſcht, als die Bande des Todes ich brechend
Wieder das Leben verlieh, als das Auge des von der Geburt an
Blinden den leuchtenden Tag anſtaunt und meinem Gebote
Folgend die Krankheit wich aus der Bruſt und den ſchwindenden Gliedern.
Denn ich wirkte, ſo lang' am ſtralenden Himmelsgewölbe
Mir noch geleuchtet der Tag; doch euch Ruchloſen gefällt nur
Wolkenverdüſtert die Nacht mit Verbrechen ſchützendem Schatten.

Oder aus dem dritten Buch Vers 457 folg.

Nah iſt das äußerſte Ziel. Schon zuckt bluttriefend die Hände
Gegen ſich ſelbſt die ſündige Schaar mit funkelndem Schwerte.
Gott als ſtrafender Rächer entbrennt voll flammenden Zornes:
Durch Jeruſalems Sturz und des Reiches Zerſtörung vergilt er
Chriſtus Geſchick: Was ſetzt euch in Furcht, daß der Himmel noch ſchwärzer
Scheint als die Nacht, daß Phoebe entflieht und vom Blute geröthet
Sind die Gewäſſer umher? Bald wird der erhabene Titan
Uns der Stralen beraubend zu ſchwärzlichen Schatten verdammen
Unſere Augen, indem die Felſen erbeben und aufthut
Sich mit entſetzlichem Klang geſpalten die ſchuldige Erde:
Während, nachdem er das Grab verlaſſen, den ſchrecklichen Tod jetzt
Welchen ans Kreuz geſchlagen, der Göttliche ſtarb, ſie bereuen.
Schon iſt nahe der Tag, da in ſchaurige Flammen verſinken
Wird Jeruſalems Stadt.

Bezeichnender vielleicht noch III, 558 folg.

Schon hat er die Pforten gebrochen,
Und ätheriſche Schaaren umſchweben ihn. Siegesgeſänge
Ehrend der Gottheit That und ſie lautpreiſende Lieder

Stimmt ſie, ihr Oberen, an, mit dem Spiel ſie der Saiten begleitend
Und der erhabene Klang vom Himmel zu fernen Geſtaden
Halle er hin! Ich ſehe, wie glänzende Blitze vom Himmel
Leuchten, während der Gott auf den Thron des oberen Reichs ſteigt
Sich zur Rechten des Vaters, dem gleich er iſt, wie die beſiegten
Feinde zu Boden er tritt und mit Feuer vertilgt die Beſtürzten.

Man hätte, um die Tugenden des Gedichtes zu zeigen, vielleicht noch vortheilhafter wählen können, aber der freie und leichte Wurf tritt auch ſchon hier und in der Ueberſetzung ſehr wohl hervor. Möchte der Verfaſſer im Ganzen dieſelbe Sorgfalt beibehalten und im Rhythmiſchen nur noch feiner fühlen. Er hüte ſich übrigens vor dem Hiatus und — vor proſaiſchen Wendungen.

Eigene Bestrebungen.

Der Verfasser dieser Blätter hat sich seit langen Jahren von Zeit zu Zeit in den Wettkampf der Uebersetzer begeben, wie denn dies ihn eben darauf geführt hat, in der Sache ein Urtheil abzugeben. Schon von der Schule her, von einem trefflichen Lehrer ermuntert, datiren diese Bestrebungen, mit immer neuer Lust, mit immer höheren Anforderungen, vielleicht mit geläutertem Geschmack und wohl auch gewachsener Kraft ist er darauf zurückgekehrt. Das Meiste davon ist bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, indeß doch einiges, und dies hat der Aufmerksamkeit der Kenner nicht entbehrt. Ich darf hier zunächst meine im Jahr 1838 in dem Buch „Die römische Elegie“ enthaltenen Uebersetzungen des Tibull nennen, und die im Jahr 1855 im Deutschen Musenalmanach gedruckte Uebersetzung des Homerischen Hymnos auf Aphrodite; beide fanden eine Aufnahme, welche wohl zu fernerem Hervortreten hätte bestimmen können, wenn nicht das laute Hämmern des Handwerks umher allzu abschreckend wäre. Indeß finde ich es billig, hier, wo so manches freimüthig beurtheilt worden, auch wieder das eigene Werk dem Urtheil anderer, und wenn jemand es wollte, zum Vergelt darzubieten, namentlich aber auch in der Absicht, die oft berührten Principien praktisch hervortreten zu lassen. Ich wähle hier zunächst den Hymnos auf Aphrodite, welchen Voß nicht übersetzt hat, und der doch sicherlich eins der schönsten Stücke ist, die überhaupt von alter Poesie auf uns gekommen sind. Freilich hat es erst einer kritischen Operation bedurft.

Homerischer Hymnos auf Aphrodite.

— — — —

Zu dem Anchises flößt er in's Herz ihr süßes Verlangen,
Der in den luftigen Bergen des quellenrauschenden Ida
Damals Rinder gehütet, Unsterblichen gleichend an Bildung.

Wie nun dieſen erblickt die lachende Aphrodite,
Liebte ſie und es ergriff ihr das Herz gewaltige Sehnſucht.
Hin gen Kypros wandelnd, betrat ſie den duftigen Tempel,
Wo die Chariten nun ſie badeten, ſalbend mit Oele,
Mit ambroſiſchem, welches benetzt die ewigen Götter.
Sorglich hüllend die Glieder ſodann in ſchimmernde Kleider,
Auch ſich zierend mit Gold die lachende Aphrodite,
Eilte ſie hin gen Troja, verlaſſend die duftige Kypros,
Hoch in den Wolken die Bahn vollendend in eilendem Gange,
Und zu dem Ida kam ſie, dem quellenden Nährer des Wildes,
Ging dann über die Höhn zum Gehöft hin, aber es folgten
Wedelnd ihr graue Wölf' und Leu'n mit funkelnden Augen,
Bären und ſchnelle Pardel ſofort, unerſättlich der Rehe.
Aber ſie, das ſchauend, erfreute ſich drob in der Seele,
Ihnen in's Herz goß Liebesbegier ſie; alle zumal nun
Lagerten paarweis ſich in den ſchattigen Schluchten des Berges,
Doch ſie ſelber, ſie kam zum wohlgefügeten Zelte,
Und ihn fand ſie allein in dem Hof dort, ferne den andern,
Ihn, den Heros Anchiſes, begabt von den Göttern mit Schönheit.
Nahe nun trat zu ihm die Tochter des Zeus Aphrodite,
Gleichend an Größ' und Geſtalt der unbezwungenen Jungfrau,
Daß nicht jener erſchrecke vor ihr, ſie mit Augen erblickend.
Dennoch war Anchiſes erſtaunt und voller Bewundrung
Ueber Geſtalt und Größe zugleich und die ſtralenden Kleider.
Denn es umgab ſie ein Schleier von hellerem Glanz wie des Feuers,
Zierliche Spangen auch trug ſie am Arm und leuchtenden Ohrſchmuck,
Herrliche Ketten umfingen jedoch den Nacken, den zarten,
Schön aus Golde geformt, buntſchimmernde, gleich wie Selene,
Stralten ſie um den Buſen, den blühenden, Wunder zu ſchauen.
Lieb' ergriff Anchiſes, und alſo begann er zu ihr nun:
Sei gegrüßt, o Herrin, beſeligt das Haus, dem du naheſt!
Artemis, oder Leto, vielleicht Aphrodite, die goldne,
Oder Themis, die edle, vielleicht auch Pallas Athene,
Oder auch biſt du Eine der Chariten, welche geſellet
Allen Göttinnen ſind und Unſterbliche heißen den Menſchen,
Oder Eine der Nymphen, die herrliche Haine bewohnen,

Und die Quellen der Ström' und grasige Gründe der Thäler.
Aber ich will auf der Höh', am weit umschauenden Orte,
Einen Altar dir erbaun und herrliche Opfer dir bringen,
Immer das ganze Jahr; doch du mit gewogenem Sinne
Gieb, daß unter den Troern ich sei geehrt und geachtet,
Gieb auch, daß einst blühe mein Stamm, mir aber verleihe
Lange zu leben und lange zu schaun des Helios Leuchten,
Daß ich erreich', im Volke beglückt, die Schwelle des Alters.
Ihm erwiederte nun die Tochter des Zeus Aphrodite:
O Anchises, du Schmuck der erdgeborenen Menschen,
Keine Gottheit bin ich, du gleichest mich Göttern mit Unrecht,
Sondern ein sterbliches Weib und von einem Weibe geboren,
Otreus ist mein Vater, der rühmliche, wenn du vernommen,
Der im phrygischen Land, dem wohlbefesteten, herrschet.
Euere Sprache jedoch, wie die unsre weiß ich zu sprechen,
Troerin war die Amme, die einst im Palaste mich aufzog,
Mich als stammelndes Kind von der lieben Mutter empfangend.
Doch es raubte mich jetzt der goldstabtragende Hermes
Fort aus der Artemis Reizen, der spindelschwingenden, lauten;
Viel dort bräutlicher Mädchen und freierumworbner Jungfraun
Spielten wir, aber es stand im Kreis ein unendlicher Schwarm noch.
Dort entführete mich der mächtige Argostödter,
Brachte mich dann durch viel Bauland der sterblichen Menschen
Und durch besitzlos Land, ödliegendes, welches die wilden
Reißenden Thiere durchschweifen in waldbeschatteten Schluchten,
Und nicht schien mit den Füßen die sprossende Erd' ich zu rühren,
Aber zum Bett des Anchises, so sprach er, würd' ich berufen,
Dir als Ehegemal zu gebären prangende Kinder.
Aber nachdem er es sprach und verkündete, schnell mir entschwand er,
Zu den Himmlischen hin, der mächtige Argostödter.
Ich nun komme zu dir, es führt ein gewaltiger Zwang mich;
Aber ich flehe dich an bei Zeus und den edelen Eltern,
Denn wie sollten auch Schlechte wol je solch Einen erzeugen!
Führe mich unbezwungen und nicht versuchet in Liebe,
Hin zum Vater, und zeige du mich der sittigen Mutter,
Und den Geschwistern zumal, mit dir entsprossen den Eltern.

Doch nach Phrygien ſende ſofort den eilenden Boten,
Daß er es melde dem Vater daheim und der ſorgenden Mutter,
Die auch ſenden wohl Goldes genug und prangende Kleider,
Bunt durchwirkt, du aber empfang' die reichlichen Gaben.
Haſt du ſolches gethan, dann ordne die wonnige Hochzeit,
Sterblichen Menſchen geehret zugleich und unſterblichen Göttern.
Alſo ſprach ſie und flößt' in's Herz ihm ſüßes Verlangen;
Sehnen ergriff Anchiſes und ſo begann er die Rede:
Biſt du ein ſterbliches Weib und von einem Weibe geboren,
Otreus auch dein Vater, der rühmliche, wie du es ſagteſt,
Und gelangeteſt hier, von Hermes geführt, dem Beſteller,
Her zu mir, um künftig zu heißen meine Gemalin.
Daran ſoll keiner der Götter fürwahr noch ſterblichen Menſchen
Hier mich halten, bevor ich mich dir in Liebe geſellet,
Jetzt ſofort, und wenn auch der Fernhintreffer Apollon
Schnellte vom ſilbernen Bogen daher die ſauſenden Pfeile:
Ja, ich wollt', o Weib, die den Göttinnen gleich du erſcheineſt,
Wenn dein Bett ich beſtiegen, hinab in des Aides Wohnung!
Sprach es und nahm die Hand, und die lachende Aphrodite
Ging, zur Seite gewandt, die ſchönen Augen geſenket,
Zu dem gebetteten Lager, woſelbſt es dem Herrſcher zuvor ſchon
War aufs reichſte gebettet mit Teppichen, aber darüber
Lagen die Felle der Bären und machtvoll brüllender Löwen,
Die er ſelber erlegt auf des Berges waldigen Gipfeln.
Als ſie beide nunmehr das bereitete Lager beſtiegen,
Nahm er zum erſten ihr den glänzenden Schmuck von den Gliedern,
Spangen und Armbandſchmuck, Halsketten und prangenden Ohrſchmuck,
Löſte den Gürtel ſodann, und entnahm ihr die ſchimmernden Kleider,
Aber er that ſie dann auf den ſilberumbuckelten Seſſel
Und Anchiſes darauf, nach der Götter Willen und Fügung,
Legte, der Sterbliche, ſich zur Unſterblichen, nimmer es wiſſend.
Als nun aber die Hirten zum Hof heimkehrten und trieben
Rinder und kräftige Schafe zurück von der blumigen Weide,
Da um Anchiſes Haupt nun goß ſie erquicklichen Schlummer,
Lieblichen, aber ſie ſelbſt legt' an die herrlichen Kleider,
Und nachdem ſie nun ganz die ſchönen Glieder gekleidet,

Stand ſie da in dem Zelt, und rührte mit ragendem Haupte
Wol das Dach des Gezelts; von den Wangen ihr leuchtete Schönheit,
Göttliche, wie ſie geziemt der ſchöngekränzten Cythere.
Ihn aus dem Schlaf nun weckend begann und ſprach ſie die Worte:
Hebe dich, Dardanide, was ſchläfſt du ſo nächtigen Schlummer!
Rede, ob ich auch jetzt dir noch erſcheine Dieſelbe,
Wie du zuerſt mich ſahſt, mit deinen Augen mich ſchauend.
Alſo ſprach ſie, und Er, wohl hört' im Schlaf er die Worte,
Und als nun er erblickt den Hals und das Auge der Göttin,
Staunt' er und wandte den Blick, hinweg zur Seite wo anders,
Und verhüllete wieder mit ſeinem Gewande das Antlitz.
Und mit Flehen begann er zu ihr die geflügelten Worte:
Wohl erkannt' ich, o Göttin, ſobald ich dich ſah mit den Augen,
Schon dich als Gottheit gleich, du aber ſagteſt mir anders.
Doch ich umfaſſe dein Knie: beim Zeus, dem Aegiserſchüttrer,
Laß nicht unter den Menſchen gebrochenen Lebens mich leben,
Sondern erbarme dich mein, denn die Kraft zu leben entſchwindet
Wahrlich dem Manne, der ſich zur unſterblichen Göttin gebettet.
Ihm entgegnet drauf die Tochter des Zeus Aphrodite:
O Anchiſes, du edeler Schmuck der ſterblichen Menſchen,
Sei getroſt und fürchte du nicht in deinem Gemüte,
Denn nicht iſt es vonnöthen, daß meinethalb dir ein Leid wird,
Noch von anderen Göttern, da dich die Seligen lieben.
Aber dir wird ein Sohn, der herrſcht einſt unter den Troern.
Wenn du dieſen zuerſt mit deinen Augen erblickeſt,
Freuet dein Herz ſich groß, denn ſehr gottähnlich erſcheint er.
Doch wenn Einer dich fraget der erdgeborenen Menſchen,
Welche Mutter es war, die den lieben Sohn dir geboren,
Sage, daß er entſproß von einer roſigen Nymphe,
Wie ſie bewohnen umher den waldbeſchatteten Berg hier.
Wenn du's aber verräthſt und dich rühmſt mit thörichtem Herzen,
Daß du in Liebe geruht bei der ſchöngekränzten Cythere,
Dann wird Zeus voll Zorn mit dem ſchmetternden Blitze dich treffen!
Das dir hab' ich geſagt: du merk' es wohl im Gemüte,
Und behalt' es und ſchweig', und fürchte das Zürnen der Götter,
Alſo ſprach ſie und ſchwang ſich empor zum luftigen Himmel!

Es bedürfen diese Verse noch einer Erklärung für den, welcher sie mit dem Original vergleichen will. Wie schon angedeutet worden, handelt es sich hier noch zugleich um etwas mehr als eine Uebersetzung; eine solche nämlich schien nur möglich, wenn ihr eine kritische Sichtung voranging. Nach meiner Meinung ist das schöne Gedicht, wie so viele andere aus dem Alterthum auf uns gekommenen, durch Zusätze von fremder Hand bedeutend gestört worden, so daß seine ursprüngliche Schönheit erst hervortreten kann, wenn diese entfernt worden. Das bedarf freilich einer kritischen Nachweisung, welche ich einstweilen noch hier schuldig bleiben muß. Doch wird der unmittelbare Zusammenhang, in welchem hier das Ganze erscheint, gewiß auch schon eine Beweiskraft, und, ich meine, keine geringe, einschließen. Das Stück erwächst zu einer Höhe poetischer Schönheit, auf der es kaum ein zweites neben sich hat — das aber kann nicht Werk einer zerstörenden, sondern nur herstellenden Kritik sein.

Ich schließe hier die Uebersetzung eines anderen schönen Kunstganzen aus der römischen Poesie an — das freilich auch erst einer kritischen Operation verdankt wird. Die Nachweise habe ich in meinem Buch „Die römische Elegie“ gegeben, und sie haben die Zustimmung der ersten Männer des Fachs gefunden.

Tibulls Buch Sulpicia.

Erſte Elegie.

(Der Dichter.)

Großer Mars, Sulpicia ſchmückt ſich zu deinen Kalenden,
Komm vom Himmel herab, haſt du Geſchmack, ſie zu ſchaun.
Venus wird es verzeihn, du aber, Heftiger, hüt' dich,
Daß die Waffe dir nicht, etwa vor Staunen, entfällt:
Denn will Amor die Göttlichen ſelbſt mit der Fackel entbrennen,
Steckt er an ihrem Aug' erſt ſich die Fackel in Brand.
Was ſie beginnt und wohin die geflügelten Schritte ſie wendet,
Folget die Anmuth ihr immer geheim auf dem Fuß.
Löſt ſie das Haar, ſie bezaubert die Welt mit entfeſſelten Locken,
Schmückt ſie es auf, wie hold ſteht ihr der zierliche Schmuck.
Sie entflammet, ſie mag im Purpurgewande dahergehn,
Sie entflammet, ſie mag nahen im ſchneeigen Kleid.
So im hohen Olymp hat nur Vertummus der reiche
Tauſendfältigen Schmuck, tauſendgeſtaltigen Reiz.
Sie allein nur iſt werth von allen Mädchen, daß Tyrus
Bringt weichwollenes Vließ, doppelt in Purpur getränkt.
Sie beſitze die duftige Saat, die der Araber ferne,
Ihrem Dienſte geweiht, gepflegt auf den würzigen Au'n!
Und das Edelgeſtein, das der ſchwarze Inder, der Sonne
Nachbar, lieſt an des Meers rothem Korallengeſtad.
Dieſe Schöne beſingt, ihr Muſen, am feſtlichen Neujahr
Und Apoll, der der goldtönenden Lyra ſich freut.
Heilig ſei uns das Feſt und vielmals kehr es uns wieder:
Keine der Jungfraun iſt würdiger eures Geſangs.

Zweite Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Schone meines Geliebten, o Eber, der du die Weiden
Oder des waldigen Berges finſteres Dickicht bewohnſt.
Wetze nicht, o Eber, zum Kampf die ſchrecklichen Hauer,
Amor, ſchirme du mir, meinen geliebten Cerinth.
Aber Delia reißet ihn hin mit des Jagens Begierde,
O Verderben dem Wald, treffe die Hunde der Tod!
Welch ein raſender Sinn, den verwachſenen Berg mit dem Fangnetz
Zu umſpannen und ſelbſt ſich zu verletzen die Hand!
Und was frommt es zu treten ins Höhlenlager des Wildes
Und ſich am ſtachlichten Dorn röthen die Schenkel mit Blut.
Und doch, wär's mir vergönnt, mit dir, Cerinthus, zu ſchweifen,
Gerne durch Berg und Thal trüg' ich die Netze dir nach.
Selber forſcht' ich der Spur des leichtgeſchenkelten Hirſches
Und entließe den Hund gern von dem eiſernen Ring.
Dann gefiele mir Wald und Forſt und ſie ſollten mich ſchelten,
Daß ich, Geliebter, mit dir neben den Netzen geruht.
Läuft dann auch der Eber in's Garn, ſchon wieder entkommt er,
Stören ſoll er uns nicht feuriger Liebe Genuß.
Ohne mich aber ſei Venus dir fern, gefalle Dianen,
Und mit züchtiger Hand ſtelle geſchäftig das Netz.
Und wenn irgend ein Mädchen ſich drängt in unſere Liebe,
Fallen möge ſie mir unter das reißende Wild.
Doch du laſſe dem Vater die Luſt im Walde zu jagen,
Hörſt du, und kehre du ſelbſt mir an den Buſen zurück.

Dritte Elegie.

(Der Dichter.)

Komm, o Phöbus, und rette das Mädchen von zehrender Krankheit,
Komm, o Phöbus, herab, ſtolzer, mit fliegendem Haar.
Glaube mir, Eil' iſt Noth, und nimmer wird dich's gereuen:
Daß du dem ſchönen Kind rettend, o Helfer, genaht.

Laß die ſchönen Glieder, die bleichen, laß ſie nicht ſchwinden,
Noch entſtelle ſie auch röthend die fiebernde Glut.
Und was alles ihr droht, und was alles wir befürchten,
Nimm es und ſenk's in des Meers reißende Wogen hinab.
Heiliger, komm und bringe mit dir wohlthätigen Balſam,
Und den Geſang, der lind krankende Glieder erquickt.
Quäle den Jüngling nicht, der fürchtet ein finſtres Verhängniß,
Und Gelübde für ſie ſtündlich unzählige thut.
Bald gelobt er und bald, weil, ach, die Geliebte ſo krank iſt,
Stößt er läſterndes Wort gegen die Himmliſchen aus.
Laß, Cerinthus, die Angſt; der Liebenden ſchonet die Gottheit,
Gieb nur der Liebe dich hin, ſiehe, ſo wird ſie geſund.
Jetzo weine du nicht, dann magſt du weinen mit Grunde,
Wenn ſie künftig einmal finſtere Laune dir zeigt.
Doch jetzt iſt ſie ja dein, dich trägt ſie nur ſtets in Gedanken,
Und der Bewerber Schaar täuſcht ſich mit Hoffnung umſonſt.
Hilf, o Phöbus, es wird dir der Ruhm, in einem geheilten
Körper habeſt du zwei liebende Herzen geheilt.
Freudig und ruhmvoll ſchaueſt du bald, wie die ſchuldigen Opfer
Froh auf heiligem Heerd beid' um die Wette dir weihn,
Und glückſelig preiſt dich die Schaar der Götter, der guten,
Jeder wünſchet ſich auch deine beneidete Kunſt.

Vierte Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Heilig ſei, o Cerinthus, der Tag, der dich mir gegeben,
Und als ein Feſttag ſtets ſoll er gefeiert mir ſein.
Allen Mädchen verhängten an deiner Wiege die Parzen
Knechtſchaft, doch ſie verliehn dir ein tyranniſches Reich.
Ich bin entbrannt vor allen, und wohl mir, daß ich entbrannt bin,
Wenn nur die nämliche Glut dich, o Geliebter, beſeelt.
O beſeele ſie dich, bei unſern verſtorbenen Küſſen,
Fleh ich, bei deinem Aug', und bei des Genius Macht.

Guter Genius, nimm den Weihrauch, nimm das Gelübd' an,
Daß er erglühe, ſo oft mein in Gedanken er denkt.
Wenn er aber vielleicht ſchon anderer Liebe ſich hingiebt,
Heiliger, o dann flieh ſeinen verräthriſchen Heerd.
Aber du ſei, Venus, gerecht: es diene gefeſſelt
Jeder von uns dir gleich; oder erleichtre mein Joch.
Aber lieber umſchling uns beide mit mächtigen Ketten,
Daß kein künftiger Tag mehr von einander uns trennt.
Siehe, der Jüngling begehret wie ich, nur begehrt er verſtohlen,
Denn er ſcheuet ſich wohl, offen den Wunſch zu geſtehn.
Doch du, Genius, weil du als Gott das Verborgne durchſchaueſt,
Laß es geſchehen, da er's doch im Geheimen erfleht.

Fünfte Elegie.

(Der Dichter.)

Juno, laß dir gefallen des Weihrauchs heilige Spende,
Die das gebildete Kind weiht mit gefälliger Hand.
Ganz iſt heute ſie dein, dir ſchmückte ſie froh ſich das Haar auf,
Daß ſie bewundert heut' ſtände vor deinem Altar.
Zwar dich, Göttliche, nimmt ſie zum Vorwand, daß ſie ſich ſchmückte,
Aber ein Anderer iſt's, dem zu gefallen ſie wünſcht.
Heilige, ſei voll Gunſt, daß Keiner die Liebenden ſcheide,
Aber den Jüngling auch, laſſe nicht minder erglühn.
Alſo machſt du es wohl, denn würdiger dienet er keiner,
Und ſie dienet gewiß würdiger keinem Gemal.
Gieb auch, daß kein Wächter die Liebenden könne betreffen,
Tauſend Wege des Trugs biete du, Amor, zur Hand.
Keuſche Göttin, o komm hellſchimmernd im Purpurgewande,
Laß es geſchehn, dreimal wird dir die Spende von Moſt.
Schreibt die Mutter dem Mädchen auch vor, was ſie betend erflehn ſoll,
Doch in Gedanken für ſich betet ſie anders geheim.
Ach, ſie brennt, wie auf dem Altar dir brennen die Flammen,
Und ſie verlangt auch nicht, daß ſich ihr lindre die Glut —
Drum ſei, Juno, erkenntlich, und nahet wieder der Jahrestag,
Sei die Liebe ſchon längſt ihres Gelübdes gewährt.

Sechste Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Endlich nahte die Lieb', und Sünde wär's ſie verhehlen,
Nein, ſie zu zeigen der Welt, dünkt mich ein beſſerer Ruhm.
Hat Cytherea doch endlich, von meinen Bitten erflehet,
Mir den Geliebten gebracht, mir in den Schooß ihn geſenkt.
Venus hat ihr Verſprechen gelöſt; erzähle der Neid nun
Meine Wonnen, der nie ſeliger Liebe genoß!
Nicht in verſiegeltem Brief will ich's dem Geliebten bekennen,
Daß kein Anderer ihn als der Geliebte nur lieſt;
Wohl mir, daß ich gefehlt, ich haſſe mich beſſer zu ſtellen,
Sagen ſoll man, daß ich würdig des Würdigen war.

Siebente Elegie.

(Der Dichter.)

Sprecht glückbringende Worte, der Genius tritt zum Altare,
Keiner, nicht Mann noch Weib, ſag' ein entweihendes Wort.
Aber zündet den Weihrauch an, und entzündet die Myrrhen,
Welche der Araber fern ſendet aus reichem Gebiet.
Komme der Genius ſelbſt, um ſeine Feier zu ſchauen,
Und ein duftiger Kranz ſchmück ihm das heilige Haar,
Von den Schläfen herab ihm träufle die lautere Narde,
Reichet Kuchen ihm dar, machet ihn trieſen von Moſt.
O Cerinth, er gewähret dir gern, ſo viel du erfleheſt,
Alſo was zauderſt du noch? fleh, er gewähret dir gern.
Wohl errath' ich, du wünſcheſt die treue Liebe der Gattin,
Und ich glaube, gewiß rathen's die Götter von ſelbſt.
Dieſes auch gilt dir mehr, als alle Länder auf Erden,
Wo nur ein Ackersmann pflügt mit der Stiere Geſpann,
Mehr als ſämmtliches Edelgeſtein, das der Indier erntet,
Wo des öſtlichen Meers Welle mit Purpur ſich färbt.
Euer Gelübd' iſt erfüllt. O brächt' auf rauſchenden Flügeln
Amor dem Ehebund laſtende Feſſeln von Gold,

Feſſeln, die ewig halten, bis daß im ſpäteſten Alter
Sich euch furchet die Stirn und ſich verſilbert das Haar,
Komme der Feſttag dann des Urgroßvaters den Enkeln,
Spiele das kleine Volk euch vor den Füßen alsdann.

Ich laſſe noch die metriſche Uebertragung einer Ode des Horaz folgen, und zwar einer der ernſteſten, erhabenſten, vollendetſten — wenn man der Kritik das Recht einräumen will, ſie von einem entſtellenden Zuſatz zu befreien.

Horaz, Oden III, 6.

Der Väter Mißthat ernteſt du unverdient,
O Römer, bis du wieder die Tempel bauſt,
Die wüſtverfallnen Heiligthümer,
Schmählich entſtellet vom Rauch der Eſſe.

Dein iſt die Herrſchaft, weil du dem Gott dich beugſt:
Das iſt der Ausgang, dieſes der Dinge Schluß,
Denn, wiſſe, die verſäumten Götter
Gaben Hesperien hin dem Unheil.

Die Zeit, an Schuld reich, erſtlich befleckte ſie
Der Ehen Reinheit und das Geſchlecht und Haus:
Aus ſolchem Born floß reich Verderben
Ueber das Volk und das Vaterland hin.

Es lernt die Jungfrau joniſche Wendungen
Von ihrer Mutter, lernet Verführungskunſt,
Und denkt auf frevleriſche Buhlſchaft
Kaum noch entwachſen dem zarten Alter.

Bald beim Gelag des ſchwächlichen Ehgemahls
Sich jüng're Buhlen ſucht ſie, und wählet nicht,
Mit wem ſie, bei des Lichts Erlöſchen,
Wild die verhaltne Begierde büße.

O nicht von ſolchen Eltern entſtammten ſie,
Die einſt die Meerflut färbten mit Pun'ſchem Blut,
Die Pyrrhus, Hannibal, den harten,
Und die Antiochus niederwarfen:

Nein, ſondern jenes bäuriſchen Kriegervolks
Mannhafter Nachwuchs, der mit ſamnit'ſchem Karſt
Die Schollen aufwarf und die Axt ſchwang,
Auf das Geheiß der geſtrengen Mutter,

Die Kloben ſchleppend, wann auf der Berge Haupt
Nun Schatten ſenkend Sol von dem müden Stier
Die Joche nimmt und Ruhe freundlich
Nun mit dem ſinkenden Wagen gönnet.

Das Gedicht iſt hier um fünf Strophen kürzer, als es in den Ausgaben ſteht und überliefert iſt; drei davon hat der treffliche Hofman Peerlkamp mit ſicher treffendem Blick entfernt, nämlich die dritte, vierte und achte, V. 9 — 16 und 29 — 32; allein die ſchlimmſte von allen, welche das Gedicht am meiſten um ſeine Schönheit betrügt, hat er doch ſtehen laſſen, nämlich die letzte. Auf nähere kritiſche Erörterungen können wir hier nicht eingehen, allein wer unſeren Schluß mit dem in den Ausgaben vergleichen will, dem wird ſchwerlich entgehen können, welcher dem Dichter gehöre. Es iſt der große Vortheil jeder tiefer in das Original eindringenden Ueberſetzung, daß ſie ſogleich eine ſcharfe Kritik ergiebt und etwaige Fälſchungen entfernen lehrt; der Verfaſſer verdankt ſeinen Ueberſetzungen manche kritiſche Entdeckung, die dem wahren Kenner alter Poeſie nicht ſo unbedeutend erſcheinen möchte. Anderſeits kann der, welcher ſich aller Kritik enthalten will, niemals den wahren Stil der Originale erreichen, da dieſe leider, wie man immer mehr wird zugeſtehen müſſen, oft in ſehr verfälſchter Geſtalt auf uns gekommen ſind.

Ich bemerke zu der überſetzten Ode nur noch, daß ich V. 22 ſtatt matura der trefflichen Emendation Peerlkamps a matre gefolgt bin, und daß nach meiner eigenen Vermuthung V. 27 ſtatt impermissa, das zugleich proſaiſch und unlateiniſch iſt, das ganz horaziſche intermissa geleſen werden müſſe, das einen ſehr prägnanten Sinn giebt, welchen

ich in der Ueberſetzung mit möglichſter Discretion auszudrücken geſucht habe.

Endlich benutze ich die Gelegenheit hier noch die Ueberſetzung eines leichtern Stückes von Martial mitzutheilen.

Martial I, 90. Das Hündchen Iſſa.

Iſſa, Publius kleines Lieblingshündchen,
Iſt muthwilliger als Catullens Sperling,
Iſſa, lieblicher als der Kuß der Taube,
Iſſa, ſchmeichelnder als die Mädchen alle:
Wenn ſie klaget, du glaubſt fürwahr, ſie rede,
Und ſie fühlet auch Traurigkeit und Freude.
Lehnt ihr Köpfchen ſie an, ſie ſchläft ſo leiſe,
Daß ihr Schnarchen und Athmen kaum gehört wird;
Wenn ein Leibesbedürfniß je ſie anficht,
Netzet dir ſie das Kleid mit keinem Tropfen,
Sondern kratzt mit dem Füßchen und verlanget
Von dem Polſter herab, ſich zu erleichtern.
Und ſo keuſch und ſo ſchamhaft iſt das Hündchen,
Daß es nichts von der Venus weiß: wo wär auch
Für das zarte Geſchöpf ein würd'ger Gatte!
Daß nun Iſſa nicht ganz der Tod entriſſe,
Ließ ſie Publius conterfein vom Maler,
Und es gleichet das Bildniß Iſſa alſo,
Wie nur Iſſa ſich ſelber irgend gleichet.
Hälſt du Iſſa zuſammen mit dem Bildniß,
Glaubſt entweder du, beide ſeien wirklich,
Oder glaubeſt, es ſeien Bilder beide.

Silbenmeſſung der deutſchen Sprache.

Rhythmus, Reim, Messung.

Die Anfänge gebundener Rede sind in allen Sprachen uralt und erstrecken sich häufig bis in vorgeschichtliche Zeiten hinauf. Jedenfalls liegen sie weit vor der Schrift, ja müssen diese großentheils ersetzen, sofern die Bindung, welcher Art sie nun sei, zugleich als mnemonisches Mittel und als Mittel der Feststellung des Wortes seine Bedeutung hat.

Der Rhythmus ist etwas der menschlichen Natur tief Eingeborenes, so daß die Versuche, die Sprache rhythmisch zu gestalten, gewiß in das graue Dunkel ältester Sprachentwickelung hinaufreichen. Und doch haben sich Formen der Bindung erhalten, welche außerhalb des Rhythmischen liegen, wobei aber ungewiß bleibt, ob sie für älter zu halten, oder als eine besondere Art von poetischer Prosa anzusehen sind, welche die gemessene Rede verdrängt. Ich meine den hebräischen Parallelismus, wie wir ihn in den Psalmen, stellenweise aber auch in den alten Geschichtsbüchern der Juden vorfinden: eine Art von prosaischen Distichen, ganz ohne Maaß, eine Symmetrie des Inhalts selbst, wo derselbe Gedanke zweimal einen verschiedenen Ausdruck erhält. Diese Form, welche für didaktische Zwecke sehr geeignet ist, weil sie durch die Wiederholung eindringlicher wird, denn das erste Mal kündigt an, das zweite Mal giebt erst den rechten Nachdruck, blieb auffallenderweise bei den alten Hebräern die einzige und ausschließliche, während sie in aller Poesie als rhetorische Figur ihre Rolle spielt.

Die Ausbildung des Rhythmus und des Maaßes finden wir vorzugsweise in den indogermanischen Sprachen; innerhalb der Sanskritlitteratur und des Griechischen tritt beides uns in den ältesten Denkmälern entgegen und hat sich hier frühzeitig zu einer großen Entschiedenheit und Reinheit ausgebildet. Und zwar haben diese Sprachen sich ausschließlich der Silbenmessung zugewendet, jede andere Art der Bindung daneben fernhaltend.

Von anderweitigen Mitteln zur Erreichung gebundener Rede sind hier hauptsächlich zwei zu erwähnen, die Allitteration und der Reim. Erstere besteht darin, daß gleiche Buchstaben die Worte beginnen, im Anlaut derselben stehen, auch wohl zu Anfange der Silben mehrsilbiger Worte, wie dergleichen bei Lucrez, zum Theil auch noch bei Virgil, zuweilen begegnet, z. B. magni moenia mundi — Ergo vivida vis animi pervicit. Im Nordischen ist diese Bindung zu einer festen Kunstform ausgebildet worden, steht im Vordergrunde und hat das Aufkommen einer feineren Messung verhindert. Neuere deutsche Dichter haben in einzelnen Gedichten davon zuweilen glückliche und wirkungsvolle Anwendung gemacht.

Wenn die Allitteration die Anfänge der Wörter betrifft, so giebt es eine andere entgegengesetzte Form poetischer Bindung, welche sich auf die Ausgänge richtet, dies ist, jenachdem die Uebereinstimmung größer oder geringer erscheint, Assonanz oder Reim. Die Zeilen werden je nach ihren gleichtönenden Ausgängen gepaart; ist nur der Vokal gleichlautend, so erwächst die Assonanz, sind zugleich die Consonanten, welche dem gleichen Vokal folgen, gleichtönend, so wird es Reim. Beides verbindet sich gleichzeitig mit Silbenmessung oder wenigstens Silbenzählung, weil nämlich die Erfahrung ergiebt, daß der Gleichklang nur dann seine volle Wirkung erreicht, wenn er an einer bestimmten Stelle erwartet wird. Andererseits aber äußert er eine Rückwirkung auf das Maaß; die so getheilte Aufmerksamkeit nämlich hat sogleich eine geringere Ausbildung der Messung zur Folge, man begnügt sich mit Wenigerem, man ist zu einer Vereinfachung genöthigt.

Es kommt sogar auch gereimte Prosa vor, die Makame der Araber, welche lediglich den Reim festhält und das Maaß gänzlich opfert, doch ist dies wohl eine Form, welche nur mehr dem Scherz angehört und nicht als poetische gezählt werden kann.

Die neueren sowohl occidentalischen als auch orientalischen Sprachen haben sich vorzugsweise dem Reim zugewendet und sind demzufolge in ihrer rhythmischen Messung beschränkter; das Französische verzichtet gänzlich darauf, und ist nur noch silbenzählend, das Italienische nahebei, indem es in einzelnen Maaßen nur noch gewisse Hauptaccente festhält. Das Deutsche, das uns zunächst angeht, hat Reim seit ältester

Zeit, schon in derjenigen Sprachepoche, welche wir das Althochdeutsche nennen, d. h. die Sprache der Oberdeutschen im neunten, zehnten, elften Jahrhundert; im Mittel-Hochdeutschen, d. h. in der Oberdeutschen Mundart des zwölften, besonders aber dreizehnten Jahrhunderts, finden wir nicht bloß in der Kunstpoesie, sondern auch im Volksgesange eine vollständige und hohe Ausbildung der Reimkunst, der Metrik oder Silbenmeßkunst dagegen nur soviel, als sich neben jener verträgt, und wohl noch weniger. Es ist in dem lyrischen Gesange ein Silbenzählen, meist mit regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung, im epischen Vortrage dagegen nur ein Zählen der Hebung, wie das allen bekannt und geläufig ist, die je einen altdeutschen Dichter in Händen hatten — überdies eine Eigenheit, die auch bei neueren Dichtern nicht selten Nachbildung gefunden. Die mit Opitz eingetretene strengere Regelung des deutschen Verses hebt dies zwar auf, bleibt aber doch (das Genauere geben wir im Folgenden) nur bei dem Wechsel von Hebung und Senkung stehen — ein Zuschnitt deutscher Verskunst, welcher für alle reimenden Maaße bis auf die neueste Zeit herrscht, und, so wie er mit der Sprache selbst entstanden ist und ihre ganze Bildung auf's innerste durchdringt, auch dauern und bleiben dürfte, so lange die Sprache dauert und nicht durch irgend einen Stoß von außen eine große und wesentliche Umgestaltung erleidet. Hier auf dem Gebiet, wo Maaß und Reim sich die Hand reichen, ist die Sprache zu Hause, sie bewegt sich hier in ihrem eigenen Element, Dichter und Hörer sind auf diesem Boden erwachsen; es gibt hier Tradition und in derselben lebendige Entwickelung.

Ganz andere Forderungen wurden dagegen laut, als die Deutschen, auf gelehrtem Wege mit den poetischen Erzeugnissen der alten Sprachen bekannt geworden, diese in gleicher Form mit ihrer Sprache nachzubilden unternahmen. Hier traten ihnen Begriffe und Forderungen entgegen, die, so alt auch deutsche Verskunst sein mochte, ihr ganz fremd waren und die nun zu eigenthümlichen Fragen den Anlaß gaben, deren Entscheidung nicht sogleich im Klaren lag, weil wir uns hier außerhalb der Geschichte und in einer fremden Bedingung befinden — Umstände, welche nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden können, wenn es sich von deutscher „Zeitmessung“ oder Prosodie handelt. Wir wiederholen hier deshalb ausdrücklich:

Ohne die Nachbildung der antiken Sprachen, ohne Ueberſetzung griechiſcher und römiſcher Poeſie, würde man nie auf dieſe Fragen gekommen ſein.

Die ſtrengere Meſſung iſt alſo etwas den alten Sprachen beſonders Eigenthümliches, und in dieſem Sinne verdienen ſie hier nochmals eine nähere Betrachtung.

Die alten Sprachen haben eben darum, ſo behaupte ich, das ausgebildete Maaß, weil ſie keinen Reim haben, und dieſen wieder haben ſie nicht, weil ſie ihn, ihrer ganzen Organiſation nach, nicht haben können.

In der großen Bildungsgeſchichte der Sprachen kann man zwei weſentlich verſchiedene Epochen unterſcheiden, die eine, wo ſie fortſchreiten in der Erwerbung von Beugungsformen, die andere, wo ſie je mehr und mehr davon abſtreifen um zuletzt nur das Allerunentbehrlichſte zu behalten. Dem entſprechen als Culminationspunkte zwei ganz entgegengeſetzte Sprachzuſtände, welche man nicht unpaſſend bezeichnet hat mit dem Gegenſatz des concreten und abſtracten. Concrete Sprachen ſind demnach ſolche, welche den Höhenpunkt der Ausbildung grammatiſcher Flexionsformen erreicht haben, welche hierin das Maximum aufzuweiſen haben, ſowohl in Declination, als Verbalflexion, ferner in Comparation und jeder Art von Bildung und Ableitung. Einen ſolchen Höhenpunkt nehmen ein die altindiſche Sprache und die altgriechiſche, demnächſt die römiſche. Die alten ſemitiſchen Sprachen haben auch ſtarken Formenreichthum, aber nach anderer Richtung hin, namentlich in der Modalbildung des Verbums. Die neueren Sprachen dagegen ſchränken ſich ſehr beträchtlich ein, haben die Declination äußerſt vereinfacht, oder, wie das Franzöſiſche und Engliſche, nur noch bis auf die Pluralbildung reducirt, während die Caſus durch Präpoſitionen ausgedrückt werden; auch im Verbum ſind große Vereinfachungen und Auflöſungen eingetreten und hier ſpielen die Hülfsverba ihre große und charakteriſtiſche Rolle; man kann ſie betrachten als abgeſonderte, gemeinſchaftliche Factoren.

Nur zu nahe liegt die Verſuchung, namentlich für Männer von philologiſcher Bildung, den Werth der Sprachen einſeitig nach dem Reichthum der Formen abmeſſen zu wollen, wobei denn natürlich die alten Sprachen das entſchiedenſte Uebergewicht erhalten über die

neueren. Allein die Zerstörung der Formen ist nicht bloß anzusehen als Rückschritt der Sprache, sondern sie hat auch ihr Gutes und Nothwendiges und ist in sich selbst gerechtfertigt. Die Sprache ist Mittel des Verständnisses, das Praktische allein hat hier die Entscheidung. Wäre der Vorzug reicherer Formbildung so unbedingt, als manche glauben möchten, so müßte ihr Weichen stets mit dem Untergang der Cultur Hand in Hand gehen und gleichen Schritt halten. Dem ist aber nicht so. Ferner müßten alsdann die an Formen ärmeren Sprachen auch in eben dem Maaß ungeeigneter sein für den Ausdruck von Gedanken und Gefühlen. Aber auch dies verhält sich anders, denn die neueren Sprachen lassen hier nichts zu wünschen übrig und stehen den alten wenigstens gleich, freilich bedienen sie sich ganz anderer Mittel und suchen auf anderen Wegen, mehr stylistisch, das Ziel zu erreichen. Abstufungen, auf welche es wirklich ankommt, können jedesmal durch besondere Bestimmungen ausgedrückt werden, so wie denn auch die reichsten Formen sie nicht erschöpfen können, für das Ganze aber liegt der Vortheil eben in der möglichen Kürze und Einfachheit. Was Klarheit und Nachdruck anlangt, so werden die neueren Redner von den Alten nicht übertroffen, was Empfindung, Schwung und Kraft betrifft, so stehen die neueren Dichter den alten keineswegs nach und vielleicht wäre nicht einmal rathsam, den Vergleich allzuweit zu verfolgen. Doch dies hier nur beiläufig.

Es ist ein anderer Gesichtspunkt, welcher uns hier zunächst angeht, nämlich der, daß die neueren Sprachen auch den großen und unberechenbaren Vorzug des Reimes haben; sie haben ihn aber eben wegen ihrer geringeren Beugungsfähigkeit, wegen der Nacktheit ihrer Stämme.

Vielleicht ist dies nicht auf den ersten Blick einleuchtend; desto mehr alsdann aber auf den zweiten. In den alten Sprachen treten nicht die Stämme selbst ans Ende der Worte, sondern die Beugungsformen, von denen sie verkleidet werden. Diese würden nun zwar auch durch Gleichklang unter einander zu binden sein, allein das wäre nicht der wahre Reim, sondern ein Gleichklang ganz anderer Art, den man bald satt und zum Ueberdruß haben müßte, denn es würden immer nur die gleichen Endungen und Formen auf einander treffen, puerorum und populorum, evanescit und flasvescit, noch schlimmer

im Griechiſchen, wo man nur das ων des Genitivs im Plural, das αῖς, οῖς, ισι des Dativs wieder gegen das Entſprechende ſetzen könnte. Das iſt nun aber kein Reim, nichts, dem ſich eine poetiſche Bindung und künſtleriſche Geſtalt abgewinnen läßt, im Gegentheil nur Mißſtand und Uebelklang. Hieraus folgt augenſcheinlich, daß die alten Sprachen den Reim nicht haben können; die Dichter haben dies durchgängig eingeſehen und ſind in der Blütenzeit der alten Litteraturen niemals auf dieſen Weg gerathen.

Wenn nun der Reim, dies coloriſtiſche Princip, der alten Dichtkunſt verſagt iſt, ſo bleibt ihr um ſo mehr das plaſtiſche: der Rhythmus, das Maaß. Dies iſt ihr ausſchließliches Feld, hier läßt ſich die größte Feinheit der Ausbildung gewärtigen. Aber freilich iſt der ſprachliche Rhythmus ein ganz anderer, als der muſikaliſche, denn er iſt nur ein Moment neben anderen Momenten.

Die ſprachliche Meſſung unterſcheidet nur zwei verſchiedene Zeiten der Silben, nur ein kurz und lang; die Muſik, auch die ärmſte, würde ſich damit nicht begnügen können. Ja noch mehr: Ginge man davon aus, die Rede zu meſſen nach ihren einzelnen Theilen, wie ſie dem Gehör ſich darbietet, ſo würde man gewiß in jeder Sprache eine viel reichere Abſtufung von Dauer der Silben ermitteln können; allein dies will die Metrik nicht, ſie begnügt ſich ausdrücklich mit jener Zweitheilung.

Das Sanskrit, das Griechiſche und das Römiſche folgen für die Feſtſtellung von Länge und Kürze Einem und demſelben Princip. Kurz iſt der kurze Vokal an ſich und wenn ihm in der Silbe ein einfacher Conſonant folgt; lang iſt der lange Vokal und die Poſition, d. h. das Zuſammentreffen zweier Conſonanten. Der Accent, ſei es Wortaccent oder Accent des Sinnes, iſt ohne allen Einfluß auf Proſodie.

Dies Princip nun iſt höchſt einfach und es iſt äußerlich, in beider Rückſicht läßt es ſich mit größter Entſchiedenheit handhaben, und ohne irgend einem Zweifel Raum zu laſſen. So erhalten die alten Sprachen für ihre Metrik eine ſo feſte und ſichere Grundlage, um welche ſie von den Neueren, namentlich von den Deutſchen oft beneidet worden. Auch die syllaba anceps iſt nicht etwa als ein der Geltung nach Mittleres anzuſehen, ſondern vielmehr als ein praktiſch in beider Art Anwendbares; wie denn auch im Griechiſchen bei der muta cum

liquida sich der altionische Gebrauch eben so entschieden für die Länge ausspricht, als dagegen der attische für die Kürze.

Auf diese einzige Unterscheidung nun hat die griechische Dichtkunst ihre wundervolle Metrik gebaut, für alle Gattungen das Angemessenste gefunden und auf das feinste und reichste ausgebildet. Welche Feinheit der Kunst allein in dem einzigen Hexameter! Eine solche Höhe der künstlerischen Vollendung war nun wohl geeignet auch für solche Sprachen die Nachbildung wünschenswerth zu machen, welche freilich ihrer ganzen Organisation nach auf einem anderen Standpunkt sich befinden. Daß man das letztere sich anfangs nicht völlig klar machte, war nur förderlich, um den Versuch mit um so frischerem Mute zu beginnen.

Aber auch bei größerem Bewußtsein und mit gelehrter Kenntniß konnte man auf diese Bahn geleitet werden; es konnte scheinen, als ob die lateinische Sprache ein Beweis sei, daß auch auf das Deutsche sich die griechische Metrik und Prosodie werde anwenden lassen. Das Römische nämlich verfolgte ursprünglich auch ganz andere Bahnen, der saturninische Vers war mehr gezählt als gemessen, der Accent der natürlichen Rede war darin bestimmend, die ganze alte Versbehandlung war weit entfernt von der griechischen. Und doch gelang es Ennius und Anderen, je mehr und mehr die griechische Weise sich anzueignen und die ganze Sprache in ein ihr fremdes Geleis zu führen, bis Virgil und Horaz in allen Feinheiten den Wettstreit mit griechischen Mustern wagten. Sollte nun nicht auch Aehnliches für das Deutsche zu erreichen sein, wenn man es nur an Mut und Ausdauer nicht fehlen ließ? — Die Frage ist freilich ob, nach der gezeigten Scala der Entwickelung, nicht die Sprache des Cicero ihrer ganzen Organisation nach dem Griechischen ungleich näher stand, als das mit der Sprache Luthers der Fall war.

Quantitirende deutsche Verse.

Als mit der sogenannten Restauration der Wissenschaften sich die ganze Aufmerksamkeit auf die Werke der Alten und namentlich der Griechen lenkte, als man hier die großen Meister erkannte, denen gegenüber die gesammte Bestrebung der zwischenliegenden Jahrhunderte als Stümperwerk oder Barbarei herabsank, da lag es nahe auch der neueren Poesie so viel als irgend möglich von den Formen und Gesetzen der Alten anzueignen; schien es doch als ob eben nur dadurch die neueren Leistungen einen gleichen Werth erhalten könnten. Da die alten Sprachen den Reim nicht haben, so war man geneigt denselben als ein dem Volksgesange Angehöriges zu betrachten, oder wohl gar mit der vermeintlichen Finsterniß einer abgelaufenen Zeit in Verbindung zu bringen. Um so viel der Reim in seinem Werth sank, um so mehr stieg der Rhythmus, die Metrik. Man versuchte sich in den alten Sprachen, man brachte es zu großer Fertigkeit in der Bildung lateinischer Verse; auf ähnliche Weise wollte man nun auch die neuern Sprachen gestalten.

Allein hier stieß man auf große Schwierigkeiten. So klar und einfach die Principien der Prosodie in der Abmessung von Länge und Kürze in den alten Sprachen auch waren, so wenig ließen sie eine Anwendung auf neuere Sprachen zu; dies zeigte sich schon praktisch, wenn auch alle Einsicht fehlte in die tiefer liegenden Gründe. Man scheiterte selbst in denjenigen Sprachen, welche als Töchter der römischen angesehen werden dürfen und deren Sprachschatz dem größten Theil nach dem Lateinischen entnommen ist. Es herrschte hier außer dem Quantitiven noch ein anderes Element, das sich mit jenem nicht vereinigen ließ, dann aber war die Wortfolge viel zu bestimmt, um der Sprache jene Freiheit und Geschmeidigkeit zu gestatten, ohne welche die Bildung eines antiken Verses unmöglich ist; man stand hier also von der Auf-

nahme antiker Metrik ab, man blieb beim Reime und suchte nur die Zeilen und Füße genauer zu zählen.

Aber gerade in denjenigen Sprachen, welche den alten mit Selbstständigkeit gegenüberstanden, schien eine Anwendung antiker Metrik eher zulässig, und so ist es in der That, weil eben diese Sprachen organischer, unzerstörter sind, insofern jenen näher stehend, innerlich verwandter als die aus ihnen hergeleiteten. Daß man aber sogleich die richtigen Grenzen und Principien der Anwendung werde gefunden haben, läßt sich nicht erwarten.

Das Nächste war, daß auch hier die unmittelbare Anwendung der Grundsätze antiker Messung versucht wurde, also die Lehre von kurzen und langen Vokalen und der Position, nach welcher zwei zusammenkommende Consonanten die Silbe unfehlbar lang machen. Diese directe Anwendung der lateinischen Prosodie auf das Deutsche hatte sogar eine historische Vermittelung. Eine artige Spielerei in den makaronischen Versen, welche nämlich in lateinische Hexameter die Worte der neueren Sprache einmischt, ging voran und wies den Weg; hier nämlich in unmittelbarer Verbindung des Neuen mit dem Alten lag es nahe, beides mit gleichem Maaßstabe zu messen, und namentlich die Lehre von der Position in Anwendung zu bringen. Was nun für eingestreute Worte schon galt, suchte man nun weiter auch auf ganze deutsche Hexameter auszudehnen, sobald man überhaupt nur den Gedanken faßte, solche zu bilden. Das geschah durch den bekannten Polyhistor Conrad Gesner*) um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts — also früher als Fischart, der eine zeitlang für den Erfinder des deutschen Hexameters galt. Allein Gesners Versuche bewiesen nicht sowohl die Möglichkeit, als vielmehr die Unmöglichkeit nach solchem Gesetz in deutscher Sprache einen Vers zu bilden. Man sehe nur die folgenden:

Es macht alleinig der glaub die glaubige sälig
Und darzu fruchtbar zur lieb' und gütige Herzen

*) Man vergleiche Lessings Litteraturbriefe und W. Wackernagel: Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters, bis auf Klopstock (1831). Gesners Bestrebungen waren überdies schon Gottsched bekannt, in seiner kritischen Dichtkunst.

Allwäg inn menſchen ſchafft er. kein muße by imm iſt
Und kein nachlaſſen nienen. er würket in allen
Rechtgſchaffnen gmüten alls guts und übige Früntſchaft,
Doch ſchrybt er nüt ſimm ſelber zu, ſunder er eignet
Dem Herren Gott und ſeiner gnad alle die eere;
Durch Jeſum Chriſtum, Gott und Menſch, unſeren Herren.

Dieſe acht Verſe haben jeder nur einen einzigen Dactylus, alſo nur das ganz Unerläßliche und bald zeigt ſich, daß die Anwendung des Poſitionsgeſetzes auf unſere conſonantenreiche Sprache, namentlich bei der Bindung der Worte und der beſchränkten Wortfolge ein ungeheures Uebermaaß von Längen erzeugen muß, ſo daß zwei auf einander folgende Kürzen eine große Rarität werden, und ſchon darum allein eine Versbildung auf dieſem Wege ſich durchaus verbietet. Demnächſt wird auch bald anſchaulich, wie dadurch Silben, welche in der natürlichen Rede gar kein Gewicht haben, ſehr zum Nachtheil des Verſes ein ſolches erhalten, ſo daß derſelbe träge und ſchleppend werden muß, während von einem Genuß, der dem Ohr erwachſen ſoll und von einer künſtleriſchen Geſtaltung nicht die Rede ſein kann.

Alles dies hat denn auch den Zeitgenoſſen nicht verborgen bleiben können, ja Gesner ſelbſt nicht, welcher in der Vorrede zu Joſua Malers Diction. Germ. et Latin. ſagt: Nos ad Latinorum Graecorumque imitationem numerosa meditari carmina coepimus, id quod in Hexametris heroicis parum feliciter procedit. In Phaleucis vero melius. Und was war die Folge? Daß man die unmittelbare Nachbildung aufgab und nach Art der mittelalterlichen gereimten Hexameter wieder den Reim mit heranzog. Man fühlte ſchon den Abſtand und verſchiedenen Genius der neueren Sprache von der alten und glaubte in ſolcher Weiſe eine Verſöhnung zu Stande bringen zu können. So mag denn Fiſchart, dem das Verdienſt die erſten deutſchen Hexameter gebildet zu haben, entriſſen werden muß, wenigſtens als Erfinder der gereimten gelten; er hat aber nicht den Mittelreim, ſondern reimt die Ausgänge der Verſe paarweis, die Diſtichen dagegen alternirend, die Hexameter auf einander und die Pentameter desgleichen, letztere aber auch zugleich in ihren inneren Vershälften, wie folgt:

Nun tapffere Teutſchen, Adelich von gmüt und geplüte
Nur Eur Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit,
Mein zuverſicht iderzeit iſt, hilfft mir Götliche güte,
Zu preiſen in Ewigkeit Euere Großmütigkeit.

Wie man ſieht, iſt der neue Zwang ihm ſo ſchwer geworden, daß darüber alles andere in den Hintergrund treten mußte; von Gesners proſodiſchem Princip ſind eben nur noch leiſe Spuren zu erkennen.

Mehr Sorgfalt und Regel finden wir bei Clajus, der nur deutſche Hexameter vollſtändig nach Art der gereimten lateiniſchen bildet, allein ſich auch ohne Noth das ſchon an ſich Schwere noch mehr erſchwert, indem er denſelben Reim durch zwei Hexameter bringt, ihn alſo viermal wiederholt:

Ein Vogel hoch ſchwebet, der nicht als andere lebet,
Noch kein Thier ſtrebet, ſich in allen Winden erhebet,
Und wenn die wüten, muß er denn fleißiger hüten,
Wächſt in Feurs glüten, darf nicht als andere brüten —

Auch hier derſelbe Mangel an Kürzen und Dacthlen, der allerdings durch den Reim, welcher das Ohr beſchäftigt, ein wenig verdeckt wird. Außer dem fünften Fuß finden wir den Dactylus nur einmal: Ein Vogel, allein hier zeigt ſich auch der Widerſpruch mit der Betonung der natürlichen Rede ganz augenſcheinlich, und es deutet ſich genugſam an, daß nach ſolcher Regel nie eine deutſche Poeſie erwachſen könne. Man hat denn den eingeſchlagenen Pfad auch bald verlaſſen und nur noch ganz vereinzelt ſind in neuerer Zeit ähnliche Verſuche vorgekommen — immer mit dem Charakter der Sonderbarkeit und als ſolche aufgenommen.

So ſchlug denn alſo die reine Anwendung der antiken Proſodie auf deutſche Rede fehl, und nicht minder auch die mit dem Reim verbundene.

Martin Opitz.

Was der Genius einer germaniſchen Sprache verlangt, wenn von mehr als Silbenzählung und von einer möglichſten Annäherung an die Maaße der Alten die Rede ſein ſoll, dies wurde zuerſt in den deutſchen Niederlanden erkannt. Janus Douſa und Daniel Heinſius (man leſe deſſen Lof-Sanc van Jesus Christus) gingen hier praktiſch und theoretiſch voran und unſer Opitz, wie er das auch ſelbſt anerkannt, trat nur in ihre Fußſtapfen, wollte nur für das Oberdeutſche in Anwendung bringen, was jene bereits mit Glück im Niederdeutſchen übten. Opitzens kleine Schrift „Prosodia Germanica, oder Buch von der deutſchen Poeterey, Wittenberg 1634“ und mehr noch ſeine eigne Kunſtübung iſt bekanntlich für Deutſchland ein Wendepunkt geworden; allen Deutſchen wohnt jetzt, nach dem Verlauf von mehr als zwei Jahrhunderten, das volle und ſichere Bewußtſein inne, daß Opitz durchaus das Rechte getroffen, wie denn auch eben die Annahme und wachſende Befeſtigung ſeiner Principien durchaus zu ihren Gunſten ſpricht.

Die ohnedies kleine Schrift des Martin Opitz, ſie beträgt nur 110 Seiten in kleinem Octav, beſchäftigt ſich noch mit manchem Unbedeutenden oder entfernt Liegenden; doch iſt ſie in wenigen Sätzen beſtimmt und klar und zeichnet die weſentlichen Grenzen mit aller erwünſchten Schärfe. Es iſt vollſtändig die eigene Natur der Sprache anerkannt, beſtimmt ausgeſprochen, daß es ſich um ganz andere Regeln handele, als nach welchen die alten Sprachen verfahren. Die entſcheidende Stelle auf Seite 80 lautet ſo: „Nachmals iſt auch ein jeder Vers entweder jambicus oder trochaicus; nicht zwar daß wir auf Art der Griechen und Lateiner eine gewiſſe Größe der ſylben können in Acht nehmen; ſondern daß wir aus den accenten und dem thone erkennen, welche ſylbe hoch und welche niedrig geſetzt ſoll werden. Ein Jambus iſt dieſer:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort.

Der folgende ein Trochäus:

Mitten wir im Leben ſind.

Dann in dem erſten Verſe die erſte ſylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierte hoch, und ſo fortan, in dem anderen Verſe die erſte ſylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch, ꝛc. ausgeſprochen werden. Wiewol nun meines Wiſſens noch niemand, ich auch vor der Zeit ſelber nicht, dieſes genawe in acht genommen, ſcheinet es doch ſo hoch vonnöthen zu ſein, als hoch vonnöthen iſt, das die Lateiner nach den Quantitatibus oder Größen der ſylben ihre Verſe richten und reguliren." —

Es iſt hier deutlichſt geſagt, daß an die Stelle deſſen was bei den Griechen und Römern die Quantität ſei, bei uns der Accent trete, mit gleichem Recht und gleicher Entſcheidung. Daraus folgt, daß man gar nicht im Deutſchen von lang und kurz ſprechen ſolle, ſondern nur von hohem und tiefem Ton, betonter und tonloſer Silbe, daß demnach ferner auch das Metrum nicht aus einem Wechſel von langen und kurzen Silben, deren zwei eine Länge erſetzen, ſondern nur aus Hebung und Senkung beſtehe. Demnach giebt es denn auch, das folgt unmittelbar, in der deutſchen Poeſie nicht wahre Jamben und Trochäen, ſondern nur eine gewiſſe Aehnlichkeit mit denſelben, je nachdem die betonte Silbe vorangeht oder folgt. Andere Verſe aber giebt es vollends nicht; es giebt nur den einfachen Wechſel von Hebung und Senkung und dieſer eben läßt nur die beiden Fälle zu, welche annäherungsweiſe dem Jambus und Trochäus entſprechen. Daß es ſich bloß um eine Annäherung handele, ſpricht Opitz freilich nicht ſo beſtimmt aus, als wir es wünſchen; allein es iſt mittelbar darin enthalten, daß er den Namen zu entfernen ſtrebt und einen anderen bringt: er unterſcheidet männliche und weibliche Rhythmen, wie Reime, männlich iſt ihm der Jambus, weiblich der Trochäus. Daß es aber keinen dritten Vers gebe, ſagt er ausdrücklich, und ſo handelt er auch keinen weiter ab. Dactyliſche Rhythmen und vollends Anapäſte, oder auch nur Spondeen und Bacchiſche Versfüße waren nach ihm im Deutſchen unmöglich. Mit dieſer eigenthümlichen Meſſung, die ſich weſentlich von romaniſcher Silbenzählung unterſcheidet, ſollte nun der Reim ergänzend Hand in Hand gehen.

Es ist hier noch ausdrücklich hervorzuheben, wie sich diese Prosodik zu der altdeutschen verhält, wie sie sich von ihr unterscheidet und was sie mit derselben gemein hat. Die Meistersänger hatten im Wesentlichen Silbenzählung; Aehnliches kann man nicht sagen von den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Hier folgen die epischen einem anderen Princip wie die lyrischen. Jene zählen die Hebungen, die Accente, mit Opitz zu reden, lassen die Senkungen je nach Bedürfniß fort, geben ihnen auch wohl mehr als Eine Silbe: beides nach Opitz nicht mehr zulässig, der auf einem regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, Hoch- und Tiefton besteht. Dies gilt nun auch annäherungsweise schon von den lyrischen Strophen der mittelhochdeutschen Dichter, da schon die musikalische Begleitung hier größere Regelmäßigkeit erforderte. So kommt es, daß man mehr als einmal ein Lied Walthers von der Vogelweide jambisch oder trochäisch nach unserer Art lesen kann, obwohl diese Unterscheidung der Zeit ganz fremd ist.

Hier also war Opitzens Princip nicht so ganz neu und fremdartig, erschien vielmehr als die Vollendung dessen, was schon lange von feiner bildenden Dichtern gefühlt wurde; ein Umstand, der wahrlich nicht zu übersehen ist.

Aber noch eine andere prosodische Abweichung, wiewohl sie hauptsächlich den Reim betrifft, darf nicht unerwähnt bleiben. Wenn von jeher die deutsche Sprache betonte und tonlose Silben unterschieden hat, so hat sie sich doch nur allmälig von der Quantität freigemacht. Ein wesentlicher Schritt geschah im zehnten und elften Jahrhundert durch das Wegwerfen der langen Vokale in den Endungen und Beugungen, also eben in dem was die große Kluft ausmacht zwischen dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen. Allein auch das Mittelhochdeutsche hat noch den Accent auf der Kürze, sägen, Hägen, lëben und zahlloses andere; solche zwei Silben nun zählen, nach Analogie der alten Metrik, in der Verszeile wie im Reim für Eine, dort für Eine Hebung, hier machen sie den stumpfen (männlichen) Reim, weshalb sie denn im Reim der Nibelungenstrophe eine Stelle finden können. Dies nun hörte mit Opitz auf, die Silbe ist in allen Fällen eine Einheit und wiederum macht der Accent an sich allein die Silbe lang, oder vielmehr er allein entscheidet und neben ihm kann von Länge und Kürze nicht die Rede sein. „Sagen“, „Leben“, und alles

Aehnliche kann nach Opitz nur weiblicher Reim ſein, ſteht metriſch und reimend in ganz gleicher Reihe mit Rufen, Singen, Schreien u. ſ. w. Es iſt mithin erſt bei Opitz die vollſtändige und ſichere Emancipation des Accentes von der Quantität vollbracht. Erſt wer dies auffaßt, hat Opitz und ſeine Bedeutung für die deutſche Sprache verſtanden.

Philipp von Zeſen.

So ſehr nun Opitzens „neue Kunſt“ ſich der Aufnahme erfreute, ſo darf man doch nicht glauben, daß ſie allein das Feld behauptet und in allen Punkten ohne Widerrede gegolten habe. Sie hatte, obwohl ſie im Ganzen dem Ueberlieferten entſprach und nicht gerade feindlich dagegen auftrat, doch die geſammte Reimkunſt gar zu ſehr ins Enge gezogen und im Einzelnen gewiſſen Formen den Krieg erklärt. Das ſind die hüpfenden Maaße, die dakthliſchen Rhythmen. Allein gerade dieſe war vielen lieb; ſie ſind auch alt und ſogar volksmäßig. Wie hier nicht näher nachgewieſen zu werden braucht, ſo kommen ſie bei den ſchwäbiſchen Dichtern vor; nicht minder aber auch bei den Meiſterſängern. Sie ſcheinen zu gewiſſen Tanzweiſen zu gehören, dem Dreiachteltakt entſprechend, in dem ſich ja ein nationaler Tanz bewegt; überdies zeigt die volksmäßige Ballade für ſie eine Vorliebe; ſie ſind geſangsmäßig, ſie empfehlen ſich für heitere Stücke ganz beſonders durch ihre Munterkeit, während ſie ſelbſt auch des Ausdrucks der Trauer nicht unfähig ſind. Und dieſe hatte nun Opitz verworfen: ſollte man ihnen in der Kunſtpoeſie für immer entſagen? Es mußte wenigſtens ein Verſuch gemacht werden ſie zu retten.

Das geſchah zunächſt durch Opitzens Freund Auguſt Buchner, der in ſeiner Verskunſt ſie wieder einführte, ja bald wurde dies eine beſondere Liebhaberei der Meißniſchen und Nürnbergiſchen-Dichter, gegenüber den ſchleſiſchen, welche ſich zuletzt ſelbſt auch dazu verſtanden. Es handelte ſich hier zunächſt nur um ein einzelnes Metrum, allein bald ging die Sache weiter; endlich zeigte ſich's, daß damit ein proſodiſches Princip im Zuſammenhang ſtehe.

Mit dem dakthliſchen Rhythmus näherte man ſich der antiken Versbehandlung an, mit ihm lief man Gefahr ſich von Opitzens reiner Lehre zu entfernen, welcher in der Senkung immer nur Eine Silbe geſtattete. So kam es denn auch ganz unvermerkt, daß die Anhänger

der hüpfenden Maaße wieder mehr zur Meſſung hingezogen wurden, daß ſie, im Gegenſatz mit Opitz, wieder ſprechen von Länge und Kürze der Silben. Es findet ſich wohl an einem anderen Orte Gelegenheit dies von Stufe zu Stufe noch ausführlicher zu verfolgen; es wird hier genügen nur ſtatt aller auf Eines aufmerkſam zu machen. Dies iſt die Art und Weiſe, wie Philipp von Zeſen in ſeinem Hochdeutſchen Helikon die Sache behandelt; mir liegt die dritte Auflage von 1649 vor. Wir finden hier wieder die für die alten Sprachen üblichen Zeichen für Länge und Kürze (—, ⏑) und außerdem iſt auch ohne Weiteres von dieſen die Rede, als ob Opitz nie geſagt hätte, daß die alten Sprachen nach der Quantität meſſen, die deutſche dagegen nach dem Werth des Tones. Wir finden bei Zeſen, der ſich ſelbſt zu den Meißnern zählt, ſchon den beſtimmten Verſuch einer deutſchen Zeitmeſſung; man ſehe ſeiner „Helikoniſchen Untertreppe erſte Stuffe“. Anfangs zeigt der Verfaſſer ſich ſo ſehr von dem Opitziſchen Princip des Accentes durchdrungen, daß er ſogar die Lateiner tadelt eine ſo widerſinnige Meſſung eingeführt zu haben, allein bald darauf ſehen wir ihn eine Theorie aufſtellen, welche keineswegs als die Ausführung deſſelben betrachtet werden kann, vielmehr zum Theil ganz wo anders hin führt. Obenan ſtellt er den grundrichtigen, durch und durch gültigen, allgemeinen Lehrſatz: „Alle eingliedrigen Wörter, wie ſie*) in der gemeinen Ausſprache, ſo müſſen ſie auch in den reimbänden allezeit lang gebraucht werden.“ Allein der durch und durch gültige Lehrſatz erhielt doch ſogleich Ausnahmen, die ſchmal anheben, ſich indeß je mehr und mehr ausdehnen, nämlich: „Hiervon werden, meines behalts, keine mehr ausgeſchloſſen, als und, es; Wie auch der, die, das, wan ſie geſchlechts- und nicht weiſewörter ſeind; Darnach dieſe Fornemwörter ich, du, er, wir, ihr, ſie, wan ſie ſchlechthin und nicht ſo gebraucht werden, daß ſie auf gewiſſe Menſchen oder Dinge mit eifer und Verwunderung gleichſam weiſen, da ſie dan lang ausgedönet werden; endlich alle unabſonderliche und in ihrer abſonderung nichts bedeutende Erſatzwörtlein, als be, ge, ver, ent, er, und dergleichen.“

*) Hier ſcheint ein Druckfehler zu ſein; eine alte Handſchrift ſetzt in meinem Exemplar hinzu: „lang ſeind“ — das ſcheint in der That nöthig, wenn man nicht ſie ſtreichen will; der Sinn leidet keinen Zweifel.

Der gute Mann vergißt ſelbſt, daß er von einſilbigen Wörtern handelt, und die Ausnahmen von ihrer Länge vorbringen, nicht aber natürliche Kürzen aufzählen will.

Im zweiten Abſchnitt handelt er von den zwei- und mehrgliedrigen Wörtern, und da lautet ſein Lehrſatz: „Alle zweigliedrige aus zweien eingliedrigen zuſammengeſetzte wörter ſind allezeit fallende, und werfen den toon und Wortfall auf das ehrſte Wortglied, als formund, Landsherr, Reichsfürſt, Anwalt, Andacht, anlaß, urteil, langmuht, wehmuht, Hertzweh, Nachbier, forſatz, ümgang, unbas, unmenſch, vielfraß, wortfal, abfal, zuſatz, zuwachs, angehn, zutuhn.“ Hiervon ausgeſchloſſen:

1) „diejenigen, deren erſtes Wortglied ein kurtzer (!) unabſonderlicher forſatz iſt — Begehr, verſtand, erfuhr —.

2) „folgende Zwitterworte (welche wir alſo nennen, weil ſie ſich auf beiderlei recht gebrauchen laßen) als: itzund, dännoch, alzeit, darüm, biſt=du, haſt=du —“ — Sie könnten ebenſowohl jambiſch wie trochäiſch ſein.

3) „diejenigen, ſo mit dem forſatz=wörtlein her, hin und dar anfangen: herauf, herfür u. ſ. w. — oder auch endigen: bisher, anher, darhin u. ſ. w. — wie auch: umſonſt, fürwahr, allein, alhier, zugleich, zumal, zuſamt, zudem, hinzu, indem u. d. g.

4) „endlich alle diejenigen, die ſowohl in ungebundener als gebundener Rede mit einem auffſchreyen und verwunderung am Ende in die Höhe gezogen werden“ (!) Ohne Beiſpiele.

Von beſonderem Intereſſe iſt der zweite Lehrſatz des Abſchnittes, ſo abſchreckend er in ſeiner Weitläuftigkeit und Mühſamkeit auch lautet. Es kommt dies daher, daß der Verfaſſer einen Begriff faßt, für den er das Wort nicht finden kann, nämlich das, was man ſpäter ſehr einfach die Stammſilbe genannt hat. Es verlohnt ſich wohl den ganzen Lehrſatz hieher zu ſetzen: „Alle vielgliedrige ſchlecht- und einfältige oder einfache (non composita) d. i. nicht aus zweien zuſammengeſetzte Wörter, deren letztes Wortglied nicht verbiſſen oder an das letzt' ohn' eins (wohl in eins?) gezogen iſt, ſondern da alle Wortglieder noch ganz folſtändig ſeind, fangen ſich noch mit zweien kurzen, noch mit zweien langen allein und zugleich an, ſondern haben und behalten allezeit das ehrſte lang und das andere, ſamt allen die ihm folgen,

kurtz, als strafe, sträflich, liebe, grafe, grafschaft, König, [– ⏑] königlich, königisch, engelisch, [– ⏑ ⏑] königlicher, königischer, engelischer [– ⏑ ⏑ ⏑] wie auch am abende, hängende, zwillinge, färtige, liebliche, harnische, riegelen, gülbenes, wagete, lästerte, ständichte, hulbigung, tägelich, erbarlich, säuberlich, hungerich, schreiberisch, schwälbichen, mündichen, löcherícht [– ⏑ ⏑] hungriger, löcherichter [– ⏑ ⏑ ⏑] und dergleichen."

Noch anziehender für uns sind die zu dieser Regel gegebenen Ausnahmen, besonders auch, weil sie bezeugen, daß unsere heutige Aussprache schon die damalige gewesen sei. Es heißt:

„Hievon werden ausgeschlossen 1) alle drei- und mehrgliedrige Wörter, die sich auf eit, in, ei, ar, ein endigen, als Höflichkeit, weisheit, jägerin, jägerei, schäferei, allerlei, dubelei, wandelbahr, offenbahr, rummelei, dichterei, äugelein u. d. g. [– ⏑ –] welche sich allezeit lang endigen, wie aus der Erweiterung dieser Worte, wan noch ein Wortglied am Ende dazu gesetzt wird, zu sehen ist, als höfligkeiten, jägerinnen, jägereien, offenbahren, dichtereien u. s. f."

Es zeigt sich hier, wie der Verfasser, der eben nicht reich ist an theoretischem Geist und auch nicht der feinste Beobachter, sich hier nach dem Princip der Quantität hinneigt und vom Princip des Accentes entfernt, denn folgte er diesem, so mußte er vor allen merken, daß er es hier mit ganz verschiedenen Dingen zu thun hat, die sicherlich auch seine meißnerische Aussprache unterschied, nämlich mit Wörtern, von denen ein Theil den Ton auf der ersten, ein anderer auf der letzten Silbe hat: Jägerin und Jägerei steht sich nicht gleich, ebenso wenig Höflichkeit und Schäferei, Dichterei und wandelbar, so daß diese Wörter durch den Versfuß des Cretikers [– ⏑ –] nicht hinreichend bezeichnet werden, sondern erst mit ⏑ ⏑ – und – ⏑ ⏑.

Recht Bemerkenswerthes bringt auch die zweite Ausnahme, welche darum hier wird stehen müssen:

„2) Alle dreigliedrige, so auf er, und alle vielgliedrige, so auf haft ausgehen, wie auch die zweigliedrigen, die auf eit und in sich endigen, als prediger, lediger, färtiger, trauerhaft, ritterschaft, wahrhaft, mannhaft, weisheit, kindheit, tohrheit,

Arbeit, Göttin, Heldin, Fürſtin, u. d. g. Dieſe, ſonderlich die in er und die dreigliedrigen in haft haben das letzte Wortglied gemein, doch gleichwohl mehrmal und natürlicher als kurz.“ —

Wir bekommen hier zum erſtenmal die syllaba anceps d. h. eine Silbe, welche der Dichter, nach Bedarf, mit gleichem Recht lang und kurz gebrauchen kann, wobei uns dies Vorrecht allerdings beſonders wohl beim Prediger auffällt, den wir ebenſogut wie lediger nur als tonlos in letzter Silbe gebrauchen können. Daß Zeſen hier eine andere Ausſprache gehabt haben ſollte, iſt wohl nicht anzunehmen, in der Unſicherheit ſeines Grundſatzes iſt er wohl nur durch die Spur von Hebung, welche die Silbe durch die benachbarte noch tonloſere erhält, ſo wie durch den Gebrauch in nur nach der Hebung geordneten Verſen verleitet worden.

Im Nächſtfolgenden lehrt er denn ferner die Gemeinheit (Ancipitas) der Endſilben in arbeit, weisheit, Göttin, ruchtbar, fruchtbar, erbar, männin, es zeige ſich dies in der Pluralbildung, wo die Silbe in die Mitte komme. Man ſollte vielmehr das Gegentheil ſchließen, und in der That iſt der Grund, daß Zeſen auf den Plural Gewicht legt, ein ganz anderer, nämlich aus der Praxis und zwar der ſchlechten, entnommen. In den hüpfenden Verſen erlaubte man ſich, zählend auf den Rhythmus, auch ſchwächer betonte Silben dieſer Art in die Hebung zu ſetzen. So wirkten die Fehler der Praxis auf die Theorie zurück, wiewohl ſie an der lebenden Ausſprache nichts ändern konnten.

Zeſen meint: ſolche Silben ſeien wohl lang von Natur, aber der Ton, welcher im Ausſprechen mehr auf die erſte falle, mache ſie zweifelhaftig — wir haben hier Accent neben der Quantität, wo richtiger von Haupt- und Nebenton geſprochen würde. Indem er dies erläutern will, verwickelt er ſich noch tiefer. Wie ſehr das Uebergewicht einer erſten Silbe auf die nachfolgenden drücke, ſehe man, wenn man obigen Beiſpielen noch einen Vorſatz gebe: Halbgöttin, Weltweisheit, Kriegsheldin, Großfürſtin, hier würden zwei lange Silben durch den Zutritt einer dritten kurz, denn dieſe Beiſpiele ſeien Dactylen, während Weisheit, Göttin, Fürſtin Spondeus! Dagegen Göttinnen, fürſtinnen richtiger mit zwei Längen – – ⏑; allenfalls giebt er zu, Weltweisheit ähnlich zu gebrauchen, denn,

ſetzt er hinzu: alle drei können und mögen ſie nicht lang bleiben.

Man merkt hier ſogleich, daß der Verfaſſer noch keine deutſchen Hexameter kannte und muß ſich ſagen, daß es überaus mißlich ſei, über Dinge dieſer Art zu ſprechen ohne ein Feld, auf dem ſie zur Anwendung kommen und wo ein Ohr ſich bilden kann. Alles was Zeſen wußte von einer Praxis die ſeiner nach Quantität hinſtrebenden Theorie entſprach, waren die amphibrachiſch hüpfenden Verſe, die keiner Entwickelung fähig ſind und für welche nun vollends eine regelloſe und fehlerhafte Behandlung überliefert war. Unter ſolchen Umſtänden wird man hier keine geklärte und erſchöpfende Theorie erwarten können und muß ſogar noch erſtaunen über das, was geboten iſt; mancher Spätere iſt weiter rückwärts gegangen. Faſſen wir aber alles zuſammen, ſo zeigt ſich, daß Zeſen durch Heranziehen des Begriffs der Quantität die Opitziſche Theorie fürs erſte weſentlich verdunkelt habe; allein auf der andern Seite liegt hier doch ein Ferment, ja geradezu ein Fortſchritt, denn das Zeitmaaß ſoll nicht mehr nach einer fremden und abſtracten Regel geſucht, ſondern aus der Ausſprache ſelbſt hergeleitet und in Zuſammenhang mit dem Accent gebracht werden.

Gottſched.

Es gehen nunmehr von hier ab zwei Richtungen neben einander, die eine ſich ganz von der Nachahmung des Antiken abkehrend und nur die Sprache in eigenſter Weiſe entwickelnd, die andere mit mehr oder weniger ſichtbarem Hinblick auf die alten Sprachen und deren Rhythmik: die zweite Richtung offenbar der Ueberſetzung günſtig, von welcher wir hier handeln, von der aber damals noch nicht die Rede ſein konnte. Dieſer letztere Umſtand iſt denn freilich auch Urſache, daß für's erſte die Theorie in der Kindheit bleiben mußte, denn wie konnte ſie gedeihen ohne Praxis. Alles daher was ſich in verſchiedenen Anweiſungen zu poetiſcher Kunſt während der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts und noch zu Anfange des achtzehnten findet, hat kaum für uns ein nachhaltigeres Intereſſe, es iſt zu abgeriſſen und oberflächlich. Omeis bemühte ſich mehr von den künſtlicheren Maaßen der Griechen dem Deuſchen anzueignen, und glaubte Anapäſten gebildet zu haben, wenn er reimte:

Gute Nacht, gute Nacht, ruhet wohl bis zum Tage,
Ruhet ſanft, ohne Furcht, ohne Scheu, ohne Plage —

den man heutiges Tags ſchwer dafür erkennen würde und der auch nicht einmal nach Zeſens Grundſätzen zuläſſig iſt; es iſt hier keine Meſſung, ſondern nur die Gewalt des Rhythmus, welche den Ausſchlag giebt. Auch Schottel folgt dem Gedanken der Quantität, ohne aber etwas weſentlich Neues zu bringen. Wir gehen fort gleich bis zu Gottſched, der in ſeinem Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt (Dritte Aufl. 1742) ein Capitel hat (das zwölfte): „Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Silbenmaaße und den Reimen“ — eine Zuſammenſtellung ſehr verſchiedener Dinge, welche nicht eben das Beſte hoffen läßt. Daß hier der Vers dem Wohlklange nachhinkt, iſt beſonders ſchlimm, da doch von dieſem nur innerhalb jenes die Rede ſein

kann. Die Behandlung der Sache hebt auch ziemlich schlecht an, doch begegnen zuletzt recht beachtenswerthe Dinge.

Daß Gottsched den Hexameter empfohlen, ward schon oben erwähnt; jetzt ist noch näher von seinen Principien der Messung zu handeln. Er will allen Sprachen, und besonders auch der französischen, die Fähigkeit, Verse in antiker Weise zu bilden, zueignen, steht also ganz auf Seiten derer, welche Quantität wollen. Er behandelt fünf Arten von Versen, denen gleiche Wortfüße entsprächen: Jamben und Trochäen, jene der deutschen Sprache besonders angemessen, dann Dactylen und Amphibrachen, die er von jenen ausdrücklich unterschieden wissen will, endlich Anapästen, die aber ihre Schwierigkeit hätten, da die zwei Kürzen schwer aufzubringen seien. Er will sich aber hiebei nicht begnügen, sondern sagt: — „Und da unsere Sprache durch Länge und Kürze ihrer Silben geschickt ist, sich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch diese so mannigfaltige Harmonie mehr und mehr zu nähern, so sehe ich nicht, warum wir unsern Dichtern in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel stecken und ihnen nicht vielmehr ein Plus ultra zurufen sollten."

Das Neue nun, oder mindestens der Fortschritt, den Gottsched auf prosodischer Seite bringt, besteht darin, daß er auf den nicht genug beachteten Reichthum unserer Sprache an mannigfaltigen Wortfüßen und namentlich auf solche aufmerksam macht, welche sich aus Längen zusammensetzen: „Ich hebe also billig von den Spondeen an, als welche Art von Füßen noch zu den zweisilbigen gehöret. Ein Spondeus aber besteht aus zwoen langen Silben, und geht also auf eine recht gravitätische Art einher, ohne wie die Jamben und Trochäen auf einem Beine zu hinken. Ernstlich von der Sache zu reden, so hat diese spondeische Art nicht so viel Bewegung und Hitze in sich, als die anderen obbemeldeten Füße, die auch aus kurzen Silben bestehen: sondern sie ist gleichsam eine Abbildung einer recht stoischen Ruhe und Gelassenheit. Sie geht gleich einem Spanier mit lauter majestätischen Schritten einher und füllt das Ohr mit eitel wohlklingenden Tönen." Nach dieser hinreichend geschmacklosen Expectoration lesen wir die bedeutenden Worte: „Es fehlt uns auch im Deutschen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können, zumal unsere zusammengesetzten Wörter schicken sich sehr gut dazu." Z. E. Großmuth,

Unmuth, Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkstatt, Vortrab, Nachsicht, Sonntag u. s. w. (Alle diese Wörter sind darüber als Spondeen bezeichnet.) Ja auch dreisilbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang sind, als vorhaben (– – ⏑), aufstehen (– – ⏑), mitnehmen (– – ⏑), vorgehen (– – ⏑), nachfolgen (– – ⏑), Großvater (– – ⏑), ausnehmend (– – ⏑) u. dgl. Wollte man nun ganze Verse aus lauter solchen Füßen zusammensetzen, so würde dieses eben so traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz aus lauter sogenannten pas graves bestände. Es haben auch weder die Griechen noch die Lateiner ganz spondeische Verse gebraucht, wohl aber die Spondeen unter die Jamben, Trochäen und Dactylen gemenget: um dieselben etwas langsamer und ernster zu machen, als sie sonst gewesen sein würden." —

Diese Worte sind für deutsche Versbildung und Versmessung, Metrik und Prosodik, von gleich großer Bedeutung, und vielleicht in beider Hinsicht nicht hinreichend erwogen. Es ist hier das Vorhandensein der Spondeen im Deutschen proclamirt und hingedeutet auf ihre Wichtigkeit für den Hexameter, vor Klopstock, vielleicht eben zu lange vor ihm, um diesem Hülfe zu leisten, wenn nicht vielmehr die Forderung, solche Wortfüße nunmehr daneben nicht länger trochäisch zu gebrauchen, als allzu schwierig erschien. Auf prosodischer Seite liegt nun offenbar in diesem Ausspruch ein Princip enthalten, das Princip einer Zeitmessung, von der wir die ersten Anfänge bei Philipp von Zesen fanden, und für welche Voß, der also nicht ihr Erfinder ist, nur die speciellen Regeln gab. Auch Gottsched weiß das Ding noch nicht mit dem Namen zu nennen, doch kommt er dem Begriff der Stammsilbe schon um vieles näher, denn er sagt: „in unseren zusammengesetzten Wörtern" — worin jener Begriff allerdings mittelbar enthalten liegt. Daß man im Deutschen nur, oder auch nur vorzugsweise, die Spondeen in Zusammensetzungen hat, war freilich auch ein Punkt, der Betrachtung verdient, allein damals, vor aller Praxis, konnte daher kein Bedenken erwachsen. Eben so wenig hat Gottsched etwas weiteres daraus herzuleiten oder eine Anwendung zu machen gewußt, selbst als er eben dort Hexameter bildete, machte er keinen Gebrauch von diesen Spondeen, um seinen Versen jenen Ernst zu geben; ja es ist ihm einigemal begegnet, daß er selbst solche Wörter

als Trochäen setzt: Abscheu, Rauchwerk, Vorzug — in dem schon oben angeführten Stück: Rom und Athen —.

Es ist noch zu erwähnen, daß Gottsched der deutschen Sprache auch auf Seiten der Kürze neue Wortfüße zueignen wollte, namentlich um Anapästen zu gewinnen. Dafür hielt er die Wörter Potentat und Majestät, dann die deutschen ungemein, überaus, überall, allemal, sintemal, jedermann, unverwehrt, nimmermehr u. dgl. Und über, oder werden von ihm zweimal kurz gebraucht.

Daß nun so die Opitzische Theorie sogleich eine Aenderung, und zwar eine sehr folgenreiche, erlitt, braucht wohl kaum erinnert zu werden. Nach Opitz gab es keine Spondeen, konnte es keine geben; gab es doch überhaupt keine Länge. Nur der Accent machte die Hebung, beides konnte im zweisilbigen Wort nur einmal sein. Nahm man mit Gottsched Spondeen im Deutschen an, so hatte man entweder neben und außer dem Accent noch Quantität, oder man mußte in demselben Wort zwei betonte Silben annehmen, einen Haupt- und Nebenton. Es lag hier ein Wendepunkt, der nähere Anschluß an die Metrik der Alten war erst von hier ab möglich, denn jetzt erst gab es complicirtere Wortfüße, d. h. Bausteine, Quadern, aus denen sich gemessene Verse fugen ließen, es gab jetzt erst ein Analogon der Messung, hervorgegangen aus einem der deutschen Sprache selbst innewohnenden Princip.

Man wird vielleicht bedauern, daß dies Verdienst einem Namen zufällt, den man nicht gerade zu ehren gewohnt ist. Und wirklich scheint er die Tragweite dessen, was er ausspricht, einigermaaßen geschätzt zu haben. Ihm ist der Zusammenhang nicht entgangen, in welchem die Lehre von den Spondeen mit dem Wohlklang steht, von dem das Capitel handelt; in der That muß viel für diesen gewonnen werden können, wenn man die ton- und consonantenreichen Silben nicht mehr als flüchtige Kürzen setzt, sondern ihnen im Spondeus Zeit gönnt, gebührend auszutönen. Ich halte für Pflicht, hier noch die Worte herzusetzen, mit denen Gottsched seine Bemerkung einleitet: „Allein da es meine Absicht ist, unsere Dichtkunst auch im Absehen auf den Wohlklang der Verse, der eine so erstaunliche Kraft in den Gemüthern der Menschen hat, vollkommen zu machen, so halte ich es für nöthig zu zeigen, daß es uns Deutschen auch an anderen Arten der Füße nicht fehle, die bei den Alten mit so vielem Vortheile

gebraucht werden. Und wenn ich mit dieſer Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachſenden munteren Köpfen ein wenig das Ohr ſchärfe, auf den verſchiedenen Wohlklang der Silben und Wörter acht zu geben, und wenn es auch nur zur Kunſt wäre, einige Verſuche damit zu machen: ſo ſoll mich die Arbeit nicht dauern.

Als dieſe Theorie in die Praxis überging, war der Name ihres Urhebers nicht ſowohl vergeſſen, als vielmehr in ſolchem Grade verrufen, daß man der Sache nur hätte ſchaden können, wenn man ſie mit demſelben in Verbindung gebracht; allein ſpäterer Zeit iſt es dann wieder gegeben, Gerechtigkeit zu üben.

Adelung.

Ein Grammatiker, der lange Zeit in großem Ansehen gestanden, und in der wichtigsten Periode deutscher Schriftentwickelung einen vielleicht nur zu großen Einfluß gehabt, ist — Johann Christoph Adelung, insbesondere mit seinem 1782 erschienenen „Ausführlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache.“ Wie man ihn sonst nicht ungerecht beschuldigt, mit Hintansetzung der historischen Entwickelung zusammenhangslos dem vorgefundenen Sprachzustand eine abstracte Regel aufgezwungen zu haben, so hat er auch hier nicht eben das Beste gestiftet, obwohl ihm das Verdienst großer Klarheit nicht abzusprechen ist. Er eben ist es, welcher einen der Gottschedischen Auffassung entgegengesetzten Weg befestigte, indem er für eine mangelhafte Praxis eine entschiedene Theorie aufstellte.

Das dritte Capitel des ersten Bandes handelt von dem Tone der einfachen Wörter. Es hebt an mit den Worten: „Die so wichtige Lehre von dem Tone der deutschen Wörter ist in allen bisherigen deutschen Sprachlehren nicht nur völlig vernachlässiget, sondern auch auf eine sehr ungebührliche Art mit der prosodischen Länge und Kürze der Silben vermischet worden, welche doch auf keine Weise in die Sprachlehre gezogen werden kann. Aber selbst die prosodische Quantität der Silben ist von ihnen nur sehr verworren vorgetragen worden, weil sie von dem Tone abhängt und dieser ihnen unbekannt war.“ Wir sehen hier wieder den Ton als das Entscheidende hingestellt, also erneuert was Opitz wollte, was man aber seitdem je mehr und mehr verloren. Adelung nennt uns in diesem Bestreben einige Vordermänner, welche indeß die Sache auf halbem Wege gelassen. Er sagt: „Zwar kam Herr Aichinger in seiner schon 1754 herausgegebenen Sprachlehre auf die Spur und suchte einen Unterschied zwischen dem Ton und der Quantität zu machen, allein da er seine Vorstellung

davon nicht zur Deutlichkeit brachte, so vermischte er beide, und die nachfolgenden deutschen Sprachlehrer ließen sich's noch weniger angelegen sein, diesen Wink zu verfolgen und gingen auf dem alten Wege fort, weil sie in den lateinischen Sprachlehren keinen anderen vorgezeichnet fanden. Felde und Mützke seien die ersten, welche die Lehre vom Ton entwickelt, obwohl sie auch von ihnen nicht diejenige Bestimmtheit erhalten, deren sie fähig ist."

Adelung unterscheidet Silben, welche den Ton haben und welche ihn nicht haben; jenes die Wurzelwörter, dies die Ableitungssilben; er unterscheidet ferner einen doppelten Ton in mehrsilbigen Wörtern, wo eine Silbe stärker betont sei als die andere: Hauptton und Nebenton, vollen Ton, halben Ton; eine Unterscheidung, welche mittelbar enthalten ist in der eben vorgetragenen Gottschedischen Lehre, welche Adelung sehr wahrscheinlich nur dorther hat, obwohl er sie nach anderer Richtung hin ausführt. Als Beispiel eines solchen doppelten Tones giebt er die Wörter: Gesellschaft, veränderliche, Königinnen. Die betonte Silbe könne entweder gedehnt oder geschärft sein, diese Schärfung sei wesentlich zu unterscheiden von Kürze, womit man sie oft verwechselt — alles treffliche Grundlegungen — und doch für ein falsch angelegtes Gebäude.

Die Anwendung dieser einfachen Lehre auf die Prosodie ist nur zu einfach: „Jede Silbe, welche den vollen Ton hat, ist in der Prosodie allemahl lang, der Ton mag übrigens gedehnt oder geschärft sein; was nur einen halben Ton hat, es sei übrigens gedehnt oder geschärft, ist zweizeitig, oder kann nach Willkür lang oder kurz gebraucht werden; was aber tonlos ist, ist allemal kurz."

Wir bekommen hier drei Werthe des Tons und drei prosodische Anwendungen: Hauptton, Nebenton, tonlos: lange, zweizeitig, kurz. Wie einfach, wie oberflächlich! Am wichtigsten ist die Zweizeitigkeit, welche an den Nebenton geknüpft wird; es kann also die betonte Silbe, wenn sie nur eben nicht den Hauptton hat, auch kurz gebraucht werden, wie die syllaba anceps, ganz nach Bedürfniß des Verses und nach Gefallen des Dichters: Andacht ist eben so gut Trochäus als Spondeus, Vaterland eben so gut Dactylus als Creticus. Diese äußerst bequeme Feststellung schien theoretisch wohlbegründet und, sie schien die Praxis der Dichter, namentlich Klopstocks, für sich zu haben;

kein Wunder, wenn sie lange Zeit als Panier und dann weiter als Schild gedient hat.

Und doch wie anders! Adelungs Theorie steht sehr bedenklich in der Mitte zwischen dem, was Gottsched vorgreifend sagte und anderseits der spätern Praxis Klopstocks; sie paßt nur für eine Uebergangszeit, nur für die ersten Gesänge des Messias; zur Zeit als Adelung sie aussprach, war Klopstock schon auf einem ganz anderen Punkt, eben auf dem, den Gottsched angedeutet.

Karl Philipp Moritz.

Wenn Adelung es an der prosodischen und metrischen Ausführung fehlen ließ, weil diese ihm nicht in die Sprachlehre zu gehören schien, so läßt sich denken, daß man ihn in einer Sache von so großem Interesse bald ergänzt haben werde. Die Bahn war geöffnet, die Grundsätze schienen klar und sicher dazustehen, eine entsprechende Ausübung schien vorhanden. Und doch konnte man bei der Ausführung sich noch weiter verirren!

Es ist gezeigt worden, mit welcher Anstrengung Klopstock schrittweise in seiner Messiade von Gesang zu Gesang fortschreitend das in die Praxis hinüberführte, was Gottsched schon vor dem Beginn jenes Gedichtes ausgesprochen hatte, nämlich die spondeische Natur der zusammengesetzten Wörter. Die Schwierigkeit lag sehr einfach darin, daß man sich nun auch strenge versagen mußte, eben diese Worte als Trochäen zu gebrauchen, was noch nicht hinreichend im Gehör lag und mehr Gewandtheit verlangte, als damals besessen wurde. Allein Klopstock, dem im Hexameter so viele gefolgt waren, sah sich bei seiner feineren Ausbildung allein; die Schweizer und die große Zahl seiner norddeutschen Nachahmer machten diese Bewegung nicht mit, sondern verblieben bei der bequemeren Praxis. Ebenso verblieb Ramler, der doch Vielen als ein großes Muster auf dem Gebiet der Nachbildung alter Maaße galt, unverändert in der alten Bahn; für ihn gab es nach wie vor keine Spondeen in zusammengesetzten Wörtern, und wären sie an Laut und Inhalt noch so vollwichtig. So war denn das größere Publikum mit vollem Recht noch ganz auf dem Punkt, auf welchem sich Klopstock bei seinem Ausgange befunden hatte, und eine Theorie, welche dieser Praxis entsprach, war im Grunde das allgemein Begehrte.

Ein solches Buch erschien im Jahr 1786 und zwar zu Berlin: „Versuch einer deutschen Prosodie.“ Dem Könige von Preußen

(also wahrscheinlich noch Friedrich dem Großen) gewidmet von Karl Philipp Moriz. Das Buch, das jetzt wohl weniger bekannt sein dürfte, verdient schon darum eine Stelle, weil Goethe, der übrigens den Verfasser als einen Grübler und Sonderling schildert, sich dieses Werkes erfreut und darin einen Codex für seine Kunstübung, wenigstens eine Zeit lang, zu besitzen glaubte. Es steht auch eben so viel Beachtenswerthes als Sonderbares darin und anziehend bleibt seine Betrachtung für die eigenthümlichen Schicksale der Sache.

Geht man genügsam und oberflächlich auf den Grundgedanken und Hauptinhalt des Buches, so scheint er einfach und annehmbar, allein bei näherem Eingehen zeigt sich ein höchst complicirtes, einseitiges, und der Sache nur aufgedrungenes System; das Ganze ist aber nicht so leicht zu übersehen wegen der fatalen dialogischen Form. Das Buch hebt damit an, zu fragen, ob wir Längen und Kürzen im Deutschen haben — macht dann in seinem Verlauf darauf aufmerksam, daß hier ein wesentlicher Unterschied zwischen den alten und neuern Sprachen bestehe, daß jene der Empfindung dienten, diese dem Gedanken, daß namentlich der Deutsche den Nachdruck und Ton nur nach der Bedeutung ertheile, gleichviel wie Zunge und Ohr mit dem materiellen Gehalt der Silben zurecht komme. Das leuchtet wohl ein und ist nur Ausführung der Opitzischen Auffassung, so wie des Längstzugestandenen. Auch das Fernere hat noch manches für sich, das nämlich, kurzgefaßt, etwa so lauten würde: „es giebt im Deutschen keine äußerlich und allgemein bestimmbare Quantität, sondern nur ein relatives Gewicht der Silben, das sich theils nach ihrem Inhalt, besonders aber nach ihrem Verhältniß zu den nächststehenden richtet. Allein die Art, wie der Verfasser dies ausführt, ergiebt nur Wunderliches und höchst Verwickeltes, denn es ist beständig, wie unter Kleinstädtern, bis ins Geringste hinein ein verdrießlicher Streit um die Rangordnung und nichts in sich selbst bleibt sicher. Vor allen giebt es keine Spondeen mehr in zusammengesetzten Wörtern: wie gewichtvoll auch die zweite Silbe sein möge, sie muß sich unterordnen, der Accent kann nur einer sein, liegt er auf der ersten, so ist Großmaul, Unmuth, Trochäus, Herzensangst, Todesqual Dactylus. Ein Resultat das ganz gegen Gottsched verstößt, Klopstock nicht genehm sein konnte und auch nicht einmal ganz mit Opitz harmonirt, weil

dieſer die Sprache nur im Jambus und Trochäus bewegen wollte, Moriz aber mit ſeiner Theorie ſich anſchickt zu Tänzen in den complicirteſten Metren, wie Klopſtock ſie irgend aufgebracht. Es entſteht die Frage, ob die von Klopſtock ſo ängſtlich geſuchte „Spondа“ nicht auf dieſem Wege wieder gänzlich verloren gehe. Moriz ſucht uns zwar zu tröſten, allein es wird ihm ſelbſt ſchwer. Es gehören dazu zwei Bedingungen: erſtens, lange Silben giebt es nur in einſilbigen Wörtern, alſo können Spondeen nur aus zwei, Moloſſe nur aus drei Wörtern beſtehen, die ſich aber nie verſchmelzen dürfen; zweitens, es müſſen dieſe einſilbigen Wörter von gleichem Range ſein, ſo daß, trotz der Einſilbigkeit, dennoch nicht das Eine dem andern ſich unterordne — gewiß beides ſchlimme Bedingungen. Was die Einſilbigkeit anlangt, ſo iſt bekannt, daß ſie in längerer Folge jeden Vers verdirbt, und hier ſoll nun alles Heil darauf gebaut werden! Nein, um antike Verſe zu bauen, braucht man größere Bauſtücke, Quadern, die in einander fugen, nur ſo ſind Einſchnitte, Bindungen, überhaupt Rhythmik und Metrik möglich, denn dieſe beſteht in dem verſchiedenen Verhältniß der Vers- und Wortfüße. Hier alſo iſt kein Heil; und was nun den Rang anlangt, wie ſoll er beſtimmt werden? Doch wohl nach dem Ton, der Bedeutung, dem Gedanken? Weit gefehlt, nein nach der Grammatik, mit dem Compendium in der Hand, und tröſtend ſagt uns der Theoretiker: „Es wird die Begeiſterung des wahren Dichters nicht hemmen, wenn er, indem er einen Vers macht, Subſtantivum und Verbum, Interjection und Conjunction, u. ſ. w. (dies Und ſo weiter iſt beſonders von Wichtigkeit!) gegen einander abwägen ſoll, eben ſo wenig wie es die Begeiſterung der griechiſchen und römiſchen Dichter hemmte, daß ſie, um Verſe zu machen, faſt jeden einzelnen Buchſtaben, Laut gegen Laut, Vokal gegen Vokal, und Conſonant gegen Conſonant abwägen mußten.“ O doch, allerdings! denn das iſt Sache des Gehörs, was aber Moriz will, Sache des Verſtandes, dort gilt es auch kein Abwägen, weil nichts Relatives, kein Rangſtreit, ſondern alles ein ganz Unmittelbares iſt.

So kann man eine einfache Sache in ein Hirngeſpinnſt verdrehen und nach vielen Bemühungen bei einem Reſultat anlangen, das wenig über Null liegt. Wäre Moriz ein Dichter geweſen, ſo hätte ihm das nicht begegnen können; hätten aber die Dichter ſich die Sache mehr

in der Nähe angesehen, oder wären sie nicht Partei gewesen, um für ihre mangelhafte Praxis eine beschönigende Theorie zu finden, so hätte das Buch sogleich als eine Wunderlichkeit erkannt werden müssen. Nach mancherlei Irrwegen faßt Moriz sein Resultat, das uns nunmehr aber nicht täuschen kann, in folgende Worte zusammen: „daß die Längen und Kürzen der Silben in unserer Sprache nicht nach der Anzahl und Beschaffenheit der Buchstaben oder einzelnen Laute, woraus sie bestehen, sondern bloß nach ihrem prosodischen Werth, als Redetheile von mehr oder minderer Bedeutung betrachtet, bestimmt werden können; und daß also die prosodischen Regeln unserer Sprache lediglich aus der Grammatik geschöpft werden müssen, insofern dieselben die Beschaffenheit der einzelnen Redetheile und ihre Unterordnung, nach dem Gewicht ihrer Bedeutung (?) lehrt, und also der Prosodie einer jeden Sprache, die sich, wie die unsrige mehr zum Gedanken wie zum Empfindungsausdruck neigt, zur Grundlage dient.“

Von Einzelheiten will ich nur noch erwähnen, daß gelehrt wird, die zweisilbigen Präpositionen seien in ihrer Unterordnung gegen das Substantivum oder Pronomen zweimal kurz — es erstreckt also auch die Rangordnung sich auf mehr als Eine Silbe.

So weit Moriz sich mit Adelung auf gleichem Standpunkt befindet, hat er offenbar dessen Klarheit verloren; dieser Standpunkt nun aber ist nicht haltbar. Allein Moriz geht weiter, und zwar weiter rückwärts, weiter ab von Gottsched. Wenn dieser die spondeische Natur der zweisilbig aus Substantiven zusammengesetzten Wörter aussprach, so führte Adelung sie auf die halbe Geltung zurück, indem der Nebenton unfehlbar die Zweizeitigkeit einschloß, sie also ebenso gut Spondeen als Trochäen sein konnten, eine Lehre, womit den schlechten Poeten mehr gedient war als den guten und der ernsten Nachbildung antiker Verse. Nach Moriz waren sie nun aber wieder ausschließlich Trochäen, man befand sich wieder auf dem alten Fleck. Die Richtung des zeitgemäßen Fortschrittes war verkannt, dem Bedürfniß der Stimmführenden war nicht genügt. Ja recht eigentlich trifft Moriz hier der Tadel, etwas gegeben zu haben, was von der Zeit und den Hauptvertretern der Sache bereits überholt war. Alle seine Regeln treffen etwa im besten Fall auf Klopstocks erste fünf Gesänge und auf Ramler; allein Klopstock war bereits auf einem ganz anderen Wege, in den späteren

Gesängen kennt er die Spondeen sehr wohl, eben so in den Oden, nur die allerfrüheſten ausgenommen, ja er ſuchte, ſo viel irgend möglich, die neugewonnene Anſicht auch in die erſten Bücher des Meſſias zu tragen, und im Jahr 1768 ſprach er ſich in der zum elften Geſange gegebenen Abhandlung ganz deutlich über den Punkt aus. Wie konnte dieſe, wie konnte Gottſcheds Anſicht, die damit ſtimmt, dem Urheber einer proſodiſchen Theorie nur verborgen bleiben!

Johann Heinrich Voss.

Wir kommen jetzt auf Voß, deſſen Verdienſt auf proſodiſcher Seite mindeſtens eben ſo groß iſt als auf metriſcher; denn er macht eine Scheide, einen Wendepunkt. Vor und nach ihm hat man nicht auf gleiche Weiſe Verſe gemeſſen und die von ihm eingeführten und zur Geltung gebrachten Regeln beſtehen noch heute in voller Geſetzeskraft, ſie nicht anerkennen gilt für Unbildung, ja ſie werden gelten müſſen, ſo lange irgend der gegenwärtige Zuſtand unſerer Mutterſprache dauert.

Voſſens metriſche Gewandtheit und ſein Ohr für rhythmiſche Schönheit hat offenbar ſehr viel beigetragen, dieſen Grundſätzen Geltung zu ſchaffen, die Theorien zu befeſtigen durch Ueberführung in eine ausgedehnte Praxis; doch hat dies allein es nicht gemacht, ſondern es iſt ihre innere Wahrheit und Angemeſſenheit für den dermaligen Sprachzuſtand, vor allen aber der Fortgang in der Bahn einer allmäligen und natürlichen Entwickelung. Man muß nämlich damit anheben ſich zu ſagen, daß, was Voß als Geſetz für proſodiſche Handhabung der deutſchen Sprache verkündet, nichts von ihm erfundenes ſei, ſondern eben nur daſſelbe was ſeine beſten Vorgänger gewollt und zwar eben ſo ſehr die theoretiſchen als die praktiſchen. Voſſens Lehre, wenn es ihm auch ſelbſt nicht zum vollſtändigen Bewußtſein gekommen, iſt nur die Fortbildung des ſchon von Philipp von Zeſen und deutlicher von Gottſched Begonnenen, es iſt aber eben ſo ſehr das, worauf Klopſtock durch innere Entwickelung, durch Ausbildung ſeines Gehörs und ſeiner metriſchen Kunſt gekommen war: daher denn eben der Sieg, den die neue Lehre davon trug, ein Sieg, den ſie nie hätte gewinnen können, wenn hier etwas von dem Eigenſinn mitſpielte, den man Voß ſo gern zutraut. Ja man darf ausſprechen, daß er ungleich hiſtoriſcher zu

Werke geht als Moriz, der außer aller Verbindung mit irgend einem Vorgänger steht, und sich sogar im Widerspruch befindet mit Klopstocks jüngster Praxis.

Die Grundlegung der Vossischen Lehre besteht darin, daß Voß den Begriff der Stammsilbe ausspricht, er gewann dadurch ein feststehendes Element gegenüber dem wechselnden Accent, so daß jetzt erst von einer Zeitmessung im Deutschen, wenn auch nicht in demselben Sinne wie in den alten Sprachen, so doch in einem annähernden, die Rede sein konnte. Er gab deshalb seinem Schriftchen den Titel: Zeitmessung der deutschen Sprache. Es erschien als Beilage zu den Oden und Elegien, im Jahr 1802; 262 Seiten sehr kleinen Formates.

Wir heben, da das Büchlein schwerlich die Verbreitung hat, welche es verdient, hier die Hauptlehre, so viel als möglich mit des Verfassers eignen Worten, hervor.

„Von Dauer und Ton überhaupt. Die Silben unserer Sprache sind ungleich an Dauer und an Erhebung des Tons. Einige werden in jedem Zusammenhang anhaltender und stärker gehört; über andere fährt man schneller und mit geschickter Stimme hinweg; noch andere halten gleichsam die Mitte, und werden unter Umständen gedehnt oder beschleuniget. Wir nennen die ersten lang, die zweiten kurz und die dritten mittelzeitig."

„Die längere und kürzere Dauer wird durch das Zeitmaaß bestimmt, durch das Tonmaaß der höhere und tiefere Ton, womit man die Längen anhält, und der gelassene, womit man die Kürzen abfertigt."

„Im Gespräch ist die Dauer von jeder Art Silben nicht scharf begrenzt, sondern schwebt durch mehrere sanfte Abstufungen. In gemessener Rede wird die Kürze als Eine Zeit, die Länge gewöhnlich als zwei behandelt, und die mittelzeitige Silbe aus ihrer natürlichen Dauer entweder verkürzt oder verlängert."

„Beides, Dauer und Ton, ist größtentheils vom Begriff abhängig. Ein Hauptbegriff, und in mehrsilbigen Worten der Begriff der Stammsilbe, giebt Länge, die zugleich mit höherem Ton aushallt: Macht, außer; oder, wofern ein verbundener Begriff ihm vorwaltet, mit

tieferem: Vollmacht. Ein Nebenbegriff giebt einſilbigen Wörtern tonloſe Kürze: Dĕr Wald; bĕlaubet; ſelten hochtonige: gelebt hat er viel, doch wenig érlebt: wo durch den Gegenſatz die Silbe er höheren Ton ohne Länge erhält. Ein Mittelbegriff giebt im Zuſammenhange entweder Länge mit hohem und tiefem Ton: iſt er bekannt? furchtbàr ſcholl, oder tonloſe Kürze: dort ĭſt der Mann; furchtbăr erſcholl.

„Weil zur Länge am häufigſten der hohe Ton ſich geſellt, ſo wähnten viele, der hohe Ton mache die Länge, und demüthigten ſich, in unſerer Sprache ſtatt des Zeitmaaßes ein bloßes Tonmaaß, eine Quantität des Accents anzuerkennen.“ Man habe demnach nicht nur die tieftonige Länge als Kürze gemißbraucht: Andacht als Trochäus, Vaterland als Dactylus, Heuchelei als Anapäſt, ſondern auch Sturmwinde, Mittagsmahl als Dactylen genommen — während andere zuvor nach antiker Art nur Dehnung des Vokals oder Zuſammentreffen der Conſonanten als Länge gelten laſſen wollten.

„Von der Länge. Lang, oder von zweizeitiger Dauer mit hohem Ton iſt ein einſilbiges Stammwort und die Stammſilbe eines Wortes, das einen Hauptbegriff ausdrückt. Einen herrſchenden Hauptbegriff hat die Benennung: Baum, Quelle, und das Handlungswort: blüht, ſprudelt: beide zeigen die Dinge ſelbſt und ihre Wirkſamkeit.“ — .

„In den untergeordneten Wortarten wird die für ſich mittelzeitige Stammſilbe lang durch Verbindung mit einer Veränderungsſilbe: meine, außer, oder. Hier herrſcht das Stammwort über den eigenen Anwachs; allein dient es: mein Gewand, aus der Quelle. Durch Anwachs wird ſelbſt der kurze Artikel ein verlängert: einen Berg. Man muß aber der ſchwachen und tieftonigen Länge im Verſe die gehörige Stelle anweiſen. Ohne und eine auch kurz zu gebrauchen, ſchien mir als ſeltene Vergünſtigung zuläſſig; es war Irrthum.“

In dieſen wenigen Sätzen iſt das Weſentliche des Voſſiſchen Buches enthalten; es enthält eine größere Ausdehnung durch das Capitel der Mittelzeit und überhaupt in allen Capiteln durch die nähere Abgrenzung, wann und unter welchen Umſtänden die Mittelzeit ſich mehr zur Länge und wann mehr zur Kürze neige, alſo in beiden Fällen

als solche gebraucht werde. Es ist bemerkenswerth, daß Voß hier die Volltönigkeit des Vokals anerkennt, wogegen die Contraction keine größere Länge bedinge: über's Jahr sei eben so wohl Cretikus, also in der contrahirten Silbe kurz, als über Jahr. Voß sucht, zum Theil wohl aus praktischen Gründen, das Gebiet der Mittelzeit möglichst weit auszudehnen, auch auf alle Ableitungssilben, welche ehemals Stammsilben gewesen sind, thum, heit, lei u. s. w. und räth nur, sie lieber als Länge zu gebrauchen.

Die Capitel von der Tonstellung und vom Verse gehören nur uneigentlich hieher, denn sie behandeln den Einfluß des Rhythmus, der seinen eigenen Gesetzen folgt, und mehr die Ausnahme als die Regel bedingt.

Es sind nun diese Sätze mit erläuternden Anmerkungen zu begleiten. Zunächst sucht Voß die alleinige Herrschaft des Accentes, also gegen Opitz, einzuschränken und ihr noch ein anderes Element, das die Quantität der Alten ersetzen kann, gegenüber zu stellen, er unterscheidet Ton und Maaß — mit welchem Recht, das ist freilich noch fraglich, und schwerlich wird man hier seine Theorie sehr klar finden. Einen Anhaltspunkt dem Ton gegenüber gewinnt er in dem Stammwort, und wenn das Wort mehrsilbig ist, in der Stammsilbe. Das Stammwort ist ein solches, das einen Hauptbegriff einschließt, also vorzugsweise Substantivum und Verbum, höchstens Nomen. Damit wird eine unbedingte Länge, eine Länge unter allen Umständen anerkannt und Morizens Lehre, welche dieselbe nur beziehungsweise gelten ließ, ist gründlich beseitigt: durch einen überwiegenden Ton: geht aus, kommt her, waldein u. s. w. kann die Silbe niemals bis zur Kürze herabgedrückt werden; auch der untergeordnete Ton bleibt immer noch Länge und es kommt nur darauf an, ihn richtig im Verse zu gebrauchen.

Dann ferner ist von großer und entscheidender Wichtigkeit die Lehre: daß jedes mehrsilbige Wort wenigstens Eine Länge haben müsse, daß die doppelzeitigen oder selbst entschieden kurzen Silben durch Verlängerung sogleich eine Haupt- oder Stammsilbe erhalten, welche niemals kurz sein kann. Demnach sei der Artikel, sobald er zweisilbig wird, niemals als zwei Kürzen zu gebrauchen: einen Mann kann nicht Anapäst, sondern nur Cretikus sein, ohne Grund, überall, wider

Willen u. s. w. haben immer in der ersten Silbe eine Länge. Sehr zu beachten ist, was Voß hier sagt: er habe anfangs ausnahmsweise die Kürze gestatten wollen, sei aber davon zurückgekommen und habe es für Irrthum erkannt. Er findet darin unsere volle Beistimmung, und zwar aus zwei Gründen, einmal, weil so erst Consequenz in die Lehre von der Stammsilbe zu bringen ist und dann weil es auch der wohlarticulirten Aussprache entspricht; je gemessener gesprochen wird, um so mehr wird die Länge hörbar und da, wo es auf äußerste Feinheit ankommt, wie in allen ungereimten und den Alten nachgebildeten Maaßen sollte man diese Regel als eine der unverbrüchlichsten halten. Platen und andere Männer sind hierin sehr mit Unrecht von Voß abgewichen.

Noch etwas näher ist Vossens Mittelzeit ins Auge zu fassen, ein Punkt, in welchem die Eigenthümlichkeit der Lehre, ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche liegt. Sie knüpft unverkennbar an an Abelungs „Zweizeitigkeit", ist aber etwas anderes, denn diese betraf den Nebenton der Stammsilben, welche bei Voß immer lang sind, und ferner entsprach sie der syllaba anceps. Vossens Mittelzeit ist verschieden von der syllaba anceps der Alten, oder eigentlich nur der Römer. Man lehrt gewöhnlich, Griechen wie Römer hätten Silben, welche mit gleichem Recht lang und kurz gebraucht werden könnten; der Fall ist besonders wo der kurze Vokal vor muta cum liquida steht. Allein es ist wohl hinreichend bekannt, daß die homerische Prosodie sich hier für die Länge, die attische dagegen für die Kürze entscheidet. Sonach wäre eigentlich nur bei den römischen Dichtern von einem solchen Doppelgebrauch zum Behuf erleichterter Versbildung die Rede, so daß in dem erwähnten Fall die Länge gleichberechtigt ist mit der Kürze. Voß nimmt nun bei seiner Mittelzeit allerdings auch die doppelte Geltung an, allein nicht ebenso die Gleichberechtigung, denn er unterscheidet vielmehr sehr sorgfältig, wie in dem einen oder andern Fall eine Mehrberechtigung für Länge oder Kürze sei. Er hat demnach mitteninne zwischen Länge und Kürze ein gewisses schwankendes Gebiet, ein biegsames Element, das indessen nicht völlig neutral, sondern mehr nach der einen oder anderen Seite hingeneigt ist, und sogar die Aussicht hat, mit fortschreitender Kunst und wachsender Ausbildung des Gehörs, wenn auch nicht ganz, so doch großentheils eine

feſtere Norm anzunehmen, ſo daß eben dies unſichere Gebiet ſich von ſelbſt je mehr und mehr einſchränkt. Hier iſt Voſſens Theorie einer Fortbildung fähig, wie denn Voß ſelbſt auch in ſeiner langen Uebung nicht ohne Entwickelung geblieben iſt. Fragen wir, nach welcher Richtung hin, ſo iſt leicht zu antworten, nach eben der, in welcher überhaupt die ganze Theorie und Praxis fortſchreitet, nämlich die Mittelzeit immer weiter einzuſchränken zum Vortheil der Länge.

Neueſter Standpunkt.

Es wird gefragt, was man in deutſcher Proſodik nach Voß über ihn hinaus geleiſtet. Die Grundlinien ſind geblieben, es könnte alſo nur die feinere Ausbildung ſein, wobei der ausübenden Verskunſt mindeſtens eben ſo viel Aufmerkſamkeit gebührt als etwanigen theoretiſchen Beſtrebungen. Von letzteren iſt nicht eben viel zu melden, nichts ſonderlich Vollſtändiges und Bedeutendes, nichts das ſich einer hervorragenden Autorität erfreute.

Eine gewiſſe Abänderung hat Voſſens Zeitmeſſung eben daher erfahren, wo man ſeine Metrik übertreffen zu können meinte. Jene Bemühungen um den trochäenfreien Hexameter, welche uns an ſich ſchon ſo bedenklich erſchienen ſind, bieten uns jetzt noch eine andere Seite der Betrachtung dar, welche aber nur noch weniger zu ihren Gunſten ſpricht. Nehmen wir die Verſe von Friedrich Auguſt Wolf bis auf Platen, ſo zeigt ſich, daß man einen ſehr eigenthümlichen, eigennützigen, ja ſophiſtiſchen Gebrauch von Voſſens Mittelzeit gemacht hat, die bei weitem mehr von der Noth eingegeben iſt, ja auf bloße Täuſchung abzielt, als daß ſich irgend ein klares Princip entdecken ließe. Man faſſe jene trochäenfreien Hexameter nur einmal recht ſcharf ins Auge, und frage ſich, ob ſie bei unbefangener Anwendung der Voſſiſchen Grundſätze wirklich der Trochäen entbehren, und man wird die Bejahung ſchwierig finden. Mit beinahe alleiniger Ausnahme des tonloſen oder ſogenannten ſtummen e in unſern Beugungs- end- oder Vorſilben wird jeder andere Vokal nach Bedarf für Länge gerechnet, nicht aber in den beſonderen Fällen, wo Voß die Länge für gerechtfertigter hielt, und ganz dieſelben Silben unter ganz denſelben Umſtänden ſind denn auch wieder kurz, ja es kann begegnen, daß, nach Voſſiſcher Lehre, der mehr zur Kürze neigende Fall lang genommen wird, und umgekehrt. Bei Wolf und Platen findet man

ſich, ein, ſo, da, nach, von, aus, in, ohne allen beſonderen Nachdruck als unverdächtige Länge gebraucht, aber ebenſo auch als Kürze, alſo die vollſtändige syllaba anceps — was Voß nicht im Sinne hatte. Contractionen wie zum, in's legt man ſich beſonders günſtig als Längen aus, ohne aber ſtreng von ihrem Gebrauch als Kürzen abzuſtehen. Wer ſieht nicht, daß unter ſolchen Umſtänden die ſogenannten ſpondeiſchen Hexameter nur ſcheinbar ſind, und daß mit dieſem angeblichen metriſchen Fortſchritt kein entſprechender proſodiſcher im Zuſammenhange ſteht, im Gegentheil, daß von hier aus den Voſſiſchen Grundſätzen Gefahr droht.

Indeſſen iſt nicht zu verkennen, daß Platen im Uebrigen eine Verfeinerung des deutſchen Gehörs herbeigeführt und wenn wir auch ſeine Hexameter von rhythmiſcher Seite nicht durchaus loben können, er doch im Ganzen das Ohr empfindlicher gemacht habe gegen die zur Länge neigende, aber gleichwohl im Verſe verkürzte Mittelzeit. Wörter wie Eigenthum, Freiheit, Drangſal wird man bei ihm nicht mehr mit verkürzter Endſilbe finden. Aber auch ſonſt hat ſein Geſchmack ihn alles vermeiden laſſen, was in der Zuſammenſtellung hart erſcheinen konnte, wenn es auch nicht durch ein beſtimmtes Geſetz verpönt war. Daher iſt ihm hie und da wohl noch eine Regel abzulernen.

Einzelnes der Art iſt von Einzelnen wohl bemerkt worden. So hat man die Regel aufgeſtellt, ein doppelzeitiges einſilbiges Wort, etwa iſt, wird, wohl u. ſ. w. nur in dem Fall kurz zu gebrauchen, wo ein trochäiſcher Versfuß vorangeht, nicht aber wo es ſich unmittelbar der Länge anſchließt. Es iſt etwas an der Sache, es liegt hier ein Princip des Wohlklangs. Ein Hexameter, welcher begönne: Gott wird uns alle — klingt offenbar härter als: Endlich wird alle — allein die Kakophonie iſt eine Sache für ſich, was ſie verbietet, muß ihrer ſelbſt wegen vermieden werden, darf aber nicht poſitiv geſtaltend in die Proſodik eingreifen, weil es da nur verwirren könnte, ganz beſonders im Deutſchen, das hier ſeinen eigenen Maximen folgt.

Es iſt übrigens auch einiges begründet von dem, was man zu Gunſten des ſpondeiſchen Hexameters in Anſpruch genommen hat, allein erſt wenn man dieſen aufgiebt, kann es zu ſeiner wahren Gel-

tung gebracht werden, da es auf ganz anderen Grundſätzen beruht und mit ganz anderen Dingen ſeinen Zuſammenhang hat.

Es ſind uns wohl einige nachvoſſiſche Verſuche proſodiſcher Geſetzgebung bekannt, Gotthold, Minkwitz u. a.; allein ſie haben des Neuen und Hervorſtechenden zu wenig, als daß hier beſondere Darſtellung oder Beſtreitung am Ort wäre.

Ergebniſſe. Accent.

Es iſt übrig, daß wir, zuſammenſtellend und ergänzend, nunmehr ſelbſt die Grundzüge einer deutſchen Proſodie zu entwerfen ſuchen, eine Aufgabe, die hier, nachdem wir ſowohl die praktiſche Uebung, als die bisher geltenden Theorien der Reihe nach und in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung kennen gelernt haben, wahrſcheinlich einfacher und genügender gegeben werden kann, als wenn wir ein Gleiches ohne dieſe Vorbereitung und außer Zuſammenhang mit der Geſchichte unternehmen wollten.

Wir gehen in der Geſchichte ſogar noch weiter zurück. Wenn jetzt ein beträchtlicher Abſtand zwiſchen der deutſchen Sprache und den alten Sprachen auf Seiten des Proſodiſchen wahrgenommen wird, ſo iſt er erſt allmälig ſo groß geworden; es hat eine Zeit gegeben, wo er äußerſt gering war. Betrachten wir die deutſche Sprache vor dem zwölften Jahrhundert, ſo zeigt ſich eine nahe Aehnlichkeit mit den beiden alten Sprachen nicht nur der übrigen organiſchen Bildung nach, ſondern hauptſächlich auch hinſichtlich des Tonverhältniſſes. Einerſeits giebt es zahlreiche Beugungen mit langen Vokalen, anderſeits ruht der Accent häufig auf Silben, welche weder durch Fülle des Vokallautes noch durch Zuſammentreffen der Conſonanten eine materielle Länge darbieten, ſo daß in beider Rückſicht, in Uebereinſtimmung mit den alten Sprachen, Accent und Quantität ſich völlig ſcheidet, und daß, wenn man es ſonſt gewollt hätte, ſich eine der griechiſchen und lateiniſchen nahe verwandte Metrik in deutſcher Sprache hätte ausbilden laſſen. Allein dieſer Sprachzuſtand hatte keine Dauer; im elften und zwölften Jahrhundert ging mit der deutſchen Sprache eine große Veränderung vor, vielleicht mit die größte, von der wir überhaupt hiſtoriſche Nachricht haben. Die vokaliſchen Endungen ſchwanden, vertauſchten ſich in ein gleichmäßiges E, und alles was zurückblieb, als Erinnerung an den früheren Zuſtand, war der Umlaut, wo ehemals die folgende

Beugungssilbe ein I gehabt hatte. Diese neuentstehenden E waren noch nicht sogleich stumm und tonlos, aber sie wurden es je mehr und mehr. Daß sie es noch nicht waren, zeigt sich unter andern in der kurzen Reimzeile der ritterlichen Poesie, wo die klingenden (weiblichen) Reime nur drei Hebungen zählen, während die stumpfen (männlichen) deren vier aufweisen, weil nämlich dort eben die letzte Silbe noch als tönend und reimend gilt und überhaupt der klingende Reim als Doppelreim angesehen wird. Aber auch dies blieb nicht, sondern immer mehr verloren diese E den Ton und wurden zuletzt so tonlos und stumm, wie sie es heut in unserer Aussprache sind, so daß sie dialektisch auch ganz wegfallen können.

Mit diesem eintretenden E nun entstand der sehr bestimmte Unterschied gehobener und nicht gehobener Silben, von Hoch- und Tiefton, so daß Hebung und Senkung des Verses danach sich mit großer Entschiedenheit ergab. Die deutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts hätte demzufolge immer noch eine metrische Ausbildung erreichen können, nicht ganz unähnlich der der alten Sprachen, allein durch den Reim wurde sie in eine andere Bahn gelenkt. Die romanischen Sprachen, welche sich damals schon in starker Desorganisation befanden, waren bereits genöthigt auf eigentliche Messung zu verzichten und konnten nur noch in der Zählung der Silben einen metrischen Anhalt finden, für sie war der Reim ein überaus Erwünschtes, denn er füllt eine vorhandene Lücke aus. Die deutsche Sprache, wie sich bald zeigte, war des Reimes nicht nur eben so fähig, sondern er spielte hier auch noch eine bedeutendere Rolle, sofern er hier ungleich mehr als dort sich auf die Stammsilben selbst erstreckt. Dem Geist der Zeit gemäß wandte man sich nun auch hier mit Vorliebe dem Reim zu und vergaß darüber, was die Sprache metrisch sehr wohl vermocht haben würde; sehr wahrscheinlich ist der Reim selbst Ursache, daß man Hebungen fortließ und den Rhythmus aufgab. Die Wirksamkeit des Reims durch das Metrum zu erhöhen, blieb jedenfalls im Wesentlichen unbekannt. In der epischen Poesie zählte man nur die Hebungen, die Senkungen dazwischen konnten auch ausfallen, dadurch trat das Metrum außerordentlich zurück, der Rhythmus ging gänzlich verloren und der Reim übte eine ihm selbst am meisten verderbliche ausschließliche Herrschaft. Bei diesem Mangel an metrischer Ausbildung konnte es auch

keine prosodische geben; in Liedern, wo man sich, wie oben gezeigt worden, dem regelmäßigen Wechsel der betonten und unbetonten Silben annäherte, wurde das vorbereitet, was nach dem Zwischenspiel der nur silbenzählenden Meistersänger durch Opitz Geltung erhielt.

Opitz bleibt sehr richtig nur bei dem Tone stehen, und unterscheidet für denselben ein Zweifaches; eine außerhalb desselben liegende Quantität wird von ihm ausdrücklich in Abrede gestellt. Allein diesen Standpunkt hielt man nicht fest, durch Buchner auf dem Wege der dactylischen Verse und in dem Verlangen den alten Sprachen näher zu kommen, schlich allmälig der Begriff der Quantität wieder herein, und Voß ist es am meisten, der ihn befestigt.

Der deutsche Hexameter und das Verlangen nach Spondeen war hier entscheidend. Man hatte die Aufmerksamkeit auf die zusammengesetzten Wörter gelenkt, die freilich in der Poesie nicht eben die beste Rolle spielen. Während man, solange es sich nur um jambische oder trochäische Verse handelte, auch die Zusammensetzungen ganz gleich mit den mehrsilbigen einfachen Wörtern behandelt und ihnen nur einen einzigen Ton zuertheilt, so daß Wörter wie Andacht, Urtheil, Vorwurf Trochäen waren, so gut wie Uebel, Tugend, Vater, Böse, und also die Begriffssilbe, welche einzeln als Hauptwort bestehen konnte zu gleichem Rang erniedrigt wurde mit dem tonlosen E. Man fühlte nun, daß hier ein wesentlicher Unterschied sei, daß eine gewisse Unbilligkeit vorliege, wie denn auch das Ohr eine längere Dauer fühle, das Organ eine längere Zeit gebrauche. Es zeigte sich dies namentlich, wenn solche Silben in dactylischen Metren gebraucht wurden und es gehört wenig Scharfsinn dazu, daß dieselben eben darum gute Spondeen ergäben, weil sie schlechte Dactylen bildeten. Wie stellte sich nun die Sache? Hatte man früher in Einem Wort nur tonhaltig und tonlos unterschieden, so konnte man jetzt in Einem Wort zweierlei Ton haben, einen Hauptton und einen Nebenton und das was Opitz ganz allgemein nur einfach unterschieden hatte, ließ jetzt eine fernere Unterscheidung zu: Man hatte Ton und tonlos, und wiederum zweierlei Ton, den Hoch- und Tiefton. Rechnete man nun zu dem letzteren zugleich die klangreicheren Endungen, von denen ohnedies nicht wenige früher Substantive gewesen waren, so bekam man dadurch ein Material, mit dem sich antike Versmessung in ganz anderer Weise nachbilden

ließ, als dies Klopstock in seinen ersten Anfängen gelungen war. Klopstock selbst kam nach und nach zu dieser richtigen Erkenntniß und Voß befestigte sich darin durch sichere und gewandte Ausübung.

Allein ein anderes nun ist die Theorie. Auch Voß konnte dem Verlangen nach antiker Quantität nicht widerstehen; er glaubte in dem Tiefton eine vom Accent unabhängige Länge gefunden zu haben, um nun mit dieser ganz nach Art der alten Sprachen schalten zu können. Allein dies ist nicht vonnöthen und es ist vom Uebel, es bringt Schiefheit und Widerspruch in die ganze Sache, welche, so gefaßt, wie wir sie darstellten, nicht nur einfacher, sondern allein wahr und klar ist. Eben die von Hause aus zur Hälfte falsche Auffassung hat Voß in solche Verwickelungen und Weitläufigkeiten gestürzt, aus denen er sich nur durch seine bedenkliche Lehre von der Mittelzeit zu retten wußte. Diese sollte einerseits die syllaba anceps der Römer sein, allein sie erwies sich ihrem wahren Wesen nach als etwas ganz anderes.

Man muß bei der Opitzischen Auffassung verbleiben und im Deutschen nur von Ton reden, niemals von gemessener Länge und Kürze, nur so ist der Sache auf den Grund zu kommen, nur so sind die wahren Principien für die Nachbildung antiker Verse im Deutschen aufzufinden. Hier bedarf es einer von neuem ausholenden Betrachtung.

In jeder Sprache giebt es eine reichere Abstufung hinsichtlich der Dauer der Silben. Allein die rhythmische Gestaltung der Sprachen, d. h. die Versbildung, begnügt sich mit einem einfachen Unterschied, sie kennt nur lang und kurz und nichts dazwischen, nicht noch wieder eine verschiedene Länge und Kürze. Wohl kann die Versbildung verarmen bis zur bloßen Silbenzählung, wo also gänzlich auf Unterscheidung verzichtet wird, allein es ist keine Sprache bekannt, welche ein mehrfaches Längenmaaß der Silben im Verse zur Geltung brächte, eine Erscheinung, welche wohl einerseits darin ihren Grund hat, daß zum Rhythmus jene einfache Unterscheidung vollständig ausreicht, dann aber, daß der sonstige Ton- und Gedankengehalt der Sprache an sich schon reich genug ist, um hier nicht noch ein Complicirteres zulassen zu können. Daraus folgt, daß alle Silben der Sprache auf Länge und Kürze gebracht werden müssen; wenn auch beides unter sich noch feinere Unschiede hat, der Vers nimmt darauf keine Rücksicht, oder wenigstens das Maaß geht darauf nicht ein. Es kann also nicht behauptet werden,

daß alle im Vers untergebrachten Kürzen und wiederum Längen an sich, einzeln und außerhalb des Verses betrachtet, gleich wären, der Vers selbst vielmehr, der Rhythmus, der Takt ist es, welcher sie gleich macht, oder aber auch unter Umständen selbst noch innerhalb seiner die Ungleichheit zuläßt und davon sogar Vortheil zieht, ähnlich wie die Musik von dem sogenannten Inganno. Man bringt große Verwirrung in die Metrik, wenn man sie, wie zum öftern geschehen, nach rein musikalischen Grundsätzen behandeln will, denn hier gilt ein wirkliches und ein ungleich complicirteres Zeitmaaß, ein Unterschied, der um so mehr hervortritt, als Vortrag des Verses sich von Gesang und musikalischer Begleitung entfernt, oder anderseits die Musik eine selbstständige Ausbildung erlangt.

Auch in den alten Sprachen sind weder die Längen gleich lang, noch die Kürzen gleich kurz; das kann nicht sein und das thut dem Verse keinen Eintrag. Der lange Vokal und die Contraction ist sicherlich länger, als die Position, d. h. das Zusammentreffen der Consonanten, zumal am Schluß und Anfang des Wortes; aber auch bei gleichmäßig kurzen Vokalen, z. B. cadit, cadite, ist keine völlig gleiche Dauer, keine gleiche Tonhöhe, weil eine Silbe den Accent hat, was sie nothwendig vor den anderen hervorheben muß, wenn man sich auch noch so sehr bemühen will, diese Hervorhebung spitz und scharf und nicht gedehnt und verweilend zu halten. Es liegt nun großentheils in dem Ermessen und Belieben der Dichter, wie sie, nach Maaßgabe des Sprachzustandes und des üblichen Vortrages die Sache ordnen wollen, nur müssen sie, wenn einmal etwas sich entscheidet, dabei verbleiben als einem Gesetz.

Die Griechen haben, in der Nähe der unlängst erfundenen Buchstabenschrift (Wolf unterscheidet bei Homer wohl nicht hinreichend Erfindung und allgemeinen Gebrauch) sich ganz materiell und äußerlich an die Geltung des einzelnen Lautes gehalten, demnach dem langen Vokal und dem Zusammentreffen der Consonanten die Länge ertheilt, wobei von der Betonung der Worte, dem Accent, ganz abgesehen ist, so daß dieser eben so gut auf die Kürze als auf die Länge fallen kann.

Die römische Sprache hatte in selbstständiger Ausbildung bereits ein gut Stück Weges zurückgelegt, als sie mit der Nachbildung griechischer Verse veranlaßt war eine der griechischen möglichst analoge

Proſodie anzunehmen. Auch ſie entſchloß ſich zu einer rein quantitirenden Meſſung, wobei der natürliche Wortaccent eben ſo wohl wie der declamatoriſche nicht in Betracht kam, ja ſogar in ſeinem Widerſpruch mit dem Metrum demſelben Intereſſe und Lebendigkeit ergeben ſollte. Ganz wohl wäre die Sprache auch einer anderen Art der Versbildung fähig geweſen, wie ſich das in den ſaturniniſchen Liedern andeutet, und ſpäter im Kirchengeſange wieder zum Vorſchein kommt.

Auch das Altdeutſche, nicht nur das Althochdeutſche, ſondern auch Mittelhochdeutſche, und ſogar das Deutſch noch viel ſpäterer Zeiten, kennt den Ton auf dem kurzen Vokal. Es giebt Wörter in großer Zahl, ſowohl einſilbige als mehrſilbige, welche den Ton auf die kurze Silbe legen, legen müſſen, weil ſie überhaupt keine lange enthalten: haben, sehen, geben, klagen, sagen, waget, jaget, u. ſ. w. haben den Ton auf ihrer Stammſilbe, allein dieſe Silbe hat nur einen kurzen Vokal. Was hat nun die Metrik damit gemacht? Sie ſtellt ſolche Silben allerdings den betonten langen nicht gleich, allein trotz des kurzen Vokals gebraucht ſie dieſelben doch nicht in jeder Beziehung als Kürzen: ſie ſtehen in der Hebung, nicht in der Senkung des Verſes, allein ſie zählen erſt mit einer zweiten Silbe zuſammen, mit der folgenden, für Eine lange oder für vollſtändige Versheburg, ſie bilden erſt ſo im Reim einen ſtumpfen, niemals aber einen klingenden Reim. Offenbar zeigt ſich hier ſchon ein Fortſchreiten der Geltung des Accentes, ſein wachſendes Uebergewicht über die Quantität, und dies nicht zufällig, ſondern im Zuſammenhange mit der allgemeinen Richtung einer nothwendigen Sprachentwickelung, welche nur gefördert wird durch die Miſchung der Ober- und Niederdeutſchen im ſechszehnten Jahrhundert, ſo beklagenswerth dieſe auch in mancher Rückſicht ſein mag.

Mit Opitz iſt der Sieg des Accentes entſchieden; von hier ab ſucht ſich nun aber auch die Sprache in ſolchem Sinne ins Gleichgewicht zu ſetzen, ſo nämlich, daß auch die letzte Spur der Quantität als einer ſelbſtſtändigen Inſtanz neben dem Accent verſchwindet. Dies geſchieht zunächſt darin, daß jede accentuirte Silbe vollſtändig lang wird, auch dem materiellen Gehalt nach, alſo entweder durch langen Vokal, oder durch Verdoppelung der Conſonanten, z. B. viel, Ziel, nehmen, Saal, kommen, Sitte, Schall u. ſ. w., wo die alte Sprache die accentuirte Kürze hatte. Aber auch wo es in unſerer

ſtark verworrenen neudeutſchen Rechtſchreibung nicht hervortritt, iſt die Ausſprache doch ganz entſchieden: wir ſprechen ſehen, klagen, fragen, Name, Magd, geweſen, u. ſ. w. mit unzweifelhaft langem Vokal, ebenſo zerriſſen, geriſſen mit deutlich hörbarer Verdoppelung des Conſonanten, und wenn man dort auf gelehrtem Wege die Ausſprache der Kürze hat herſtellen wollen, oder hier durch Einführung des ß ſtatt des ſſ berichtigen zu können meint, ſo iſt das nur verkehrte Repriſtination und Verkennung des naturgemäßen Fortſchrittes der Sprache, in welcher freilich die norddeutſche Ausſprache entſcheidend geworden iſt, denn wenn hie und da in oberdeutſchen Mundarten noch die Kürze der betonten Silbe hörbar wird, ſo iſt das nur ein nicht weiter befremdliches Zurückbleiben hinter der allgemeinen und wohlgerechtfertigten Fortbewegung, welche in keinem anderen Sinne geſchieht, als um dem Accent die alleinige Herrſchaft zu ſichern und die von ihm gehobene Silbe auch durch entſprechenden Tongehalt auszuzeichnen, mit Einem Wort: die Quantität völlig aufgehen zu laſſen in den Accent. Dieſer, welcher in den alten Sprachen proſodiſch ganz außer Acht fiel, iſt nunmehr im Deutſchen das allein Beſtimmende, und von hier aus läßt ſich mit Leichtigkeit eine eigenthümliche und in ſich ſelbſt folgerechte Proſodie entwickeln, bei welcher aber eben von Zeitmeſſung ausdrücklich abzuſehen iſt.

Hieraus nun erhellt, daß es nicht theoretiſche Rigoroſität, noch weniger aber irgend eine Spitzfindigkeit iſt, wenn wir uns gegen alle erklären, welche außer dem Accent im Deutſchen noch eine quantitative Meſſung der Silben behaupten wollen, denn weit entfernt, daß darin ein Gewinn ſei, kann ſo nur eine nie zu beſeitigende Verwickelung erwachſen, eben wegen des Widerſpruchs mit der Entwickelung der Sprache.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen läßt ſich auf Einzelnes eingehen. Alles was für die alten Sprachen gilt, iſt ungültig für das heutige Deutſch. Weder die Länge des Vokals noch die Poſition der Conſonanten iſt an ſich ausſchlaggebend; am wenigſten kann das Zuſammentreffen zweier Conſonanten am Ende des einen und am Anfange des anderen Wortes eine Länge hervorbringen, wie man in falſcher Uebertragung der antiken Grundſätze dies verſchiedentlich auch im Deutſchen verſucht hat. Sogar von Seiten des Wohllauts iſt unſer

Ohr, unser Organ hier ein ganz anderes; eben der Accent und die größere Annäherung des poetischen Vortrags an die prosaische Rede läßt uns die Consonanten leichter überwinden, wie denn auch seit tausendjähriger Uebung hier derselbe Gebrauch feststeht. Auf der andern Seite giebt die größte Entschiedenheit des langen Vokals, so wie selbst der Diphthong, an sich das Erforderniß der Länge noch nicht, sondern der Accent allein entscheidet auch hier und die lebendige Aussprache weiß dies in völliges Gleichgewicht zu bringen. Wir sprechen den Artikel ein so flüchtig, daß er dem tonlosen E an Kürze kaum nachsteht und dasselbe gilt von dem Pronomen ihn, das wir in der Aussprache auf das bestimmteste von der Präposition in unterscheiden, während es, unter Umständen an Tongehalt nicht davon verschieden ist, ja von demselben überwogen werden kann: ein Grundsatz, der im Allgemeinen auch von Voß, und schon vor ihm von Adelung, anerkannt worden. Ebenso ihm, ihr, sein, mein, dein, es sei denn, daß ein besonderer Nachdruck darauf ruhe. Der Accent zur Herrschaft erhoben, ist eben von solcher Macht, daß er jede materielle Länge sich unterordnet, sei es nun vokalischer oder consonantischer Art, wobei nur der Wohllaut eine Grenze stellt. Daß auch die Zusammenziehung an sich die Länge nicht bedinge, wird von Voß richtig bemerkt.

Es kommt nun darauf an, dem Accent, dem Tonverhältniß, das keine andere Instanz mehr neben sich hat, seine Eigenheiten und etwanigen Gesetze abzulernen, wobei zunächst auf die unbefangene Aussprache zu achten und später erst auf die Anwendung im Verse überzugehen ist, denn was hier gelten soll, muß schon dort seinen Grund haben.

Wir sprechen offenbar die Silben mit verschiedenem Nachdruck und, was nunmehr damit nahe zusammenfällt, auch mit verschiedenem Verweilen aus, so daß ohne Schwierigkeit dieser Unterschied den der Quantität ersetzen kann zum Behuf einer rhythmischen Gliederung der Sprache. Aber freilich, wie schon bemerkt, in der gewöhnlichen Rede, im prosaischen Vortrag zeigt sich eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, eine längere Reihe der Abstufung. Suchen wir fern zu halten, was nicht unmittelbar in unsere Betrachtung gehört, damit die Sache sich vereinfache und die Grenzen sich enger ziehen. Die mancherlei Modulationen des Tones nach Höhe und Tiefe, z. B. bei der Frage, oder

beim Befehl, die Eindringlichkeit des Lehrtones, das Dumpfe der Furcht, des Grauſens, das Aufzucken des Schreckens, das alles gehört diesmal nicht in den Kreis der Betrachtung, ja auch das nicht, was man den declamatoriſchen Accent nennt, d. h. die beſondere Erhöhung des Tones in beſonderen Fällen, je nach Sinn und Effekt, in einer längeren Reihe von Worten und Sätzen. Es bleibt uns ſomit nur die ganz ruhige, ganz einfache Rede übrig und in dieſer betrachten wir das natürliche Verhältniß der Silben zu einander, ſowohl innerhalb eines Wortes, als auch im Verhältniß der Worte zu einander.

Von dem Unterſchied betonter und tonloſer Silben ward ſchon geſprochen. Sind die Wörter einfach, ſo liegt der Ton auf derjenigen Silbe, welche den Begriff einſchließt, die Beugungen ſind unbetont, ebenſo ein großer Theil der Ableitungsſilben. Treffen mehrere tonloſe Silben auf einander, ſo macht ſich ſelbſt unter dieſen wieder ein Unterſchied fühlbar: größere, lebete, Königin, herrlichere, wahrſcheinlicher, dringende — wobei nicht ſowohl der Vokal, als vielmehr die Stellung den Ausſchlag giebt: es wird nämlich diejenige Silbe, welche dem Accent zunächſt ſteht, am kürzeſten. Die entferntere Silbe kann dann durch weiteren Zuwachs noch mehr an Ton gewinnen: z. B. Verwickelungen, Königinnen, wo die Silben ung, gin, ſo ſehr an Ton zunehmen, daß ſie im Verſe, der nach Hebungen geht, geradezu als Hebung und ganz ohne Zweifel gebraucht werden.

Auf der anderen Seite bekommen wir in zuſammengeſetzten Wörtern auch einen doppelten Ton, einen Hauptton und einen Nebenton; ſo liegt es in der Natur der Sache, und ſo ſprechen und hören wir: Vaterland, Eigenſinn, Unverſtand, Menſchenwohl. Hier hat außer dem Hauptwort auf der erſten Silbe auch die letzte oder dritte wiederum einen untergeordneten Ton, ſo daß auch dieſe Silbe ſich von der zwiſchenliegenden tonloſen durchaus unterſcheidet. Dies einmal aufgefaßt, wird man Wortfüße der gezeigten Art nicht mehr mit ſolchen dreiſilbigen in Eine Klaſſe ſtellen, welche entſchieden nur Einen Ton haben bei zwei tonloſen: lebete, einigend, kräftiger. Sucht man eine Bezeichnung für dieſe Unterſcheidung eines doppeltes Tones, ſo bietet ſich als das nächſte und bequemſte das Zeichen der franzöſiſchen Accente aigu (´) und grave (`), wobei man ſich freilich bewußt bleiben muß, daß es ſich hier um eine

ganz andere Sache handelt. Will man aber schon jetzt den Begriff von Hebung und Senkung einmischen, so kann man den Hauptaccent auch als die betonte Hebung, jenen zweiten aber als die betonte, nicht tonlose Senkung betrachten: woraus denn folgen würde, daß die Hebung immer in einem Hauptaccent besteht, die sich anschließende Senkung aber theils tonlos, theils mit untergeordnetem Ton erfolgen könne. Das Nähere im Folgenden.

Von hier aus nun läßt sich bequem weiter gehen. Es brauchen die beiden Accente nicht durch eine tonlose Silbe getrennt zu sein, sie können auch unmittelbar einander folgen: Unmut, Andacht, Wohllaut, Kampfplatz und unzähliges andere, alle jene Wörter nämlich, in denen Gottsched und Klopstock geeignete und natürliche Spondeen erkannten. Das ist einfach; verwickelter ein wenig schon wird das Tonverhältniß, wenn Wortfüße dieser Art in der Beugung sich verlängern: Andachten, Kampfplätze; oder analoge Bildungen: Untugend, schwermüthig, anschließend. Wörter dieser Art sind anfänglich ohne weiteres im Hexameter dactylisch gebraucht worden, ebenso wie man damals Vaterland, Kaiserstaat, Eichenforst, ja Kirchthurmsknopf ohne Bedenken dactylisch nahm. Gewiß sind diese Wortfüße ihrem natürlichen Tongehalt nach sehr verschieden und ein gebildetes Ohr hört einen bestimmten Unterschied: Es sind hier zwei Accente, aber von verschiedener Stellung, sie lassen sich in Zeichen einfach ausdrücken mit ´ ` ⏑ und ´ ⏑ `, wobei man in beiden Fällen deutlich einen Haupt- und einen Nebenaccent hört.

Von hier aus nun wieder läßt sich durch ein leichtes Experiment weiter gehen: man verlängere beide Wortfüße durch angehängte oder zwischengeschobene Silben und sehe zu, was sich ergiebt. Man sage: des Vaterlandes, die Menschenkinder, das Raubgesindel, die Kampfgenossen: was geschieht, was hört man? Man hört nach wie vor zwei Accente und zwar eben auch noch einen Haupt- und einen Nebenaccent. Es hat also diese Art der Verlängerung nichts geändert, woraus indeß nichts zu schließen auf eine andere Art. In Zeichen wäre ein solcher Wortfuß auszudrücken ´ ⏑ ` ⏑. Allein anders stellt sich's bei einer nochmaligen Vermehrung der zwischenliegenden, oder angehängten tonlosen Silben. Während Felsenkluft dasselbe Verhältniß zeigt wie Vaterland, Felsenklüfte wie

Menſchenkinder, iſt es ſogleich ein anderes, wenn ich ſage: Felſengeklüft; Menſchengeſtalt, iſt ganz anders als Menſchenbild, der Unterſchied liegt nicht bloß in der hinzukommenden Silbe, ſondern dieſe übt einen Einfluß auf die folgende, verändert deren Tongehalt. Die Anhängung ergiebt Aehnliches. Ebenbürtig iſt wie Menſchenkinder ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, die dritte Silbe iſt betont, aber mit ungeordnetem Ton; ſie hebt ſich, wenn ich ſage: ebenbürtiger; das thut die angehängte Silbe. Bevor wir aber einen Schluß ziehen, ſind noch erſt andere Fälle zu erwägen.

Wir gehen über zu denjenigen Wortfüßen, wo die beiden Accente ſich berühren: Andacht, andächtig; auch hier wird man mit der Vermehrung durch Anfügung einer tonloſen Silbe ganz unverkennbar eine Verſtärkung oder Hebung des Nebenaccentes bemerken, ſo daß man dieſen nicht mehr mit in die Senkung einſchließen kann: andächtige; wohlthuende; unerforſchliche; die Bezeichnung ſcheint nur ſein zu können: ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ und ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, nicht ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑. Wir haben hier alſo einen Fall, wo der Nebenaccent übergeht in einen Hauptaccent, wo das Wort zwei Hebungen erhält mit entweder ganz gleicher oder doch nahebei gleicher Geltung. Und was entſcheidet nun? Uebereilen wir uns auch jetzt nicht, ſondern ſchauen ferner um nach weiteren Fällen!

Auch die tonreichen Ableitungsſilben zeigen eine ähnliche Erſcheinung, wie Voß ſchon bei ſeiner Lehre von der Mittelzeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Während ihm ein Wort wie Einigkeit noch völlig mittelzeitig zu ſein ſchien, d. h. ebenſogut brauchbar als Dactylus wie Cretikus, ebenſowohl mit langer als kurzer Endſilbe, mußte er einräumen, daß dem nicht ſo ſei, wenn noch eine fernere Silbe dazwiſchen tritt: etwa Bürgerlichkeit; er ſagt: „Nach zwei Kürzen wird jede Mittelzeit lang: zwanzigerlei, Bändigerin“. Man kann noch viel andere und beſſere Beiſpiele hinzufügen.

Aber auch die betonte Silbe übt in der Senkung des Wortes eine ganz ähnliche Wirkung auf die nachfolgende des Tons fähige Silbe aus. Man vergleiche die Ausſprache der Wörter: ehrenvoll und andachtsvoll; Einigkeit, Fruchtbarkeit; Menſchenwohl, Vollmondſchein, Eigenthum, Herzogthum, — ſo hört ſich leicht heraus, daß dieſe Wörter einander nicht gleich ſtehen, daß im

zweiten Fall ein ganz anderes Verhältniß obwalte als im erſten; die Silbe nämlich, welche im erſten Fall ſich noch als Nebenton unterordnet, mit in die Theſis fällt, erhält im anderen einen Hauptaccent und bildet eine neue Hebung, ſo daß alſo für ehrenvoll, Einigkeit, Menſchenwohl, Eigenthum, die Bezeichnung wäre: ⏑ ⏓, dagegen für andachtsvoll, Fruchtbarkeit, Vollmondſchein, Herzogthum: ⏑ ⏓ ⏑. Nun ſehe man ferner zu, was bei noch weiterer Vermehrung der zwiſchenliegenden Silbe geſchieht, in Wörtern wie: Nachgiebigkeit, Herzogenbuſch, Churfürſtenthum, Nachkommenſchaft, Einwohnerzahl — ſo kann auch hier über die Art der Betonung gar kein Zweifel ſein, alle deutſchen Mundarten ſtimmen darin überein, daß hier zwei Hauptaccente und ein Nebenaccent gehört werden, und zwar ſo, daß der letztere ſich unmittelbar dem erſten Hauptaccent anſchließt, alſo zu bezeichnen iſt: ⏑ ⏓ ⏑ ⏑. Es kommt dabei auf die Art der Zuſammenſetzung und Bildung an, das urſprüngliche Tonverhältniß behält ſein Recht und das Hinzukommende unterwirft ſich: das Tonverhältniß von Churfürſten, Nachkommen, Einwohner (⏑ ⏓ ⏑) wird nicht geändert, wohl aber das ſchaft, thum in dieſem Zuſammenhange anders betont wie etwa in Burſchenſchaft, Königsthum (⏑ ⏑ ⏓); macht ſich aber der Zuwachs zu Anfange, z. B. Grund-Eigenthum, ſo wird hiedurch die Betonung des urſprünglichen Wortes Eigenthum nicht berührt, man ſpricht: ⏑ ⏑ ⏑ ⏓, nicht aber ⏑ ⏓ ⏑ ⏑, wie Churfürſtenthum. Herzogthum hat die offenbare Betonung: ⏑ ⏓ ⏑; Großherzogthum: ⏑ ⏑ ⏓ ⏑: die herantretende Silbe ändert nichts an dem Vorgefundenen.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen und die zwiſchenliegende betonte Senkung noch auf der andern Seite um eine unbetonte Silbe verlängern: Ungezogenheit, Ehrenhaftigkeit, Vaterlandsverrath, Regenbogenfarben. Was hört man? Sehr deutlich, daß die mittlere Tonſilbe, obwohl vor und nach von einer tonloſen umgeben, doch noch den Nebenton hat und nicht in gleiche Reihe tritt mit dem Hauptaccente zu Anfange und am Schluß des Wortes, ſo daß alſo die Bezeichnung nur ſein kann: ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ und ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑. Dies iſt nun aber der größte Umfang, in dem ſich die betonte Senkung behaupten kann; eine fernere Vermehrung um eine Silbe, gleichviel vor oder nach, ändert ſogleich, und macht aus

der betonten Senkung eine neue Hebung: Vaterlandesverrath läßt sich nicht mit gleichem Ton sprechen wie Vaterlandsverrath und muß bezeichnet werden mit ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑; wobei zu bemerken ist, daß diejenige Silbe, welche einmal einen Hauptton gehabt hat, hier die erste, nicht wieder gegen die neue Hebung erniedrigt werden kann. Das Gleiche gilt von allen verwandten Beispielen: Eigenmächtig: ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, aber Eigenmächtige: ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑; unerfahren: ⏑ ⏑ ⏑, aber unerfahrene: ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑. Dabei ist ausdrücklich zu beobachten, daß dies ein von aller mundartlichen Eigenheit unabhängiges Verhältniß ist; die Mundarten haben mancherlei Verschiedenes in der Betonung; in manchen Gegenden Deutschlands betont man allgemein auf der ersten Silbe, ⏑ ⏑ ⏑, während wir sprechen mit dem Ton auf der letzten allgemein: ⏑ ⏑ ⏑; allein das hier Betrachtete steht in ganz anderer Reihe und scheint auf einer organischen Nothwendigkeit zu beruhen, so wie es denn auch noch über das Deutsche hinaus seine Gültigkeit bewährt.

So weit sind wir bloß beobachtend, experimentirend zu Werke gegangen; es kommt nun zunächst darauf an, das Beobachtete zu gruppiren, zusammenzufassen. Da zeigt sich denn ein bestimmtes Verhältniß zwischen Hebung und Senkung innerhalb gemessener Grenzen. Das einfachste Verhältniß ist, daß der betonten Silbe zwei unbetonte gegenüberstehen, mit dem Eintritt einer dritten zeigt sich das Bedürfniß einer neuen Hebung. An die Stelle der zwei unbetonten kann die Senkung auch aus einer betonten bestehen. Aber dies Verhältniß läßt eine Erweiterung zu, dem untergeordneten Ton kann sich auch noch eine unbetonte Silbe anschließen, es sei nun, daß dieselbe vor oder nach jener stehe: Vaterland (⏑ ⏑ ⏑) oder Weihnachten (⏑ ⏑ ⏑); ja es können sich sogar beide Fälle vereinigen, es kann die Senkung bestehen aus einer tonlosen, einer betonten (Halbton) und wiederum einer tonlosen: Regenbogen (⏑ ⏑ ⏑ ⏑), so daß also der Hauptaccent in diesem Fall ausreicht für eine Senkung von einer betonten und zwei unbetonten, die aber eben diese bestimmte Stellung haben müssen: eine Erscheinung, die sich schwerlich auf rein theoretischem Wege hätte finden lassen. Der untergeordnete Accent als neuer Haltpunkt hilft noch um eine Silbe weiter, denn wenn man statt desselben eine tonlose hätte, so würde die dritte tonlose schon das Be-

dürfniß einer neuen Hebung nahe legen, oder durch Apostrophirung einer der zwischenliegenden Silben das einfache Verhältniß wieder zu gewinnen suchen.

In der That scheinen wir hier auf ein allgemeines Gesetz zu treffen, das auch für andere Sprachen als die deutsche gilt, wenn auch ihr zerstörter Zustand dasselbe weniger deutlich erkennen läßt. Auch die Sprachen des Alterthums geben deutliche Spuren davon und würden vielleicht noch ungleich deutlicher sprechen, wenn wir vollständiger und besser über ihre Aussprache und wahre lebendige Accentuation unterrichtet wären. Es ist schwer zu glauben, daß diejenige Art zu accentuiren, welche die griechischen Grammatiker lehren und welche in den Texten überliefert ist, die lebende Betonung in der classischen Zeit wirklich erschöpfte, denn sie ist ihrer Natur nach zu abstract, auch begnügt man sich in den längsten Wörtern eine einzige Silbe als die betonte zu bezeichnen. Wiederum ist schwer zu glauben, daß diesem System nicht im Wesentlichen das Wahre zu Grunde liegen sollte, denn wenn die Gesetzgeber auch Grammatiker waren, so waren es eben griechische, d. h. solche, welche zu beobachten verstanden; ein willkürliches und eigensinniges Gebäude hätte sich auch niemals durchführen lassen. Wenn wir nun von diesem Accentsystem nur das Wesentlichste ins Auge fassen, so zeigt es uns mancherlei auffallende Aehnlichkeit mit dem Deutschen. Der Accent rückt nicht über die drittletzte, ist die letzte lang, so rückt er von jener auf die vorletzte: hier haben wir die Lehre wieder, daß die Senkung am einfachsten bestehe entweder aus zwei kurzen oder einer langen Silbe. Allein in einem Fall geht auch das Griechische darüber hinaus, es kennt auch den Fall, welcher unserem andächtig wohlthuend entspricht: ἄσκησις, τύπτουσι und vieles andere. Der Accent steht auf der drittletzten, obwohl die vorletzte lang ist und ihr noch eine Kürze folgt; verändert diese letzte sich in eine Länge, dann freilich muß er rücken. Dies Rücken des Accentes scheint der griechischen Sprache eigenthümlich zu sein, die deutsche sträubt sich dagegen nach Kräften, wie dies tief in ihrem Princip liegt, Begriff und Tongehalt in Einklang zu bringen, denn bei einem Rücken nach Silbenzahl und Quantität mußte dies offenbar gestört werden.

Aber mehr noch als durch Bezeichnung spricht das Griechische

für unsere Auffassung durch die Wahl und Ausbildung seines ältesten Maaßes. Der Hexameter mit seinem Wechsel von Spondeen und Dactylen ist die einfache Verkörperung des entdeckten Accentgesetzes, demzufolge die neue Hebung eintritt entweder nach zwei kurzen, tonlonlosen Silben, oder nach einer langen, betonten. Das Maaß ist sonach einfacher als der Wechsel von kurz und lang im Trochäus oder Jambus, weil hier nämlich die Nebenaccente sogleich zur Sprache kommen. Daß das griechische Ohr für diese Erscheinung nicht fühllos war, zeigt sich auf's deutlichste in der Ausbildung nach Dipodien, die in der That diesen Maaßen ganz wesentlich ist.

Vom römischen Accent wissen wir leider ungleich weniger, als wir zu wissen glauben. Erst mit der allmäligen Abtödtung der Sprache scheint diejenige abstracte Art des Accentuirens entstanden zu sein, nach welcher wir heutigestags das Lateinische lesen, eine Regel, die sich in zwei Worte zusammenfassen läßt, aber wohl eben darum nicht das Wahre sein kann, weil nichts Lebendiges eine so arme und strenge Regelmäßigkeit hat. Der Accent steht in mehrsilbigen Wörtern nie auf der letzten, sondern allemal auf der vorletzten, wenn diese lang und wenn sie kurz ist, auf der drittletzten. Es entscheidet also in allen Fällen die Quantität der vorletzten. Ein Einfacheres kann es allerdings nicht geben; allein es sind viele Anzeichen vorhanden, daß in alter Zeit eine reichere und in vielen Punkten andere Accentuation geherrscht habe — ein sehr interessantes Capitel, von dem sich hier aber nur ein paar flüchtige Andeutungen geben lassen. Erstlich giebt uns Gellius Beispiele von Accent auf der letzten, man habe palám gesagt, nicht pálam. Zur Bestätigung dient, was er nicht anführt das aus celam zusammengezogene clam, das nicht hätte geschehen können, wenn die erste Silbe den Accent gehabt. Ebenso deuten mancherlei Contractionen bei den älteren Dichtern insbesondere darauf hin, daß die lateinische Sprache, wie die deutsche, dem Rücken des Accentes möglichst widerstrebt habe und daß sie bei dem Anwachs der Silben durch Flexion sich lieber durch Apostroph oder Ausstoßung geholfen habe. Nach der heute geltenden abstracten Regel müßte abies, das im Nominativ den Accent auf der drittletzten hat, ihn in den obliquen Fällen wiederum auf der drittletzten haben, also abietis, abieti, abiete u. s. w. Wenn wir nun aber bei Virgil den

Hexameter-Ausgang lesen: abjete costas, so deutet das auf eine andere Aussprache, nämlich auf die Beibehaltung des Tones auf derselben Silbe wie im Nominativ, also hier auf der viertletzten; denn das accentuirte i hätte nie synkopirt, oder consonantisch in j verwandelt werden können. Von derselben Art giebt es eine große Anzahl von Fällen, bei Dichtern und in der Prosa selbst. Bei Lucrez tenvia, statt tenuia, was nie hätte entstehen können bei der Accentuation auf der drittletzten, dem u; Horaz sagt: Quae me surpuerat mihi, statt surripuerat, allein surpere und surgere statt surripere und surrigere hätte man nicht sagen können, wenn das i den Accent gehabt; die Präposition scheint ihn gehabt zu haben, selbst in der viertletzten Stelle, welche denn freilich sich zur drittletzten zu machen strebte. Auch der Umlaut deutet in vielen Fällen eben dahin, denn nur in der unbetonten Silbe konnte der Vokal sich verdunkeln oder abschwächen.

Aber im Ganzen genommen hat der römische Accent sowohl in seinem ursprünglichen Wesen wie auch in seiner Umgestaltung immer noch große Analogie mit dem Entwickelten, denn immer sehen wir das Gesetz von dem Verhältniß der Hebung zu den zwei tonlosen Silben.

Die deutsche Sprache hat in ihrer Betonung mancherlei Unregelmäßigkeiten, wie denn bei lebendiger Entwickelung die unbedingte Durchführung eines Gesetzes, und wenn des so vernünftigsten, tiefbegründetsten, nicht zu erwarten steht: wir sagen barmhérzig, während die Regel bármherzig erfordern würde, wir sagen eigenthümlich, nicht, wie es nach der Regel sein müßte: éigenthümlich, abscheülich nicht ábscheulich, unféhlbar — und so noch vieles andere, ganz abgesehen von solchen Abnormitäten wie lebéndig — Opitz sagte noch lébendig. Bei allen diesen Unregelmäßigkeiten, welche übrigens nur als Ausnahme dastehen, und die Regel nur bestätigen, leidet das allgemein entwickelte Gesetz durchaus nicht, sondern auch diese Ausnahmen bewegen sich nur innerhalb desselben, woraus denn wohl eben zu schließen ist, daß es in einer tieferliegenden Nothwendigkeit des Organs seinen Grund habe.

Proſodiſche Geltung.

Was man ſich von vorn herein nicht laut und deutlich genug ſagen kann, iſt, daß Accent und Quantität nicht einerlei, ſondern weſentlich verſchieden ſei, daß aber dennoch, weil eben der Accent auch eine Unterſcheidung enthält, ſich von demſelben mit gleichem und vielleicht mit noch beſſerem Recht eine rhythmiſche Anwendung machen laſſe, und daß er alſo inſofern die Quantität der alten Sprachen ſehr wohl erſetzen könne; er iſt nicht daſſelbe, aber wohl zu merken, er iſt auch etwas anderes als ein Surrogat.

Bei dieſer eigenthümlichen Verſchiedenheit nun kommt es darauf an, wie man, gegenüber der nach der Quantität ausgebildeten Proſodie und Metrik ſich das Einzelne zurechtzulegen hat, wobei ebenſowohl das Gehör, als der Genius der Sprache und die hiſtoriſche Entwickelung zu entſcheiden hat. Das Proſodiſche hängt enge zuſammen mit dem Metriſchen und eins iſt vom anderen nicht völlig zu trennen, da natürlich von Meſſung nur im Versmaaß die Rede iſt; gleichwohl iſt nöthig der größeren Ueberſichtlichkeit wegen hier beides einigermaaßen aus einander zu halten, wenigſtens für das Einzelne.

Wie ſchon bemerkt worden, hat die Sprache eine reiche Abſtufung der Silbenunterſcheidung, während der Vers nur den einfachen Unterſchied von lang oder kurz, Hebung oder Senkung, anerkennt; es iſt alſo klar, daß der Metriker, unbekümmert um die feineren Unterſchiede, irgendwo eine Grenze zieht, um nur jenen Hauptunterſchied zu behalten. Proſodiſch alſo, wir brauchen hier das Wort in erweitertem Sinne, ſo daß es auch über die Quantität hinaus für den Accent gilt, treten Silben neben einander als Länge und als Kürze in gleiche Geltung, wenn ſie dieſelbe auch außerhalb des Verſes nicht haben.

Sehr einfach ſtellt ſich im Deutſchen die proſodiſche Regel für gereimte Maaße nach der hiſtoriſchen Entwickelung und der Opitziſchen Zurechtlegung, insbeſondere, wenn man, wie dies eben Opitz that, keine

anderen Verse anerkennt, als solche, in denen Silbe um Silbe Hebung und Senkung abwechselt, wonach es denn im Deutschen nur Analoga von Jambus und Trochäus geben würde, ich sage Analoga, weil zwischen ihnen und dem wirklichen Jambus und Trochäus noch ein erheblicher Abstand bleibt. Hier nun tritt erstlich der Unterschied zwischen betonten und tonlosen Silben hervor, so daß jene der Hebung, diese der Senkung zufallen, jene, um musikalisch zu reden, den guten, diese den schlechten Takttheil füllen. Allein damit ist die Sache nicht abgethan, denn mancherlei liegt mitten inne zwischen Hauptton und tonlos; zunächst der Nebenton in zusammengesetzten Wörtern. Welche Anwendung macht von ihnen die Opitzische Meßkunst? Eine doppelte: ist der Nebenton durch eine tonlose Silbe getrennt vom Hauptton, so bildet er eine neue Hebung, schließt er sich unmittelbar an, so fällt er in die Senkung: in jenem Fall also übernimmt er die Rolle des vollen Tons, in diesem wird er gleichgeltend mit der tonlosen Silbe. In dem trochäischen Verse

Unglück ist uns zugemessen
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

haben wir glück in der Senkung, mess in der Hebung, beides Silben, denen der Hauptton nicht zukommt, mit ihrem Nebenton haben sie eine durchaus ungleiche Stellung im Verse; ein Umstand, welcher nicht wenig beigetragen hat, daß die Aufmerksamkeit von der Eigenthümlichkeit des deutschen Accentes abgelenkt wurde. Dazu kommt namentlich, daß die Haltung eines Wortes wie Unglück als schlichter Trochäus nun auch auf das Ohr Einfluß übte und die spondeische Natur je mehr und mehr verkennen ließ.

Noch ist zu bemerken, daß diese zwischen Hebung und Senkung sich wiegenden Verse kein Mittel haben, den Nebenton zu einem neuen Hauptton zu erheben, weil eben die Bedingung dazu fehlt: die zwei auf einander in der Senkung folgenden Kürzen. Es folgt, daß in diesem Metrum die Längen von ungleicher Dauer sind, bald Haupt-, bald Nebenton; es tritt dies aber um so mehr hervor, je länger der Vers ist, und wird außerdem im reimlosen Verse fühlbarer als im gereimten. Namentlich von großer Wichtigkeit erscheint dies in dem Blankvers, dem fünffüßigen reimlosen Jambus, der eben darum der natürlichen Rede so nahe verwandt wird: wie diese, hat er den Wechsel

von Haupt- und Nebenaccenten und erhält dadurch den größten Theil der Abwechselung, ohne welche er unerträglich sein würde.

Demnächst treten alle diejenigen tonlosen Silben, welche noch tonlosere neben sich haben, mit guter Berechtigung in die Hebung dieser Art von Versen ein, und hier ist es wo das, was Moriz sehr mit Unrecht verallgemeinern und zum Gesetz für Verse in antikem Sinn erheben wollte, seine Anwendung findet: Es gilt ein relatives Verhalten der Silben zu einander, so daß in veränderter Stellung auch die tonloseste noch wieder so viel Ton gewinnen kann, um als Hebung zu gelten — wobei aber immer der Versakt unterstützend mitwirkt. So hat es nichts Auffallendes, daß der Artikel in die Hebung kommt: „Des entbrannten Aetna Spitzen“ — oder ein sonst tonloses e: Z. B. trochäisch: „Die Gewaltigen der Erde“. Schiller giebt sogar: „Noch köstlicheren Saamen bergen“. Daß die verlängerten nicht tonlosen Beugungssilben sich in solchen Versen dem Tiefton nähern und mit gutem Recht Hebungen bilden, versteht sich leicht: Die Königinnen, die Huldigungen, aber: Die Segnungen des Himmels, wo dieselbe Silbe wieder die Senkung füllt. Aus alle dem geht nun hervor, wie ungleich das Gewicht der Versfüße in diesen Silbe um Silbe wechselnden Maaßen ausfällt, und wie wenig hier überhaupt von Messung in antikem Sinne die Rede sein könne. Nicht aber, als ob darum diese Verse form- und kunstloser wären, im Gegentheil, gerade diese Ungleichheit des Tones ist wesentlich und läßt, richtig gehandhabt, sehr wohl eine künstlerische Gestaltung zu; sie liegt tief in dem Wesen der Sprache, so sehr, daß sie der Ausgangspunkt aller ferneren Feststellung scheint sein zu müssen.

Als man von hier zu dactylischen Maaßen überging, stellte sich Uebelstand und Verwirrung ein. Zusammengesetzte Wörter, deren zweite Silbe den Nebenton hat, wie Andacht, Strickstrumpf, wurden auch noch, wie vorhin schlechtweg trochäisch gebraucht, also hier die Stammsilbe gleich dem tonlosen E; während sie früher in dem gemessenen Gange und in der einsilbigen Senkung mehr austönen konnten, bekamen sie jetzt etwas Gehetztes, sie erschienen schwerfällig in dem flüchtigen Lauf und Ohr wie Zunge hatten zu leiden. Aber während Gottsched den Grund des Uebels schon fühlte, haben Schiller und Goethe, unsere Classiker, die von Buchner und Harsdörfer aus dem

Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts datirende Tonart noch beibehalten. Allein dies ist noch nicht die Höhe des Uebels; man kam in viel größere Verlegenheit mit complicirteren Wortfüßen von doppeltem Ton; bei dem Mangel an feinerem Gehör ließ man hier allein die Bequemlichkeit der Versbildung entscheiden, oder hielt sich an Ueberlieferungen des Volksgesanges, der freilich hier durchaus nicht maaßgebend sein kann. In Harsdörfers poetischem Trichter, (1650) Bd. I, Zweite Stunde, finden wir neben einander als Amphibrachys (⏑ – ⏑) bezeichnet: unartig, halsstarrig, verehren, wovon nur das letztere Wort wirklich eine solche Messung und Betonung hat, die beiden anderen aber Wortfüße ganz anderer Art sind, bestehend nämlich aus zwei langen und einer kurzen Silbe, von denen überdies die erste, nicht die zweite, den Hauptton hat. Aehnliches finden wir auch bei Schottel und anderen, es ist aber durchaus nicht anzunehmen, daß sich hier die Aussprache verändert habe, sondern der Fall ist vielmehr aufzufassen als sorgloſe Theorie, die einer falschen Praxis folgt. Leider hat diese Praxis lange Zeit gedauert, sie läßt sogar noch Spuren in den ältesten Hexametern, namentlich Bodmers.

Erst mit der Bildung des Hexameters entstand die Frage, um die es sich uns hier handelt: wie sind nach ihrem Tongehalt die Silben der deutschen Sprache zu nehmen, damit von einer Nachbildung gemessener Verse die Rede sein könne. Man kam nach und nach auf feinere Scheidungen und sah immer mehr was der Sprache zusteht und was nicht.

Ein wichtiger Wendepunkt war der Gebrauch, den man von dem Tiefton im Hexameter machen lernte; man sah ein, daß er Spondeen bilde, deren Mangel man so sehr empfunden hatte; man sah ferner, daß auch hochtonige Silben in die Thesis gestellt werden können — allein hier kommen wir auf einen Punkt, wo der Vers und Rhythmus den Ausschlag giebt.

Dem Tiefton schließen sich nahe solche Ableitungssilben an, welche entweder substantivischen Ursprungs sind, oder Begriffliches enthalten, wie dies mehr oder weniger gefühlt wird: etwa die Silben heit, thum, schaft, haft, sal, bar. Alle diese Silben, welche Voß für mittelzeitig erklärte, während bei Adelung noch der Tiefton selbst zweizeitig war, diese neigen sich je mehr und mehr zur Länge;

so zeigt es der fortschreitende Gebrauch der Dichter und so empfindet es unser nunmehr verfeinertes Ohr. Eigenthum als Dactylus zu gebrauchen, war nach Voß noch möglich, jetzt scheint es eben so unmöglich als Vaterland, das bei Voß unwandelbar Cretikus, bei Adelung noch doppelzeitig in der letzten Silbe war. Auch Voß in seiner ersten Odyssee hat es einmal als Dactylus zugelassen; aber nur in der ersten; wie denn anzuführen am Ort scheint, damit beständig ersichtlich werde, daß wir es mit etwas in stetiger Progression Fortschreitendem zu thun haben.

Auch noch andere Silben, welche der Beugung und Ableitung angehören und bei denen der Begriffsgehalt nicht direct gefühlt wird, neigen sich dennoch auch zugleich mehr dem Tiefton und dem Gebrauch als Länge zu, z. B. die Endungen ung, ing; weniger die Femininbezeichnung in im Singular, und im Plural, wenn nicht eben noch ein stummes E vorangeht. Göttinnen würde nach heutiger Sprache und wenn nicht der bestimmte Gegensatz gegen Götter besteht, als Dactylus gelten, während man allerdings im vorigen Jahrhundert trochäisch Huldgöttinnen sagte. Die Silbe lich dagegen, obwohl sie ihrer Herkunft nach wohl ein Anrecht auf gewissen Tongehalt hätte, ist dennoch durch den Gebrauch so weit verschliffen, daß sie, wenn ihr nicht die allgemeine Tonstellung oder der Rhythmus aufhilft, sich nahebei dem Tonlosen nähert, also wenig Anspruch auf prosodische Länge behält. Noch mehr gilt dies von der Ableitungssilbe ig, die sogar im Vergleich zu einer nachfolgenden tonlosen Silbe noch tonloser sein kann: flüchtige — den Beweis liefert die Apostrophirung flücht'ge — deren man sich jedoch in gemessenen Versen möglichst enthalten sollte.

Als eine unverbrüchliche, tief im Bau der Sprache begründete Regel halte man fest, daß kein zweisilbiges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben kann, weil immer die eine überwiegt und der anderen gegenüber die Rolle als Stamm spielt. Man lasse sich hier nicht täuschen durch den deklamatorischen Accent in manchen Fällen, man würde in der That das ganze Princip umstoßen. Wörter wie über, ohne, aber, oder müssen in allen Fällen in der ersten als Länge gebraucht werden. So haben auch Voß und Schlegel stets gethan; Platen verstößt dagegen.

Beſondere Erwägung verdient noch der Fall, wo im doppeltonigen Wort der Nebenton dem Hauptton vorangeht: Abtei, Heuchelei, Schwärmerei, walbein, bergan — auch hier, wo die Stamm- und Begriffsſilbe unverkennbar iſt und auch in der Ausſprache deutlich hervortritt, muß natürlich die Geltung als Länge erhalten werden, obwohl ſie nicht ſo austönen kann, als wenn ſie, der Nebenton, dem Hauptton folgt. Gleiches gilt annäherungsweiſe aber auch in den Fällen, wo die Stammſilbe weniger kenntlich iſt, und das Wort ſich mehr abgeſchliffen hat, in vielleicht, alleine, vielmehr; wiewohl in gereimten Verſen nach Herkommen und Billigkeit eine größere Freiheit geſtattet werden kann. Gottſched rieth, in der Abſicht anapäſtiſche Wortfüße zu gewinnen, Wörter wie überhaupt, überaus, überall, jedermann vorn mit zwei Kürzen zu gebrauchen worauf Voß und Schlegel ſehr mit Recht nicht eingegangen ſind, denn das ganze Syſtem kommt dadurch aus den Fugen und das feinere Gehör unterſcheidet auch hier deutlich den Nebenton, wenn er auch in einem ſteigenden Wortfuß ſich ein wenig kürzt. Platen und mit ihm mancher andre der Neueren, z. B. die beiden Jacob, haben ſich allerdings auch dieſe Freiheit erlaubt, allein ſie ſind darum zu tadeln, wenn ſie hier von Voß abgewichen. Um ſo mehr iſt auffallend, daß Voß ſelbſt, auch in dem Streben für ſeine Verstechnik anapäſtiſche Füße zu erhalten, Wörter wie: ungeſehn, unverwandt, unbelebt, unerfreut u. ſ. w. in den beiden erſten Silben kurz gebraucht, während doch die erſte ſogar den Hauptton hat. Es iſt dies ein entſchiedener Mißgriff, ein unbegreiflicher Fehler; auch in den wenigen Ausnahmsfällen, wo auf dem un nicht der Hauptton ruht, zumal bei einer zwiſchentretenden tonloſen Silbe, würde die Kürze nicht gerechtfertigt ſein, z. B. in unerhört, allein wo der Hauptton darauf fällt, iſt dies völlig unmöglich, ohne die Grundfeſten der ganzen Lehre zu erſchüttern. Auch Schlegel in ſeinen Ueberſetzungen aus der indiſchen Ramayana folgt leider dieſem falſchen Grundſatz: wir finden bei ihm unerfüllt, ungeſehn eben wie bei Voß anapäſtiſch gebraucht, zum Theil unter Einfluß des Strebens nach trochäenfreien Hexametern.

Es wäre noch die Beſtimmung über die einſilbigen Partikeln übrig, von denen Voß auch einen großen Theil ſeiner weitgeſteckten Mittelzeit zugewieſen hat. Daß auch hier der Buchſtabengehalt nicht

unmittelbar den Ausschlag geben kann, wird keiner besonderen Begründung bedürfen; nur der Ton, abhängig von Begriff und Sinn, entscheidet, nächstdem aber auch das allgemeine Accentgesetz und der Rhythmus des Verses, der, wie wir sehen werden, hier allerdings auch auf die Zeitdauer der Silben einen bestimmten Einfluß übt und großentheils die Willkührlichkeit des Gebrauchs und jene Doppelheit aufhebt.

So sehr der Gesichtspunkt in die Waage fällt, was der Sprache genehm und bequem sei, eben so sehr hüte man sich vor Theorien, welche bloße nachträgliche Beschönigungen sind und einer affectirten Correctheit zur Grundlage dienen sollen. Beinahe in allen Fällen giebt die Zusammenziehung kein Recht auf Länge, im ist eben so kurz wie in, zum, zur wie zu, und wohl hat noch niemand, der den Vortheil der Länge in Anspruch nahm, sich eben darum diese Wörter als Kürze versagt. Andererseits läßt sich gegen ihn, ihm, ihr, für, vor, als Kürze durchaus nichts einwenden, obwohl wir den langen Vokal deutlich hören und zum Theil auch in der Schreibung bezeichnen; hören wir doch auch in dem Artikel der und die entschieden lange Vokale. Nichtsdestoweniger sind diese Partikeln kurz. Der Diphthong in ein, auf ist auch kein Hinderniß für die Kürze; anders schon mit dem unbestimmten Zahlwort kein — nicht sowohl seines grammatischen Ranges wegen, sondern weil es der Natur nach immer einen Ton haben muß. Gleiches gilt von nicht; doch kann auch dies in Verbindungen stehen, wo die Kürze keinen Anstand haben wird. Z. B. „Dieser, nicht wahr?“ Alle Partikeln natürlich, in denen die Stammsilbe fühlbar ist, sind als Länge zu behandeln, selbst wo ihnen im einzelnen Fall der deklamatorische Accent fehlen sollte; dieser aber kann in allen Fällen, auf welche Silbe er auch fallen möge, dieselbe schwer und lang machen.

Auf solche Weise wird denn die Vossische Mittelzeit von allen Seiten in immer engere Grenzen eingeschlossen, ohne daß sie jedoch, nach der vorhandenen Anlage, ganz verschwinden kann. Und dies ist auch kein Mangel, sondern hat unmittelbaren Zusammenhang mit dem allgemeinen Verhältniß der deutschen Sprache zur antiken Metrik.

Anwendung im Verſe.

Noch ein wichtiges Capitel haben wir übrig, welches die Sache erſt zum Abſchluß bringt, nämlich die Betrachtung der Anwendung, welche von der ſo geſtalteten Sprache im Verſe zu machen iſt, zugleich mit der Rückwirkung, welche der Vers ſelbſt auf die Proſodie ausübt. Hier zeigt ſich viel Beachtenswerthes, viel Eigenthümliches, hier iſt für die Zukunft mancher Wink zu ertheilen.

Schon in den alten Sprachen fehlt es nicht an Beiſpielen, wo der Vers ſelbſt über die Proſodie entſcheidet; dahin gehört z. B. im homeriſchen Hexameter die Kraft der Arſis, welche auch eine kurze Silbe lang machen kann; jenes berühmte Ἄρες, Ἄρες! wo wir dicht neben einander den Anfangsvokal lang und kurz haben, jenes kraft der Arſis; dahin gehören ferner die Zerdehnungen der Vokale u. ſ. w. Im Deutſchen iſt dieſer Einfluß des Verſes nur noch ungleich größer, weil Länge und Kürze viel weniger nach einer äußerlichen Norm geſchieden ſind, und hier wird eben von Seiten des Rhythmus ſelbſt am beſten die Schwankung der Doppelzeit geregelt.

Wir haben im Deutſchen nicht gleichartige Längen, und wiederum gleichartige Kürzen, ſo daß wir ohne weiteres jede proſodiſche Länge an jede Stelle bringen könnten, wo der Vers eine ſolche vorſchreibt. Unſere Längen ſind immer noch verſchieden im Ton, wir unterſcheiden hier noch Hochton und Tiefton, ſteigenden und fallenden Ton, Haupt- und Nebenton, und damit können wir nicht ſchalten, als ob hier völlige Gleichheit wäre. Man hat es gewollt, gethan, aber man that daran unrecht. Der natürliche Redeton darf nicht zu weit verletzt werden, es giebt hier eine beſtimmte Grenze; dazu kommt, daß dieſe Grenze von den gereimten Verſen auf das ſtrengſte beobachtet wird, und daß alſo für reimloſe Verſe nicht eine ganz verſchiedenartige Praxis eingeführt werden kann.

Man hat gerade etwas darin gesucht, diesen Fehler zu begehen, man hat fälschlich geglaubt, sich hier dem Geist der alten Sprachen anschließen zu können, auf diesem Wege das zu erreichen, was sie insbesondere für die Cäsur des Hexameters fordern. Um nur männliche Cäsuren zu gewinnen, setzte man den Hochton eines spondeischen Wortfußes in die Senkung des Versfußes, den Tiefton dagegen in die Hebung. Klopstock stand wohl weislich davon ab, aber Voß that es und bildete sich nicht wenig darauf ein; da ihm nun hierin Wolf, Schlegel, Platen gefolgt sind, so galt die Sache für geheiligt und noch sehen wir viele der Jüngeren solche Verse bilden. Es ist gleichwohl davon abzustehen, wer gute wahrhaft deutsche Verse bilden will, muß sich dieser Dinge enthalten, die Hexameter-Dichter vor Voß von Heräus und Gottsched bis auf Klopstock, Bodmer und die Stolberge, haben davon ein richtigeres Gefühl gehabt. Voß ist darin immer weiter gegangen, anfangs hat man noch darnach zu suchen, aber in den späteren Ausgaben werden diese Cäsuren stets häufiger und sie eben sind es hauptsächlich, welche den harten und knirschenden Charakter hervorbringen. Ich führe z. B. an aus der Luise:

Und mit süßerem Kern Wallnuß und röthliche Bartnuß,

wo wir die natürliche und unnatürliche Stellung neben einander haben.

Besonders häufig findet man sie in Vossens Uebersetzungen aus römischen Dichtern, z. B. in Virgils Landbau II, 280.

Lang ausdehnt und geordnet in offener Ebne der Heerzug —

Oder IV, 396:

Daß er entwickle der Seuch' Ursprung und glücklichen Ausgang —

Aeneis IV, 359:

Wie er zur Stadt einging und vernahm mit den Ohren die Stimme —

Ebenda II, 731:

Spähend: O Sohn ausrief, o entfleuch, Sohn! schaue, da nahm sie —

Scheint es doch, als sei Voß mit Bewußtsein im Homer enthaltsamer in solchen Dingen gewesen und habe sie hier ganz besonders gesucht in der Absicht, um den härteren Bau des römischen Verses,

ja der römischen Sprache auszudrücken. — Schlimmer ist die Sache im Distichon und namentlich im Pentameter und gerade hier finden wir das Getadelte zum öftern bei Schlegel. Gewiß kann man männliche Cäsuren auch erreichen, ohne so hart gegen den natürlichen Ton, ja gegen den Genius der Sprache zu verstoßen.

Ganz anders schon ist der Fall, wenn der tieftonigen Silbe sich noch eine tonlose anschließt, wir also einen Wortfuß haben, der nur so zu bezeichnen wäre: ⏑ ⏑ ⏑, auswandernd, tieftonig, hochdonnernd, Fußvölker u. s. w. Hier kann man nicht nur die hochtonige Silbe in die Senkung bringen, sondern auch ohne Bedenken die tieftonige in die Hebung, weil sie eben durch diese sogleich gehoben, jener gleich gehoben wird, so daß denn eben dadurch das Mißverhältniß sich ausgleicht. Nichts ist einzuwenden gegen Hexameter wie solche:

Ueberzugehn, Fußvölker nur eiferten, ob sie vermöchten —
Maschiges Horn, Jagdschlingen und breit vorblinkende Spieße —

Es ist eben der Dactylus selbst, welcher die Kraft hat, den tiefen Ton in seiner Arsis zu heben; indem nämlich hier zwei kurze Silben auf die betonte folgen, enge verbunden in der rhythmischen Reihe des Verses, so erfolgt ganz dasselbe, als wir dort als allgemeines Accentgesetz kennen lernten. Würde die den Dactylus ergänzende Kürze fortbleiben, z. B.

Ueberzugehn, Fußvölker eiferten —

alsdann würde auch die Hebung nur unvollkommen erfolgen und man behielte den tiefen Ton in der Arsis. Hierin liegt offenbar die Lehre enthalten, daß in solchen Fällen der Trochäus zu vermeiden sei. Anderseits zeigt sich, und das dürfte von Bedeutung sein, hier auch für das Deutsche die nahe Verwandtschaft des Accentgesetzes mit einem dactylischen Metrum, worin denn die sehr tröstliche Gewißheit enthalten liegt, daß der Hexameter auch für uns etwas sehr wohl Gerechtfertigtes und Natürliches sei, wenn wir ihn nur ganz nach dem Genius unserer Sprache bilden.

Daß die Kraft des Rhythmus im Hexameter die Mittelzeit in der Arsis zur vollen Geltung der prosodischen Länge bringe, wird nun wohl leicht ersichtlich, ja von hier aus können beinahe ohne Ausnahme

alle Partikeln verstärkt werden, und wäre ihr materieller Gehalt, ja der auf ihnen ruhende Accent des Sinnes noch so gering. Und so haben auch alle Versbildner bisher gehandelt, denn der Bau der Sprache würde, wollte man hier einen falschen Purismus durchsetzen, auf unübersteigliche Hindernisse stoßen. Z. B. aus Vossens Luise:

Von Rußtrauben beschwert, im fröhlichsten Wuchse zu schinden —
Du holdseliges Mädchen! Wie schlank und erhabenen Wuchses —
Mit nachlässiger Schwingung zurück auf die Scheitel gerollt war —
Zum einträchtigen Tanz, auch hörten sie rauschen harmonisch —

Bei Schlegel, Ramayana:

In Waldhütten am Fels, von des dort einsiedelnden Bhrigus —

Noch viel weniger bedenklich ist die Verlängerung durch die Arsis im Dactylus; z. B. bei Voß:

Und die gepriesene Gräfin Amalia sagte dagegen —
Daß sich die Braut an der Freundin nicht ärgere —

Was wir hier im ersten Fuß sehen, gilt nun von allen Füßen, ja entschieden kurze Silben können so kraft des Rhythmus gehoben werden, z. B.

Du, die Vertheidigerin —

Kommt eine Interpunction dazu, so ist des Grundes zum Verweilen, mithin des Anhaltens und Verlängerns noch mehr:

Was, unartiges Kind, Langschläferin, träumst du noch jetzo —

Aus demselben Grunde nun aber ist in solchen Fällen der Trochäus möglichst zu vermeiden, damit nicht ein überaus schwacher Versfuß entstehe; doch kann der Fluß des Ganzen und der einmal in vollem Gange befindliche Rhythmus auch hier noch manches ausgleichen. Voß, der sehr richtig die Trochäen im Hexameter zuläßt, ist auf diesen Punkt recht aufmerksam gewesen, und doch begegnen in seinen gefeiltesten Gedichten, z. B. der Luise, Verse wie dieser:

Daß die Wangen dir glühn? Und sogar im völligen Anzug.
Und ein anderes mehr; doch folgen sie alle nicht ungern.

Es scheint übrigens, als ob in solcher Rücksicht gerade der erste Fuß mehr ertragen könne, als die übrigen.

Weniger stark ist die Kraft der Arsis in den jambischen und trochäischen Versen, und doch ist sie auch hier noch von Einfluß, der Rhythmus thut auch hier ein Wesentliches die schwebenden Silben zur Entschiedenheit zu bringen. In noch höherem Grade als beim Hexameter hat man sich hier davor zu hüten, daß nicht ganze Versfüße zu schwach ausfallen, nicht der Pyrrhichius statt des Trochäus oder Jambus Platz greife. Wer hier antike Verse nachbilden will, suche sie bestimmt vom üblichen Blankvers, dem gewöhnlichen ungereimten fünffüßigen Jambus, zu unterscheiden, der ganz anderen Regeln folgt. Anderseits, wenn man antike Verse mit Reimen versieht, wie dies Platen mit dem anapästischen Tetrameter des Aristophanes gethan, und wie es für den trochäischen Tetrameter ganz üblich ist, auch dann treten andere Forderungen und Freiheiten ein, weil nämlich der Reim sogleich auch das Metrum beherrscht, sofern er den Schwerpunkt an das Ende verlegt.

Die besonderen Maasse.

Zum Schluß stehe hier noch eine Betrachtung über die einzelnen Versarten, deren Nachbildung erstrebt wird; wir haben hier aus dem Vorgeführten die Ergebnisse zu sammeln und noch Einiges abzuschließen.

Obenan steht der Hexameter; mit ihm hat man begonnen, er hat beständig die meiste Aufmerksamkeit besessen, die ersten Verskünstler haben hier gearbeitet, es sind hier die meisten streitigen Punkte; dazu kommt, daß dieser Vers für alle übrigen und für die ganze Sache entscheidend ist, endlich, daß er in unserer Litteratur noch eine Zukunft zu haben scheint.

Daß die deutsche Sprache dactylische Rhythmen nicht nur zuläßt, sondern in hohem Grade begünstigt, läßt sich nicht verkennen, ja wir haben eben nachweisen können, daß hier die innerlichste Verbindung mit einem allgemeinen Accentgesetz besteht, welches in unserer Sprache sich mit vorzüglicher Klarheit ausgebildet und ausgeprägt hat. Unter allen dactylischen Rhythmen nun ist der Hexameter das vollkommenste Maaß, der griechische Kunstsinn, das feingebildete Gehör der Griechen hat hier in Jahrhunderte langer Uebung endlich die schönste Abwägung gefunden, die geheimsten Gesetze abgelauscht, dem Vers die größte Beweglichkeit und die größte Gleichmäßigkeit, ihm Würde und Anmuth zugleich gegeben. Und dies zu so hoher Kunstform emporgehobene Maaß, dem sich hier kaum irgend ein anderes vergleichen darf, kann unsere Sprache sich in hohem Grade aneignen, auf eine Weise, daß ihrem Genius nicht der mindeste Zwang geschieht. Sie hat freilich mit Wahl und mit Urtheil zu Werke zu gehen. Gewisse Abänderungen sind nöthig, allein es zeigt sich, daß das Wesen bleibt, daß wir die höheren Schönheiten und Feinheiten festhalten können, ja daß sich hier sogar dem griechischen Original näher kommen läßt, als dies den römischen Dichtern gelungen ist.

Man kann die für das heroiſche Maaß beſtehenden Geſetze in die niederen und höheren theilen, in ſolche, welche für den Anfänger gegeben ſind und in ſolche, welche für den Meiſter gelten, welche eine Art von Kunſtgeheimniß ausmachen. Zu jenen, welche wir hier kaum zu wiederholen brauchen, gehört der Dactylus im fünften Fuß und die Cäſur im dritten, welche eben ſowohl männlich als weiblich ſein kann, d. h. indem einem trochäiſchen Fuß ſich ein jambiſcher anfügt, oder indem auf eine das erſte Wort anſchließende Länge ein anapäſtiſch beginnendes Wort folgt, letzteres die männliche Cäſur, welcher der Vorzug gegeben wird, da ſie allerdings hauptſächlich dazu beiträgt den Gang ernſt und bewegt zu machen. Ganz verpönt iſt das gleichmäßige Enden des Wort- und Versfußes mit dem Schluß des dritten Fußes, ſei es nun dactyliſch oder ſpondeiſch, weil in beiden Fällen, und im letzteren noch ſchlimmer, der Vers in zwei gleiche Hälften zerfällt und in der Mitte einen Abſatz macht. Außerdem wird ebenſowohl die möglichſte Abwechſelung der Einſchnitte, ſo wie auch der Dactylen und Spondeen gefordert. Beide ſollen im Gleichgewicht ſtehen, oder, falls die Sprache und der Charakter des Gedichtes es beſonders erfordert, auch das Eine von beiden ein gewiſſes Uebergewicht erhalten. Die lateiniſche Sprache, der die Spondeen leichter ſind als die Dactylen, hat beſonders auf letztere ihr Augenmerk zu richten und wenigſtens die Herrſchaft des Spondeus zu verhindern; im Deutſchen gilt eher ein umgekehrtes Verhältniß. Ein Uebergewicht der Trochäen aber würde ganz unzuläſſig ſein. Ich füge noch hinzu, daß man im Deutſchen gut thut zu meiden, was im Griechiſchen ohne Anſtoß wäre, die Aufeinanderfolge von zwei oder gar noch mehr Spondeen, und halte nicht für gut, der erſten Hälfte des Pentameters mehr als Einen zu geben; in der zweiten Hälfte ſind ſie bekanntlich ganz unerlaubt und wenn deutſche Dichter ſich hier eine Freiheit nehmen wollten, ſo iſt dem die äußerſte Strenge entgegenzuſetzen, weil der ganze Charakter des Maaßes nicht damit beſtehen kann.

Die Nebencäſuren des Hexameters haben bekanntlich große Freiheiten, doch iſt hier vor allen das Vorwalten amphibrachiſcher Füße zu fliehen und da unſere Sprache hiezu ganz beſonders neigt, namentlich da jedes trochäiſche Wort mit ſeinem Artikel, die meiſten Verba mit ihrer Vorſilbe gerade den verbotenen Fuß bilden, ſo kann man

auf dieser Seite nicht wachsam genug sein. Klopstock kannte die Gefahr schon und doch wußte er sich nicht dagegen zu schützen, auch die Weichlichkeit und Zerlassenheit der Goethischen Hexameter, obwohl sie in Satzbau und Stil oft sehr vortrefflich sind, fließt ganz besonders aus dieser Quelle. Selbst für die Griechen bestand diese Gefahr und sie haben auf dieselbe ein bedeutendes Augenmerk gerichtet. Sie hatten ein Gesetz, daß derselben am gründlichsten vorbeugt, nämlich das Verbot der weiblichen Cäsur im vierten Fuß. Dies Gesetz ist von den Griechen durch alle Zeiten beobachtet worden, es giebt nur ein paar ganz einzeln stehende Ausnahmen im Homer und zum Theil an solchen Stellen, wo die Echtheit noch dahin steht. Dies Gesetz ist auch in früherer Zeit von den Römern beachtet worden, von Cicero, Catull, Tibull, zum Theil Lucrez (ich spreche an einem anderen Ort ausführlicher davon) und erst Horaz und Virgil wichen davon ab, um den in ihrer Sprache schwierigen Vers sich zu erleichtern, namentlich in Hinsicht häufigerer Dactylen. Sei es nun, daß Voß das Gesetz nicht kannte, oder daß er der Praxis der Römer sich anschloß, genug seine Hexameter sind in diesem wichtigen Punkt durchaus nicht musterhaft. Ihm aber sind hierin leider auch Wolf, Schlegel, Platen und ohne Ausnahme alle Neueren gefolgt. Ich selbst bedaure, nicht früh genug auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam geworden zu sein.

So sehr ist der amphibrachische Einschnitt zu fliehen, daß neben der männlichen Cäsur sogar die Theilung am Ende des Fußes, also ohne Cäsur, den Vorzug verdient, ja in vielen Fällen dem Vers eine eigenthümliche Schönheit und Anmuth giebt. Dieser Fall tritt besonders ein im ersten Fuß und im vierten. Im letzteren Fall hat er einen besonderen Namen, den der bukolischen Cäsur, weil die bukolischen Dichter, Theokrit an der Spitze, sich mit besonderer Vorliebe dieses Einschnittes bedient haben. Er kommt übrigens auch häufig im Homer vor, ist dem Vers von den ältesten Zeiten her eigen, ja vielleicht älter als der Hexameter selbst. Griechische Metriker von Rang sind neuerdings auf die Meinung gekommen, die allerdings manches für sich hat, es sei ein vierfüßiger dactylischer Vers dem sechsfüßigen vorangegangen, man habe jenem nur eben den Adonicus angehängt und so sei aus jenem der Hexameter entstanden. Die bukolische Cäsur nun würde diesen Ursprung noch verrathen, und in der That

ist sie von großer Anmuth und Lebendigkeit; denn sie gliedert den Vers stark und eigenthümlich, ohne ihn gleich zu theilen, sie giebt dem majestätischen Anwachsen ein heiteres Abfallen, vor allen Dingen aber, sie läßt das Hauptelement des Verses, den Dactylus, zur vollständigen und reinen Geltung kommen, sie läßt ihn munter und keck austönen. Aehnlich ist es nur noch an Einer Stelle möglich, im ersten Fuß, doch ist diese Unregelmäßigkeit zu groß, als daß häufig davon Anwendung gemacht werden könnte, der Einschnitt muß nämlich, wenn er fühlbar werden soll, durch eine Interpunction, und zwar durch eine starke, unterstützt werden. Es ist Vossens Verdienst, den Werth und das Wesen sowohl der bukolischen Cäsur als auch dieser letztern, hinsichtlich deren er besonders dem Virgil gefolgt ist, erkannt zu haben. Es liegt hierin eine besondere Eigenthümlichkeit des Vossischen Hexameters und ein Hauptgrund seines Vorzuges vor früheren — und späteren.

Noch weit mehr eine Ausnahme ist der Abschnitt nach der ersten Länge des ersten Fußes. Es giebt dafür ein bekanntes homerisches Beispiel (*βαλλ'*) — allein dies ohne ganz besonderen Grund nachzumachen, dürfte nicht räthlich sein. So finde ich z. B. bei Schlegel in seiner Uebersetzung aus dem Indischen, die des Bewundernswürdigen so viel enthält, diesen Fall in einer Weise, die ich gewagt nennen möchte:

Wird sie empor in den Himmel die zehntausend der Söhne
Ziehn. Du führe die Ganga vom Göttergebiet zu der Erde.

Sonst sind diese Schlegelschen Verse in rhythmischer Beziehung um vieles besser abgewogen, als man das von seinen meisten früheren sagen kann, namentlich der Elegie Rom; auch finde ich mich leider außer Stande, auf dieser Seite Wolf und Platen eine Palme ertheilen zu können.

Hiemit ist die Lehre von der rhythmischen Gestaltung des Hexameters keineswegs erschöpft, allein das Fernere ist schwer mittheilbar als bewußte Kunstregel, da es auf der Wechselseitigkeit der Verhältnisse beruht und tief in den Satzbau, in die Periodirung eingreift; auch giebt es offenbar für verschiedene Tonarten verschiedene Weisen den Hexameter zu behandeln, man kann ihn leicht und schwer, pathetisch

und wieder hinrollend machen, und beinahe jeder Stoff und jede Individualität kann dem vielgestaltigen Maaß noch ein besonderes Gepräge geben.

Hier nun sind wir auf den Punkt gelangt, wo die im Lauf der Darstellung zum öftern berührte Frage nach der Zulässigkeit des trochäischen Versfußes im Hexameter wieder aufzunehmen und zum Abschluß zu führen ist.

In der Kunst kommt Alles auf Schönheit an und Richtigkeit gilt nur soweit als sie der Schönheit dient und zu ihr führt. Hiernach steht die rhythmische Vollkommenheit des Verses in erster Reihe, weil sie nämlich eine unmittelbare Beziehung zur Schönheit hat, ja diese selbst ausmacht. Von ihr ist nichts abzulassen, alles Andere aber muß ihr untergeordnet werden, und falls Opfer zu bringen sind, muß es hier sein. Hiemit allein schon ist die Sache im Wesentlichen entschieden, denn man prüfe nur einmal die Hexameter derer, welche so große Stücke darauf legen, trochäenfrei zu sein, so wird man finden, daß ihre Liebhaberei sie viel kostet, ja daß sie namentlich um den Preis einer fehlerfreien Rhythmik ihr Kunststück vollbracht haben. Schon haben wir auf dieser Seite Wolf und Schlegel, die vielgerühmten, tadeln müssen, und es ist hier am Ort noch einmal Verse, welche für die musterhaftesten gelten, hauptsächlich weil sie spondeische Hexameter sind, einer unbefangenen aber genauen Prüfung zu unterwerfen. Ich glaube nicht besser wählen zu können, als wenn ich wieder Schlegels indische Uebersetzung aufschlage. Also: die Herabkunft der Ganga; wir finden darin Verse, wie folgt:

Wie vollbring' ich den höchsten der Opfergebräuche, die Roßweih? —
Wisse, so lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt —
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathos Ankunft —
Götter, Titanen und Riesen, Vampyr' auch, Schlangen und Hydern —
Laut wehklagend um Jener entsetzliches Todesverhängniß —
Wie er voranschritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden —
Erst von dem Himmel zum Scheitel des Sankeras, dann zu der Erde —
Ganga, zum Andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde —
Denn sie gedachte, die Göttin, die schwer zu ertragende Ganga?

Ohne daß wir es zu bezeichnen brauchten, wird man hier ein unerlaubtes und dem Ohr wenig gefälliges Vorherrschen des Amphibrachys anerkennen müssen, Verse, wie Voß sie niemals gemacht hat, und wie Niemand sie machen darf, der den Ruhm eines feinfühlenden Versbildners davon tragen will.

Aber es begegnen sogar ein paar Verse, denen es an der unerläßlichen Cäsur im dritten Fuß fehlt, oder wo dieselbe nur scheinbar vorhanden ist. Dahin muß gezählt werden:

Bald denn rollten die Wellen sich übergewälzt bei einander.

Der Verfasser hat sich gehütet, hier das übliche Komma zu setzen, aber man muß es nach sich, nicht vor diesem Wort setzen, da sich zu wälzen gehört, und hiemit zerfällt der Vers in die verbotenen Hälften. Oder:

Wanderten hin zu der Westregion, glückselige Wasser.

Aber ebenso wie wir das Weichliche der Schlegelschen Cäsuren tadeln müssen, finden wir auch wieder andere, die uns zu hart erscheinen. Er vermeidet nicht die männlichen Cäsuren gegen Ende des Verses, ein Punkt, für den die Römer ein Ohr hatten, und wodurch sich allein das Gleichschwebende des Verses, das demselben so wesentlich ist, erreichen läßt. Man findet nicht wenige Verse, welche etwas nicht nur Herbes, sondern Paukendes und Ungeschlachtes an sich tragen, z. B.:

Bis in der Höll' Abgrund zu des heiligen Werks Vollendung.

Ueberhaupt hat Schlegel hier häufig den Tiefton in der Arsis, so daß die Worte gleichsam, wie man sagt, auf die hohe Kante gestellt sind:

Bis in die Höll' eindring' ich mit meinem Gewog' ihn erfassend,
Als er den Trotz wahrnahm, ward grimmvoll Siwas und sagte —
Also der Jahr' Unzahl in des Heers labyrinthischen Gängen —
Als er den frevelnden Trotz wahrnahm, da zürnete Jahnus —
Und so durft' er, gelöst, eingehn zu den himmlischen Welten —
Wie in der Schwül' ausziehn weißwolkige Schaaren der Schwäne —

Zu dem schon oben erwähnten Beispiel des Ueberziehens mit einer einzigen Silbe lassen sich hier noch zwei Verse fügen:

Frei ließ Siwas die Ganga hinab ſich ergießen in Vindus
See, der entlaſſenen Schooß ausſendete ſieben der Ströme —

Und:

Aber ſie kamen vorbei an des opfernden Heiligen Jahnus
Sitz: daß Opferbezirk ward wild von der Ganga beflutet.

So ließen ſich nun namentlich noch zahlreiche Verſe anführen, denen es inſofern am Gleichgewicht fehlt, als ſie nach hinten überſtürzen, wie denn Schlegel den im Römiſchen beſonders verpönten vierſilbigen Ausgang recht eigentlich ſucht, während er ihn doch nur mit Fremdwörtern gewinnen kann, z. B.

Dreimal wandelt um dieſen, der Weltregion Elephanten,

Wir finden überhaupt hier immer noch die in der Elegie Rom ſo unangenehme Sucht Fremdwörter in den deutſchen Vers zu packen, um dadurch ſcharfkantige Fugen zu erreichen.

Möge dies genügen um darzuthun, welche Opfer auf Seiten des Rhythmiſchen gebracht ſind und wie hier der Ruhm der Verſe ſich keineswegs aufrecht erhalten läßt, aber auch auf proſodiſcher Seite nimmt der Verskünſtler ſich Freiheiten, welche den Werth ſeiner Kunſt nicht wenig in Schatten ſtellen. Viele Wörter, von denen er ſonſt freilich in ſeinem trochäenfreien Hexameter keinen Gebrauch würde machen können, müſſen ihm zu Liebe eine beſondere Meſſung annehmen, die Licenz der Voſſiſchen Mittelzeit wird hier nach Kräften ausgebeutet, keineswegs im Sinne des Fortſchritts und eines feiner gebildeten Gehörs. Ich erwähne nur Wörter wie: mancherlei, keinerlei, die als Dactylus gebraucht ſind, während unſer Ohr noch deutlich die ehemalige Stammſilbe heraushört, lei, ein altes Subſtantivum, heißt bekanntlich Art. Noch auffallender iſt der Gebrauch von Wörtern wie ungeſehn und unerfüllt in der Geltung von Anapäſten:

Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß ungeſehn blieb —
Stralende, flehet um Ganga; die Sehnſucht blieb unerfüllt ihm —

Auch dürfte man billig Anſtoß nehmen an einer Meſſung wie folgende:

Ewig unwandelbar ſteht die fluteinſammelnde Weltmeer —

Und bei alledem müssen doch Silben, welche der Dichter unzweifelhaft auch eben so gut als Trochäen gebrauchen würde, wo es Noth thut, als Spondeen figuriren, z. B.:

Dennoch weder das Roß aufspürten wir, weder den Roßdieb —
Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß ungesehn blieb —

Zu diesen rhythmischen und prosodischen Freiheiten kommen nun aber noch stilistische, Wortfügungen, wie sie offenbar nur dem Verse zulieb gemacht sind, und wie sie sich nicht immer mit dem Geist der Sprache vertragen; so das obige aufspürten wir, statt: spürten wir auf. Ueberhaupt aber finden wir eine Menge von Nothbehelfen und Erleichterungen, die, da man ihnen sogleich die Verlegenheit ansieht, eine gar üble Rolle in der Kunst spielen. Schlegel erlaubt sich den Apostroph vor dem Consonanten, würde er das gethan haben ohne die Versnoth? Derselbe kann nicht sagen: zehntausend Meilen — er sagt also zehntausend der Meilen; er kann in seinem Verse an keiner Stelle sagen: hundert Söhne, er sagt also: hundert der Söhne. Er kann aber auch nicht sagen: Eine Meile, und dies muß doch an einer Stelle nothwendig gesagt werden — was thut er also? Es giebt nur Einen Ausweg, nur Einen Umweg; wie glücklich, daß es diesen noch giebt! Er sagt:

Als sie die Erde
Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß ungesehn blieb
Gruben sie ein in die Tiefe, so weit Jedweder, wie eine
Meile sich streckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen.

Also nur am Ende des Einen und zu Anfange des anderen Verses ist es möglich, das Zahlwort, oder was mehr sagen will, den unbestimmten Artikel anzubringen, der doch in der Sprache so tief begründet ist, daß er sich nicht fortschaffen und umgehen läßt.

Hier haben wir nun die Sache, wohin wir sie haben wollen. Hier sieht man den ganzen Eiertanz. In der That, so oft zu sagen war: Eine Frau, Eine That oder die gute That, der fromme Mann, das weiße Pferd, das große Meer, oder Abgethan, Zugesehn, Anzustimmen, Uebernehmen, und millionenfach anderes, was in der Sprache das Allergewöhnlichste, das Unentbehrlichste

ist, da bedarf es besonderer Kunstgriffe, Kunststücke, Sophistereien. Will Schlegel da jedesmal ans Ende des Verses laufen und mit einem Kunstsprung an den Anfang des nächsten Verses springen? Er muß es, ja er muß es, falls er anders eine Frau und einen Mann, eine Kunst, eine Wahrheit in seinen Vers bringen will, dies aber kann nur geschehen auf listigem Schleichweg, mit Zerstörung des Verses. Was will man mit einem Metrum anfangen, indem sich niemals sagen läßt: „Dieser Mann, meine Tochter, seine Söhne, unser Vater, großer Gott, Vaterland — in welchem also Pronomen und Adjectiv nicht an ihrem natürlichen Ort stehen können und das namentlich auch den gebräuchlichsten Formen des Verbums in den Weg tritt. Nur kleine Proben kann man auf diese Weise machen, jene Einhundert Verse Wolfs, oder allenfalls ein paar hundert wie Schlegel, zumal wenn man nicht eigentlich übersetzt, sondern frei umschreibt in anderem Maaß. Hienach steht also doch die Sache mit den 70,000 Versen, welche Voß entschuldigen sollten, ganz anders!

Also: ihrem innersten Bau zufolge macht die Sprache den trochäenfreien Hexameter unmöglich, er ist eine bloße Grille, er ist eine Täuschung. Er kann nur ausgeführt werden, indem man der Sprache Gewalt anthut. Ja noch mehr, der gute, der feine Hexameter, der Hexameter im wahren Sinne der Griechen fängt erst an, wo wir jenen reinen Spondeus aufgeben. Ich will zugestehn, daß Schlegels Hexameter in denen er den Fluß Ganga feiert, eine eigenthümliche Leistung seien, doch ist das vorliegende Originalmaaß ein ganz anderes und ob sie den Charakter desselben ausdrücken, steht auch noch dahin; allein ich will das alles zugeben, nur kann ich nicht einräumen, daß das griechische Hexameter sind, nicht, daß sie musterhaft sind, sie sind roh, sie sind nur auf den Schein hin gearbeitet, sie dienen, man verzeihe das Wort, der leidigen Renommage — ein Unwesen, das Wolf begonnen hatte.

Aber mein Köcher ist noch nicht erschöpft. Die Sache ist noch von andern Seiten her zu beobachten, der Beweis noch bedeutend zu verstärken. Wir haben im Deutschen die Spondeen nur in zusammengesetzten Wörtern, müssen also um Spondeen im Hexameter zu haben, sehr viel zusammengesetzte Wörter anbringen. Diese sind nun unglücklicher Weise prosaischer Art, sie sind unpoetisch, sie widerstreben

vollends der Einfachheit, welche wir für den Stil alter Epen ganz besonders brauchen. Hier kommen wir auf einen Punkt, an dem schon Voß in hohem Grade leidet. In dem Maaß, als er in seinen späteren Ausgaben immer mehr nach Spondeen strebte, sahen wir seine Verse sich belasten, wo früher ein Schwein gestanden hatte, finden wir ein Mastschwein, wo ein Rock, den Leibrock, wo die Schlacht die Feldschlacht, statt des Wildes das Raubwild, statt der Kraft die Mannkraft — das thut nun Voß, der sich Trochäen gestattet, wieviel schlimmer diejenigen, die reine Spondeen zu Markte bringen wollen! Nimmt man nun anderseits dazu, daß man nicht sagen kann, das schwarze Thier, und sich nicht scheut dafür zu sagen das schwärzliche, das bläuliche für das blaue, und so tausend anderes, so bekommen wir lauter Gehäuftes und Gespaltenes, nichts Ganzes, lauter Surrogat, lauter besondere Uebersetzersprache, nur kein gesundes Deutsch. Daß auf solche Weise sich keine Empfindung ausdrücken läßt, daß Ton und Stil nicht gewonnen werden kann, kurz, daß alle die höchsten Tugenden des dichterischen Uebersetzers unerreicht bleiben, das bedarf keiner Ausführung.

Und ist denn auch der trochäische Hexameter so übelklingend? Er hat wenigstens dem Versmaaß überhaupt im Deutschen die Wege gebahnt. Als Klopstock in größerem Maaß und in freierer Bewegung die ersten Hexameter machte, da wußte er nur von Dacthlen und Trochäen, an Spondeen dachte er gar nicht, dachte niemand von allen denen, welche dem neuen Maaß ihren begeisterten Beifall schenkten. Die Stolberge, Voß, das ganze Zeitalter dachte nicht daran, und man hatte schon ernste Fortschritte gemacht in der künstlerischen Behandlung, das Ohr hatte sich schon gebildet. Da kam, ganz spät erst Wolf, und er stand hier weit hinter den Dichtern zurück; weiterhin wurde der Gegenstand Sache der Eitelkeit, und, wie denn zu geschehen pflegt, mit höherer, d. h. scheinbar höherer Formvollendung sollten andere Mängel zugedeckt werden. Aber es giebt eine Gerechtigkeit und es handelt sich um eine Sache von allgemeinster Bedeutung für die deutsche Poesie und Litteratur.

Man war nahe daran, den ganzen Standpunkt zu verrücken, alles mühsam Erworbene preiszugeben. Der Abstand der neueren Sprache von der alten ist so groß, daß von einer unmittelbaren Wiedergabe

nicht die Rede sein kann, es gilt nur eine Annäherung, ein Analogon. Auf eine Abweichung müssen wir uns jedenfalls gefaßt machen, diese liegt im Interesse des Sprachgenius; gut steht aber die Sache, wenn wir das Wesentliche, das eigentlich Künstlerische beibehalten können und nur ein Unwesentliches aufgeben, und in der That, so steht sie, so muß sie erkannt werden. Wir können den Griechen gleichkommen in allen rhythmischen Feinheiten, sobald wir uns nur zum Trochäus entschließen, oder vielmehr sobald wir die Thorheit des durchgängigen Spondeus fernhalten.

Dieser ist nun aber auch an sich ein Uebel, denn weit entfernt, daß durch unsere Spondeen unser Hexameter dem griechischen gleich würde, wird er demselben vielmehr unähnlich. Wie das? Das ist ja das Gegentheil von dem, was so treffliche Männer geglaubt, was sie mit so saurer Mühe erstrebt haben. Und doch; sehr einfach: Unsere Spondeen wiegen schwerer, an materiellem Sprachgehalt und noch mehr an Gedankeninhalt; bei den Griechen macht der lange Vokal die Länge; bei uns hat auch die Kürze in vielen Fällen schon langen Vokal (ihn, auf, er, der, die, zu) erst die Stamm- und Begriffssilbe macht lang, erst die Zusammensetzung von Stamm- und Begriffssilben giebt Spondeen. Wollen wir nur solche Spondeen, die wie Centner gegen Pfunde wiegen, an die Stellen setzen, wo die Griechen sie haben, und versprechen uns gleichen Eindruck? Wir täuschen uns sehr. Unsere vermeintlich regelrechten Verse, selbst wenn rhythmisch und prosodisch nicht so viel an ihnen zu tadeln wäre, sind überladen und bewegen sich in Wasserstiefeln. Ist da ein Tanz möglich?

Man erwäge letztlich besonders noch, daß unser Hexameter immer nur eine annähernde Nachbildung ist, daß unsere Prosodie nie zu einer absoluten Schärfe und Sicherheit zu bringen ist: um so genauer und sorgfältiger nun müssen wir auf rhythmischer Seite sein, hier ist einzubringen, was wir dort übrig lassen. Wolf, Schlegel, Platen und alle ihre Nachfolger haben es gerade umgekehrt gemacht. Aber welche Anmaßung, von einer so geringen Höhe der Leistung herab, einer gesammten Litteratur Gesetze vorschreiben zu wollen. Dankt doch Schlegel die Dauer seines Hexameterruhms nur seinem zeitigen Verstummen! Bei längerer Uebung mußte die Täuschung fallen.

Möchte es gelungen sein, hiemit die Sache zu erledigen, die noch

immer in so vielen Köpfen und Büchern spukt und die in der That wahre Production und auch sogar wahre Uebersetzung unmöglich macht. Man wird also künftig nicht mehr die Achseln zucken dürfen, wenn Uebersetzungen, die höhere Ziele kennen, nicht trochäenfrei sind, es wird die Beschränktheit nicht mehr vermeinen ein Großes gethan zu haben, wenn sie ein paar Trochäen weniger giebt, dagegen aber das Original ebenso mißhandelt wie die eigene Sprache. Erreichte diese Schrift nichts weiter als dies, so wird ihr Zweck erfüllt sein.

Wir gehen über auf dasjenige Versmaaß der Griechen, das für uns das nächste Interesse hat, das schon insofern dem Uebersetzer am meisten zu thun giebt, als darin die zahlreichsten Werke, nächst den epischen, niedergelegt sind: dies ist der tragische Trimeter. Ein jambisches Maaß scheint der deutschen Sprache näher zu stehen als der dactylische Hexameter, da bekanntlich dieselbe sich ihrer Natur nach zum jambischen Fall hinneigt; allein ganz anders stellt sich die Sache bei näherer Betrachtung. Wir stoßen hier auf andere und nur noch größere Schwierigkeiten, ja wir stehen zum Theil unübersteiglichen Hindernissen gegenüber. Der Trimeter der Griechen war ein dipodisches Maaß, wie dies schon sein Name ausdrückt im Gegensatz des römisches Senars; nicht sechs Füße unterschied man, wie beim Hexameter, sondern nur drei, weil man nämlich je zwei als Ein Verselement zusammenrechnete, woher denn auch das Gesetz, daß die geraden Stellen, d. h. der zweite, vierte, sechste Fuß rein jambisch gehalten werden müssen, während an den ungeraden Stellen, d. h. im ersten, dritten, fünften Fuß Spondeen zulässig sind und gewünscht werden. Durch dieses Zusammenfassen von je zwei Füßen nun, durch den dipodischen Vortrag, welcher den Hauptton nicht jeder Arsis gleichmäßig giebt, sondern dieselbe nur der Arsis des ersten, dritten und fünften Fußes zutheilt, wird nun aus dem Maaß sogleich etwas ganz anderes, und dies kann man sich nicht lebhaft genug vorhalten. Nicht als ob dies im Deutschen nicht nachzubilden wäre, im Gegentheil, zufolge unseres Accentgesetzes, das Haupt- und Nebenton unterscheidet, und den letzteren noch über eine Kürze fort jenem unterordnen kann, wäre das leicht möglich, ja in unserem gewöhnlichen fünffüßigen reimlosen Jambus findet dies beständig statt, nur ist der Wechsel der Haupt- und Nebenaccente, der mehr oder weniger betonten Arsis nicht geregelt, sondern

erfreut nur eben durch eine freie Abwechselung. Sie regelrecht zu ordnen, wäre nun wohl möglich, aber allerdings schwer, würde auch insofern wieder ermüdend sein, weil hier die Sache mit dem deklamatorischen Accent zusammenfiele, während dieser im Griechischen noch immer frei daneben geht und zum Theil in einen Gegensatz tritt, der nur für belebend galt. Wir stehen hier also wieder vor einem tiefgreifenden Unterschied der Sprachen, vor einer unübersteiglichen Kluft. So viel mir bekannt, hat nun auch noch niemand im Deutschen die Nachbildung der Dipodie versucht, ohne diese aber hat man die Tragiker nicht in Trimeter, sondern nur in Senare übersetzt.

Ein zweiter sehr wichtiger Umstand ist, daß uns die Auflösung des Jambus in den Dactylus versagt ist, versagt durch unser eigenthümliches Accentgesetz. Der Dactylus des Jambus ist ein anderer als der im Hexameter, denn er hat den Ictus auf der ersten Kürze, wodurch er allein dem aufsteigenden Metrum sich assimilirt. Ein solcher Ictus außer dem Accent ist nun im Deutschen nicht möglich, der Accent aber macht sogleich lang, macht völlige Vershebung; es fehlt der neuhochdeutschen Sprache an der accentuirten oder accentuirbaren Kürze: darum an der Möglichkeit dieser Auflösung. Ohne den Dactylus nun aber wird der Trimeter höchst einförmig, ja auf die Länge unerträglich. Den Dactylus durch den Anapäst zu ersetzen ist aber auch nicht statthaft; mit Recht haben die Griechen ihn nur ausnahmsweise, in Namen, im ersten Fuß zugelassen, er macht den Vers holperig, und eignet sich nur für die Komödie. Man hat die dactylische Auflösung des Jambus im Deutschen zwar versucht, so Wolf und auch Humboldt, allein sie ist nicht gelungen, kann nicht gelingen.

Während nun so der deutsche Trimeter einförmiger ist, hat er ohnedies für unser Ohr noch einen anderen Charakter. Er war im Griechischen ein leichtes Maaß, der Conversation nahestehend; das ist er für uns nicht, uns erklingt er höchst ernst und feierlich, und wird uns schon darum auf die Länge lästig. In der Uebersetzung hat man ihn freilich beibehalten müssen; und hier stimmt er gut zu dem tragischen Kothurn, aber bei freierer Nachbildung, bei der Production im Sinne der Griechen tritt das Verhältniß sogleich hervor, und feinfühlende Dichter in Sachen der Form, wie früher Schiller und jetzt

Geibel, haben wohl eingesehen, daß der Trimeter in der deutschen Tragödie nicht durchgängig, sondern nur für einzelne besonders gehobene Stellen sich eignet. Dazu kommt, daß unserem fünffüßigen Jambus sich auch Würde abgewinnen läßt, und daß er den Vorzug eines ungleich freieren Verses behält.

Daß man im Trimeter, wenn man einigermaßen den Charakter des Antiken beibehalten will, die geraden Stellen rein halten, dagegen die ungeraden möglichst mit Spondeen müsse zu füllen suchen, braucht wohl kaum erinnert zu werden, wie denn die sorgfältigeren Uebersetzer auch rüstig nach diesem Ziele streben. Weniger achtsam auf diesen Punkt sind unsere Dichter gewesen, wenn sie in eigener Dichtung diesen Vers aufnahmen, von dem man an rechter Stelle sich trefflichen Erfolg versprechen kann, weil er in der That in unserer Sprache höchst ernstgemessen und feierlich erklingt. Schiller, der überhaupt von Spondeen nicht viel wußte, wird hier nicht so genau zu prüfen sein, bekanntlich hat er in der Jungfrau von Orleans Stellen in Trimetern; aber auch Goethe's gerühmte Trimeter in der Pandora sind im Grunde doch nur Senare.

Besonders zu hüten hat man sich bei der Nachbildung des Trimeters, daß er nicht übergehe in einen bloß nach Hebungen und Senkungen geordneten sechsfüßigen Jambus, d. h. man achte darauf, daß die Hebungen auch immer mit wirklich vollwichtigen Silben ausgefüllt werden, nicht bloß mit solchen, welche relativ gegen die nächststehenden sich im Ton erheben. Letzteres, was im Blankvers nicht nur erlaubt, sondern sogar erwünscht ist, muß hier nach Möglichkeit vermieden werden. Ich sage nach Möglichkeit, denn in der That kommen wir hier wieder in harte Collision mit dem innersten Bau der Sprache. Nicht wenige der natürlichsten und unvermeidlichsten Fügungen der Worte, ja die Worte selbst mit ihren Artikeln sind von der Art, daß sie dem streng gemessenen Trimeter durchaus widerstreben und nichts übrig bleibt, als aus der Noth eine Tugend zu machen. In diesen Fall kommen wir namentlich mit dem Artikel selbst, so oft das Wort, vor dem er steht, jambisch mit einer Vorsilbe anhebt: die verſäumten Götter — der erzürnte Gott, die Gewalt — solche Ausdrücke, die beständig vorkommen und durch nichts zu ersetzen sind, lassen sich in kein jambisches Maaß bringen, das wirklich gemeſſen sein will, es bleibt

also nur, daß man hier eine Ausnahme gestatte, und dieselbe mit vollem Bewußtsein zulasse. Dergleichen gilt in allen Sprachen, auch vieles der Art ist im Griechischen; Worte wie Smaragd, oder der Name der Insel Zakynthos, welche in der Odyssee als Ithaka benachbart, so oft vorkommt, würden nicht in den Vers zu bringen sein, wenn man nicht hier von der Regel absähe, daß der doppelte Consonant den vorhergehenden Vokal verlängere. Man läßt also die Regel cessiren und sagt mit gutem Gewissen: ὑλήεσσα Ζάκυνθος. Ganz ähnlich ist der Fall im Deutschen, und in der That sind auch die besten Uebersetzer, Donner, Boeckh u. a., dazu gezwungen gewesen; wir erleichtern also nur ihr Gewissen, indem wir diese Regel aussprechen und schaffen Bahn für nachfolgende. Aber man gehe nur nicht zu weit, denn die Entschuldigung gilt nur für das Unerläßliche, Unvermeidliche.

Nach alle dem wird nun wohl ersehen, daß sich der Trimeter in nicht anderem Falle befindet als der Hexameter: auch hier kann nicht die Rede sein von einer strengen Nachfolge in den Bahnen der Alten, sondern eine Aneignung des Maaßes ist nur möglich unter gewissen Modifikationen, welche der Geist unserer Sprache erfordert. Wir suchen das Wesen zu retten und zu erhalten, indem wir nicht anstehen weniger Wesentliches aufzuopfern.

In diesen beiden Hauptmaaßen, dem Hexameter und Trimeter, welche von einander so weit verschieden sind, liegen nun die Grundsätze für alle übrigen Metra schon mit enthalten, so daß über die Behandlung der lyrischen Maaße nur noch wenig wird hinzuzusetzen sein.

Die lyrischen Maaße sind frühzeitig eingebürgert worden, manche schienen sogar dem Deutschen noch leichter zu sein und mehr zuzusagen als der Hexameter. Was hat man nicht in Anakreontischen Verschen gethan! Besonders früh ist man auf den Hendecasyllabus aufmerksam gewesen, schon die ersten Freunde des Hexameters wandten auch ihm ihre Gunst zu. Ramler, dem die Hexameter so wenig gelangen, machte gute Hendecasyllaben und übersetzte den Horaz in einigen lyrischen Strophen ganz lesbar, mitunter schon mit künstlerischer Feinheit. Vor allen ist hier Klopstock zu erwähnen, der ziemlich gleichzeitig mit dem Hexameter beinahe sämmtliche Horazische Strophen im Deutschen versuchte, mit mindestens eben so großem Glück, wie im Hexameter. Er bewegte sich

in dem neuen Kleide so frei, als ob er es immer getragen, er lernte den Maaßen Schönheit ab, sie selbst hoben den Flug seiner Poesie. Anfangs wußte man zwar auch hier nichts von Spondeen, doch wurde Klopstock später auch in den lyrischen Strophen darauf geführt und er selbst hat mehrere zur Anwendung gebracht und erfunden, wo es ganz vorzüglich auf die Wirkung spondeeischer Füße abgesehen ist. So war denn durch gelungene freie Uebung dem Uebersetzer der Weg vorgezeichnet.

Aber die Uebersetzer geriethen hier sehr bald auf einen gefährlichen Abweg, und zwar eben, indem sie es recht ernst und gut meinten. Man hatte besonders Horaz vor Augen, die griechischen Originale, die freilich meistens nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, kannte man wenig, beachtete man gar nicht. Nun hat aber Horaz die griechischen Verse sich besonders zurecht gelegt, so wie es überhaupt die Römer mit griechischer Kunst zu thun pflegten. Was dort frei war, brachten sie auf feste, abstracte Regeln, die mechanisch befolgt werden sollten. In solchem Sinn hat nun auch Horaz dem griechischen Verse alle jene graziöse Freiheit genommen und an die Stelle einen Zwang gesetzt, der für uns noch größer wird, weil er nämlich einigermaßen auf die Natur seiner Sprache Rücksicht nahm; da nun der Bau der deutschen Sprache weit näher der griechischen steht als der lateinischen, so befinden wir uns hier in doppeltem Zwange und sind um so weiter vom Original abgekommen. Man prüfe mit näherem Eingehen die so hochgehaltenen sapphischen und alcäischen Strophen, wie sie Platen bildet: sicherlich ist in ihnen viel Kunstfleiß aufgewendet, sicherlich hat der Dichter es sich nicht leicht gemacht; allein in welcher Richtung und mit welchem Gewinn? Er irrt, wenn er glaubt im Sinne der Sappho und des Alcäus zu singen, denn er bewegt sich nur in den Schuhen des Horaz. Er müht sich ängstlich um Cäsuren und Spondeen, wo die Griechen nichts davon wissen und Horaz selbst nicht sowohl eine Schönheit, als vielmehr nur eine Erleichterung suchte.

In der sapphischen Ode sucht Horaz in dem dactylischen Fuß den männlichen Einschnitt: integer vitae | scelerisque purus — dies ist bei den Griechen keine Regel; ja Horaz selbst ist später davon zurückgekommen: Dauniae defende | decus Camenae — aber unsere deutschen Nachbildner halten noch immer jene Regel fest, die nicht nur

ganz unnütz ist, sondern auch den Charakter der Strophe gänzlich verdirbt, sie bekommt hiedurch und durch die gesuchten Spondeen ein hartes und gezwungenes Aussehen, während sie das weichste und mildeste Maaß ist, das je von griechischer Lyra erklungen.

Auch in der alcäischen Strophe müht man sich unnützer Weise um Spondeen, wo sie im Griechischen nur zugelassen sind: man sehe die Fragmente des Alcäus an, deren für diesen Zweck hinreichende vorhanden sind (z. B. bei Bergk Poet. Lyr. Gr. Alc. Fragm. 18, 19) und man wird einsehen, daß man sich in deutscher Nachbildung eine Noth angethan und nur vom Griechischen entfernt hat.

Es entsteht aber die Frage, was zu thun sei bei Uebersetzung des Horaz, ob man hier die strengere Form beabachten solle, welche der lateinische Dichter sich auferlegt, oder ob zurückzukehren sei zur freieren Originalform. Ich glaube allerdings: das letztere, einmal im Interesse der Sache selbst und dann weil für uns der Zwang viel größer ist, als für Horaz. Ein großer Theil des Mißlingens der Vossischen Uebersetzung der Horazischen Oden, so wie auch beinahe aller seiner Nachfolger, fließt aus dieser Quelle, denn eben die harten Einschnitte und die qualvoll gesuchten Spondeen machen alles schwerfällig, unerfreulich, unpoetisch und namentlich unlyrisch.

Will man nun ein Einsehen haben und den lästigen Zwang wiederum ablegen, alsdann werden die verschiedenen Formen der äolischen Lyrik, mit Einschluß der choriambischen Formen, auch ferner noch im Deutschen sehr wohl bestehen können; man wird sich hier mehr von Voß entfernen und mehr an Klopstock annähern, der ja ohnedies der wahre Begründer derselben im Deutschen ist. Aber gilt Gleiches auch von den schwierigeren und verwickelteren Maaßen der dorischen Lyrik, wird man ebenso die Maaße des Pindar einbürgern können, wie die des Alcäus und der Sappho? Dies ist eine anziehende Frage und ihr dürfen wir nicht ausweichen, um so weniger, als sie auf dem zurückgelegten Wege schon vorübergehend berührt worden.

Wir können hier nur wiederholen, was schon gesagt ist, daß hier, wo die Musik gewiß in hohem Grade regelnd eingriff, eine treuere Nachbildung nicht wohl möglich sei. Dazu kommt wieder, daß die Auflösungen der Länge in Kürzen, namentlich in der Hebung, uns versagt sind, wodurch denn schon allein jene Maaße in ihrer Behandlung

eine bedeutende Aenderung erleiden müssen. So wie überhaupt die Rhythmen einen gewissen Grad der Unregelmäßigkeit erreichen, sind sie für unser Ohr nicht mehr genießbar und machen nur noch den Eindruck der Prosa. Klopstock, der sonst auch einige recht gute Metra gebildet hat, ist nicht glücklich, wo er sich vollkommen frei bewegt. Unter den Neueren sind diese regellosen Rhythmen, die aber doch als Rhythmen wirken sollen, besonders von Platen in Anwendung gebracht, nach ihm von Kopisch. Sie können einer auf Stelzen gehenden Prosa trefflich zum Deckmantel dienen; daß sie dem Dichter wirklich etwas leisteten, daß sie lyrischen Schwung und Wurf erhielten, muß ich meinerseits bezweifeln.

Schon anders ist es in der Uebersetzung, und hier giebt es Punkte, bis auf welche wir folgen können. Hat die Wiedergabe der Pindarischen Strophen meistens ihre große Schwierigkeiten, so ist es schon besser bei den dorischen Chorstellen in der Tragödie, namentlich des Sophokles: hier kann auch unser Ohr die Rhythmen noch verfolgen, von den Glykoneen aufwärts bis zu den hochmischen Versen. Es ist hier Treffliches der Nachbildung gelungen. Aber auch künstlichere Metra lassen sich im Deutschen mit Glück geben, wiewohl man schwerlich von ihnen einen ausgedehnteren Gebrauch wird machen wollen. Wir sind im Stande, den Ionicus a minori (⏑⏑– –) wie z. B. in der Horazischen Ode Miserarum est neque amori, wo Bentley die Strophen hergestellt hat, sehr wohl nachzubilden, ferner den zweiten dorischen Epitrit (– ⏑ – –), und bekannt ist, wie Bewundernswürdiges Platen in seinen Anapästen geleistet, wenn freilich der Reim das Maaß wesentlich verändert.

So kann denn im Deutschen eine regelrechte rhythmische Behandlung der Sprache, ein Vers, der, auch ohne Reim, einem gebildeten Ohr gefallen muß, nicht in Abrede gestellt werden, es giebt nach dieser Richtung bereits eine hochgesteigerte Kunstübung und sie wird auch in Zukunft bestehen können und müssen, als ein eigenthümlicher Vorzug unserer Sprache unter den gleichzeitigen und als ein besonders schätzbares Mittel die Sprachbildung lebendig und frisch und im Gleichgewicht gegen die Forderungen des Reims zu erhalten.

Nachträge.

Für die Ueberſetzung der griechiſchen Tragödie iſt noch Einiges nachzutragen. Wenn Donner mit ſeiner Verdeutſchung des Sophokles ein neues Stadium bezeichnet, ſo wird auch ſeiner nachfolgenden Arbeiten, der Ueberſetzung des Aeſchylus und Euripides zu gedenken ſein. Man wird behaupten dürfen, daß er für Aeſchylus beſſere Vorarbeiten gefunden als für Sophokles, denn W. v. Humboldt, Heinrich Voß und Guſtav Droyſen behaupten hier eigenthümliche Vorzüge. Daß Donner hier ſeine Vorgänger benutzt, tadeln wir nicht, es iſt dies vielmehr zu rühmen, wenn es, wie hier, auf eine Weiſe geſchieht, welche der Ganzheit der eigenen Arbeit keinen Eintrag thut; jedenfalls aber war er auch im Wettſtreit mit ſo achtbaren Vorgängern zu beſonderer Aufbietung ſeiner Kräfte veranlaßt, und er hatte am Sophokles nicht umſonſt gelernt. So ſtehe ich denn nicht an, dieſer Arbeit ein mindeſtens gleiches Verdienſt, wie der vorangehenden, beizumeſſen, denn dieſer deutſche Aeſchylus iſt lesbar und giebt doch im Ganzen den Charakter des Originals. Der Ausdruck iſt einfach und doch groß und volltönend, die Rede fließend und doch mächtig.

Wir ſtehen ab von Ausſtellungen, welche ſich vielleicht im Einzelnen machen ließen und benutzen lieber die Gelegenheit hier eine metriſche Eigenheit des Dichters zur Sprache zu bringen, welche wir, da ſie offenbar dichteriſche Abſicht einſchließt, vom Ueberſetzer bemerkt und ausgedrückt wünſchten. Im Anhang meines Buches „Ariadne“ habe ich darauf hingewieſen, daß Sophokles zum Behuf beſondern Ausdrucks den Trimeter in zwei Halbverſe zerfallen läßt, um an den Schluß des mittlern Einſchnittes ein bedeutſames Wort zu ſtellen (Ζεύς, παῖ, θεούς); damals, ich geſtehe es, war mir unbekannt, daß eben dies ſchon bei Aeſchylus zu beobachten iſt, und daß dieſem wohl die Ehre der Erfindung gebührt. Unverkennbar wendet er dieſen effektvollen Ein-

schnitt schon in den Persern an, um dem jähen Schmerz des Xerxes Ausdruck zu geben, als er von der Höhe herab den Untergang seiner Schiffe und seines Heeres sieht.

Ξέρξης δ' ἀνώμωξεν | κακῶν | ὁρῶν | βάθος.

Und bald darauf in der Hast der unrettbar Fliehenden:

Θρήκην περάσαντες | μόγις | πολλῷ | πονῷ.

Ich setze nur noch aus dem gefesselten Prometheus hierher:

προτρέψεταί με Ζεὺς γεγωνῆσαι τάδε —

indem ich die Auffindung mancher ähnlichen Stelle bei Aeschylus dem beobachtenden Leser überlasse. Er wird sich bald überzeugen, daß hier Bewußtsein und künstlerische Absicht obwalte, welche wohl einen entsprechenden Ausdruck in der Uebersetzung verdient hätte.

Auch in seinem verdeutschten Euripides besteht Donner neben seinen Vorgängern, doch dürfte er dieser Arbeit nicht ganz dieselbe Muße und Sorgfalt zugewandt haben. Und hier fand er einen Nebenbuhler, den er allerdings zu fürchten hat.

Franz Fritze.

Ich habe dieses trefflichen Uebersetzers in meinem Buche nicht gedacht, weil seine Uebertragung des Sophokles nicht das Maaß des Originals beibehielt, indem er statt des Trimeters den fünffüßigen Jambus wählte und nicht mehr Vers durch Vers ausdrückte, was denn unvermeidlich fernere Abweichungen nach sich zieht. Dagegen erschien Fritzes Euripides-Uebersetzung, welche sorgsam die Maaße des Originals wiederzugeben strebt, gleichzeitig mit unserem Buch und erlangte erst in den später nachfolgenden Stücken eine Bedeutung. Leider hat ein früher Tod des begabten, strebsamen und für seine Arbeit mit Begeisterung erfüllten Mannes ihn sein Werk nicht vollenden lassen, und gerade fehlen einige der hervorragensten Stücke des Tragikers in seiner Uebersetzung. Wir besitzen von seiner Hand in deutscher Sprache: Hekabe, Andromache, Hippolytos, die Herakliden, Medea, Orestes, Alkestis, Iphigenia in Aulis, die Flehenden, Rhesos, Helena, Iphigenia in Taurien, Elektra, die Troerinnen; es blieben mithin noch sieben Tragödien übrig, unter ihnen Ion und die Bakchen. Wenn man in den vierzehn vorliegenden Stücken einen näher prüfenden Blick auf die Arbeit des Uebersetzers wirft, wird man diese stets fortgeschritten finden, seine Gewandtheit wächst sichtbar, mit immer mehr Freiheit bewegt er sich innerhalb seiner Grundsätze, und diese Grundsätze befestigen und läutern sich je mehr und mehr. Der Verfasser dieses Buches dankt demselben die Bekanntschaft des Uebersetzers, vor dem Druck wurden ihm die späteren Stücke zugänglich und sein rathendes Wort fand nicht selten, im Ganzen wie im Einzelnen, ein freundliches Gehör.

Fritzes Bestreben geht auf das Bestimmteste dahin, bei möglichster Treue und Erhaltung des Charakters doch durchaus deutsch zu sein und in dem Anschluß an das Original nie weiter zu gehen als der Genius der deutschen Sprache gestattet. Es sind besonders

drei Punkte, welche ihn auf diese Bahn führten und ihn auf derselben erhielten. Einmal kam dem Uebersetzer zu statten, daß er, bevor er den Euripides im Originalmaaß übersetzte, den Sophokles bereits in freierer Form übersetzt hatte, dadurch nämlich war er ein für allemal an die Forderung größerer Deutschheit gewöhnt und nichts widerstrebte ihm mehr als die aus mißverstandener Wörtlichkeit hervorgegangene Uebersetzersprache. Ein zweiter nicht minder wichtiger Umstand war, daß er im Angesicht lebendiger Anschauung arbeitete, daß er das Theater vor Augen hatte, daß er sich seine Verse von der Bühne herab gesprochen dachte: er erhielt nämlich eine hauptsächliche Anregung durch die von König Friedrich Wilhelm IV. befohlene Aufführung der Antigone des Sophokles, und sein Hippolyt und seine Medea hatten das Glück auf demselben Schauplatz in derselben bevorzugten Weise dargestellt zu werden. Dazu endlich, daß diese Uebersetzungen unter den Augen von Ludwig Tieck erwuchsen. Man darf sicherlich hiernach etwas von ihnen erwarten und man wird sich nicht getäuscht finden.

Während die Uebersetzung an Treue keiner früheren nachsteht, übertrifft sie dieselben, Donner nicht ausgeschlossen, an gutem und gesundem Deutsch, an Adel und an einem poetischen Hauch der Sprache. Ein besonderer Vorzug ist noch, daß der Uebersetzer, wohl zu Hause im Dramatischen und Theatralischen, sich die Situation stets vergegenwärtigt und danach seine Farben und den Ton der Rede gewählt hat. Rundung und Schönheit des Ausdrucks ist es, was ihn meistens auszeichnet, gewiß ein besonderes Lob für einen Uebersetzer. Sollen wir etwas tadeln, so wäre es, daß der Vers meist mehr Senar als Trimeter ist, zu sehr aus rein jambischen Füßen zusammengesetzt, so daß man allerdings veranlaßt ist, ihm Spondeen in reichlicherer Zahl zu wünschen. Man hüte sich, daß der Trimeter nicht ein nur verlängerter Blankvers werde, als solcher ist er nur ermüdend und schleppend, ohne die Würde und Schnellkraft, deren er fähig sein kann. Ich habe den Uebersetzer darauf aufmerksam gemacht, daß die deutsche Sprache mit ihren Haupt- und Nebenaccenten eine Annährung an dipodische Behandlung des Trimeters, welche diesem so wesentlich ist, gestatte. Fritze war geneigt, darauf möglichst einzugehen, und man wird von diesem Bestreben wohl etwas in den späteren Stücken erkennen, sicherlich nicht zu ihrem Nachtheil.

Auch die Chormaaße behandelt der Ueberſetzer mit Verſtändniß und Geſchick, ganz beſonders aber dürfte er an mehreren Stellen glücklich ſein in der Wiedergabe der Anapäſte. Um eine ſo lobenswerthe Arbeit dem Leſer doch ſogleich vor Augen zu ſtellen, wähle ich deshalb aus dem Hippolytos die Scene, in welcher Phädra ſich der Amme vertraut.

(Phädra, von der Amme und den Dienerinnen geleitet, tritt aus dem Palaſt heraus.)

Amme.

Ach menſchliches Weh! feindſelige Pein!
(Zu Phädra.)
Was ſoll ich dir thun, und was nicht dir thun?
Neu labt dich der Glanz des Lichts und die Luft,
Und her vor das Haus iſt bereits gebracht
Dein Lager der Qual;
Denn hier nur zu ſein war ewig dein Wort,
Bald aber begehrſt ins Gemach du zurück,
Denn du wandelſt dich ſchnell, nichts bietet dir Luſt,
Was du haſt mißfällt dir, und was dir gebricht
Das ſcheint dir von Werth.
Ach beſſer iſt's Kranker als Wärterin ſein,
Ein Leid nur iſt dort, hier aber verſchlingt
Mit dem Schmerz des Gemüts ſich das Mühen der Hand,
Doch nur ewige Qual iſt das menſchliche Loos,
Und von Mühn beut ſich nie ein Ausruhn.
Doch was ſüßer noch iſt — ein anderes Sein —
Das birgt uns die Nacht in ein dunkles Gewölk,
Voll Thorheit indeß ſind nur dieſem wir hold,
Weil freundlich uns dies auf Erden umglänzt,
Und noch keiner erfuhr was das andere beut,
Und niemand uns lehrt, was das Grab umſchließt,
Nur ein Wahn iſt's, dem man ſich hingiebt.

Phädra.

(Die ſich indeſſen auf ihr Ruhebett niedergelaſſen, zu den Dienerinen.)
Ach, hebt mich empor, legt höher mein Haupt!
Ihr Theuren, mir ſchwand aus den Gliedern die Kraft.

Kommt, haltet die Hand mir, Ihr Mägd', und den Arm!
Weh, wie er mich preßt, der Reif um die Stirn!
Fort! ſchüttle mir frei auf die Schulter das Haar!

Amme.

Nur Muth, mein Kind! und nicht übelgelaunt
Wirf ſo dich umher.
Denn leicht iſt ein Weh, wenn geduldigen Sinns
Und mit edeler Kraft des Gemüts du es trägſt,
Iſt dem Sterblichen Qual doch Beſtimmung!

Phädra.

Ach! Ach!
O könnt' ich aus friſchentſprudeltem Quell
Sein lauteres Naß mir ſchöpfen zum Trunk,
Und im Pappelgebüſch und auf grünender Flur,
Hinſinkend zur Raſt, dem Vergeſſen mich weihn!

Amme.

Was ſprichſt du, o Kind?
O laß ſolch Wort, wenn die Mägde dabei,
Von Wahnwitz zeugt, was dem Mund dir entſtrömt.

Phädra.

Führt mich ins Gebirg! Ich will in den Wald,
Will ins Fichtengehölz,
Wo die Meute, die thierzerfleiſchende tobt,
Auf den fleckigen Hirſch mich zu ſtürzen voll Wuth!
Bei den Göttern, o jauchzt' ich den Hunden doch zu,
Und ſtürmte vorbei mir am blonden Gelock
Mein Theſſalerſpeer,
Wenn die Hand mir ſchwingt das umerzte Geſchoß!

Amme.

Was erfüllt nur, o Kind, dich hierum für Gram?
Was biſt denn auch du um das Jagen beſorgt?

Was zieht zu der Fluth es der Quellen dich hin?
Entſpringt doch der Trift hier neben der Burg
Ein Gewäſſer, woraus ſich ein Trank dir beut.

Phädra.

Ach Artemis, Schutz vom Limnäiſchen Strand,
Und der Bahnen, wo kühn ſich tummelt das Roß,
O daß ich doch weilt' auf deinem Gefild,
Mein Enetiſch Geſpann einzwängend ins Joch!

Amme.

Welch ein thörichtes Wort entſtrömt dir auf's neu?
Kaum iſt ins Gebirg zu dem Wilde hinaus
Dein Sehnen entflohn, ſo ſtrebſt du ſchon hin,
Wo die Woge ſich bricht, zu der Roſſe Geſtad;
Wohl ſchien es mir werth nach Orakeln zu ſpähn,
Welch ein Gott dich verlockt aus der richtigen Bahn,
Und den Sinn dir bethört hat, o Tochter?

Phädra.

Unglückliches Weib, was hab' ich gethan!
Wo ſchweift' ich denn hin aus der Bahn der Vernunft!
Ich raſ'te, ich fiel durch Götter berückt,
Ich Elende, weh!
Ach, Amme, verbirg mir auf's neue das Haupt,
Ich ſchäme mich deß, was zuvor ich geſagt;
Verhülle mich; Thränen entſtrömen dem Aug',
Und vor Schaam zur Erd' hin ſenkt ſich der Blick.
Denn zurück zur Vernunft zu kehren, das ſchmerzt.
Doch Wüthen iſt Schmach! — Am ſeligſten iſt's
Zu vergehn, nicht fühlend ſein Elend!

Amme.

(Phädrä mit dem Schleier umhüllend.)

Ich bedaure dich; doch wann hüllt nur der Tod
Einſt mich in der Gruft? — u. ſ. w.

Wenn der eigenthümliche Werth des Dichters in der Darstellung der Leidenschaft und der tiefen Regungen des Gemüts besteht, so zeigt schon die gegebene Probe, daß der Uebersetzer auf dieser Seite dem Dichter nachzufolgen vermöge und hierin bekundet sich in der That ein vorzüglicher Beruf für die Uebersetzung des Euripides. Man erkennt deutlich, daß er fühlt, was die Worte sagen; hier ist Leben, die poetische Wirkung geht auch in dem Abbilde nicht verloren.

Wo Fritze Erleichterungen brauchte, um das ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen, da nahm er sich diese auf metrischer und prosodischer Seite. Daß er im Trimeter zuweilen an die gerade Stelle einen Spondeus setzt, daß er im Anapäst sich statt des Spondeus zuweilen auch einen Jambus gestattet, das wollen wir leichter verzeihen, aber daß er Silben, deren Länge jetzt ins Ohr fällt, als Kürzen nimmt, darüber ist wohl ernster zu rechten.

Eine Ergänzung, welche ich dem vorliegenden Werk besonders gern zu Theil werden lasse, ist die hinsichtlich der griechischen Komödie, besonders auch darum, weil der um die lebendigere Auffassung des Alterthums so hochverdiente Gelehrte, dem wir nur wegen seiner Homerübersetzung nicht völlig beistimmen konnten, uns hier in ungleich vortheilhafterem Lichte erscheint. Es handelt sich um Aristophanes und Friedrich August Wolf. Dieser ließ im Jahre 1811 zu Berlin erscheinen: „Aristophanes Wolken, eine Komödie, griechisch und deutsch," und ein Jahr später folgte: „Aus Aristophanes Acharnern, griechisch und deutsch," mit einigen Scholien. Die erste Arbeit, augenscheinlich die bedeutendere, verdanken wir einer Krankheit des Verfassers; in der Genesung, als er noch nicht mit gewohntem Eifer dem Beruf seines akademischen Lehramts nachgehen, sich auch nicht der Last grüblerischer Forschungen unterziehen durfte, hoffte er an dem heiteren Geist des athenischen Dichters sich zu erfrischen und wahrlich ist viel von der wiederkehrenden Kraft und dem neubelebten Geist in diese Arbeit übergegangen. Wenn aber der Gelehrte in der Vorrede von dem Gelingen seiner Bestrebung sagt: „falls es uns bei fertigem Verstehn der Sprache nicht an der Gewandtheit fehlte, unserer bestäubten Gelehrsamkeit zu vergessen" — so dürfen wir unbedenklich diese Eigenschaft und Kraft ihm zueignen. In der That ist das Werk eine der höchsten Leistungen Wolfs, so wie auch eine der folgenreichsten. Bei der unvergleichlichen Uebersetzerkunst, welche darin entwickelt wird, ist aber keinen Augenblick zu vergessen, daß wir uns hier auf einer äußersten Grenze befinden, an der Grenze des Uebersetzbaren. Was wiederzugeben war, ist nicht nur die feine Ausbildung schwieriger Maaße und vielfacher Anspielungen, sondern es mußte auch, um den Eindruck des Ganzen zu erhalten, dies in seiner durchgängig belebten, überall schmackhaften Gestalt dem Leser entgegengebracht werden, man wird aber begreifen, daß, was für die damaligen Athener beziehungsvoll und anziehend war, es nicht auch unmittelbar für die heutigen

Leſer ſein wird. Hier bedurfte es alſo einer viel freieren Reproduction, hie und da einer nachhelfenden Verſtärkung und Auffriſchung; konnte ein geiſtreiches Wortſpiel nicht an eben der Stelle gebracht werden, wo die griechiſche Sprache es darbot, ſo durfte darum die Stelle nicht leer bleiben, die Farbe hier und in Beziehung auf das Ganze nicht abgeſchwächt ſein. Es folgt, daß der Ueberſetzer für erlaubt halten durfte zur Einbringung des Verlorenen auch ſelbſtändig da Anſpielung und Wortſpiel zu bringen, wo neuere Verhältniſſe und die deutſche Sprache dazu einluden, kurz er tränkte ſeine Feder mit ariſtophaniſchem Geiſt und gab ihr freien Spielraum, ſo weit, daß er ſogar hie und da, und oft ſehr geiſtreich, neuere Philoſopheme parodirte ſtatt der alten und die Zeitgenoſſen unterſchob, wo der atheniſche Komiker der ſeinigen ſpottete. Es war dies um ſo eher möglich, als der Dichter, und das hätte wohl überhaupt mehr erkannt werden ſollen, hier den Sokrates zu einem allgemeinen Repräſentanten ſowohl der Sophiſtik als aller ſich überhebenden Philoſophie macht, nur eben den damals bekannteſten hinſtellend für die ganzen Gattungen. Gewiß hat Wolf hier das Rechte erwählt, ihm iſt darin viel gelungen und man darf ſagen Ariſtophanes ſei nur ſo überſetzbar. Das Werk iſt in jenem Jahr als epochemachend zu bezeichnen, alle nachfolgenden Ueberſetzungen haben dieſe Bahn nicht mehr verlaſſen können.

Im Einzelnen muß an der Ueberſetzung eben ſo ſehr die Gewandtheit und Fülle des Ausdrucks als die Geſchmeidigkeit der Versbehandlung gerühmt werden, letztere beſonders leuchtend, und damals neu, in den Anapäſten, deren munterer und ſtürmender Takt ganz beſonders den friſchen Charakter beſtimmt. Aber auch die Handhabung der Chormaaße verdient ihr Lob.

Allen dieſen Vorzügen gegenüber wird es keiner Zurückhaltung in dem bedürfen, was etwa dem Tadel unterliegt, oder wenigſtens von dem Charakter des Originals ſich entfernt. Ein ſchlimmer Punkt für den Ueberſetzer war die Wiedergabe der maſſiven Derbheiten, welche dem atheniſchen Komiker geſtattet ſind. Betheuert uns derſelbe auch, er ſei hierin weit von ſeinen Vorgängern, dem Eupolis und Anderen abgewichen, ſtellt er ſich uns, wie er es denn ſeiner ganzen Tendenz nach iſt, auch in ſeinem Ausdruck als keuſch und züchtig dar, ſo findet der nordiſche Geſchmack des neunzehnten Jahrhunderts eben

hier immer noch brutale Blöße und völlig Unüberſetzbares, der Ueberſetzer wird zu Verhüllungen, zu Umſchreibungen genöthigt. Man muß Wolf zugeſtehen, daß er auf dieſe Seite ſeiner Aufgabe viel Aufmerkſamkeit verwendet, daß er ſich ſtets mit Geſchick und meiſtens mit Laune und Geiſt aus der Schlinge gezogen, allein dieſe Paraphraſen verändern in ihrer Wiederkehr doch gar ſehr den Charakter, denn an die Stelle friſcher Derbheit und des Niedrig-Komiſchen tritt jetzt das pikant Verblümte und eine gewiſſe galante Verzuckerung. Ein zweiter Punkt greift tief in die Verſchiedenheit der Sprachen ein. Der griechiſche Ausdruck iſt an Silbenzahl länger als der deutſche, weil dort größere Ausbildung der organiſchen Formen herrſcht: dadurch erhält der Ueberſetzer mehr Raum, er braucht mehr Worte um den Vers zu füllen, ein Umſtand, der in den meiſten Fällen für ihn günſtig iſt; denn was ſich mit Einem Wort nicht ausdrücken ließ, kann jetzt mit mehreren geſchehen. Allein es erwächſt auch ſogleich eine gefährliche Klippe, deren jeder Ueberſetzer aus dem Griechiſchen ſich bewußt werden ſollte, die aber ganz beſonders hier bei Ariſtophanes zur Sprache kommt. Durch jeden ſolcher Zuſätze geht die Einfachheit und Unſchuld des Originals verloren, an Stelle jener Rundung und Ganzheit der Sprache bekommen wir etwas Zuſammengebrachtes, Buntes, Ueberfülltes. Wer von Wolfs Ueberſetzung den Blick wendet auf das gegenübergeſtellte Original, wird faſt durchgängig deſſen Simplicität anerkennen und ſich eingeſtehen müſſen, daß deſſen großer Reiz eben in der Unbefangenheit beſtehe, mit der die einfachſte und natürlichſte Rede ſich wie von ſelber in den künſtlichen Vers fügt. Auf dieſer Seite und in der Einfachheit des freien Converſationstones, ſo wie in der Haltung dieſes Tones und der ſicheren Ueberführung in andere Tonart läßt Wolfs Ariſtophanes allerdings noch zu wünſchen; was aber hier die Ueberſetzung nicht zu leiſten vermochte, iſt ſpäter bei eigener Production durch einen nachfolgenden Dichter um vieles beſſer erreicht worden. Gewiß iſt es für den gelehrten Ueberſetzer nicht das kleinſte Lob, daß Platens treffliche Leiſtungen ohne den Vorgang von Wolfs ariſtophaniſchen Wolken nicht gedacht werden können, ſowohl nach Form als Inhalt.

Es ist nicht versäumt worden die Grenze zwischen dem was wir unter Uebersetzerkunst verstehen und verschiedenen andern Arten an mehreren Stellen des Buches zu ziehen, indessen verlangt dieser Punkt wohl noch eine ausführlichere und mehr begründende Betrachtung. Sie tritt uns besonders bei der griechischen Tragödie entgegen.

Gießt man ein Kunstwerk in eine andere Form, kein Zweifel, daß dadurch der Inhalt selbst berührt wird nach dem Maaß, in welchem die Formen des Originals und der Nachbildung von einander abweichen. Es mag möglich sein den Text der Odyssee in die Stanzen des Ariost und Tasso umzuformen, ja ein eigenthümliches Talent mag dabei noch Leidliches, Lesbares, vielleicht sogar Anziehendes zu Stande bringen können, und man behauptet, daß es geschehen sei; allein es bedarf keiner Beweisführung, daß der Charakter sogleich ein anderer werden müsse, daß man auf große Opfer zu rechnen hat, die dann wiederum nur durch fremdartige Zuthat eingebracht werden können. Was hier bei strophischer Form sogleich einleuchtet, findet in geringerem Maaß aber auch bei jeder gereimten Form statt, ja im Grunde schon bei jeder Form, welche nicht die Form des Originals ist: es verschwindet sogleich der Maaßstab für die Treue, der Erneuerer ist zu Abweichungen nicht nur genöthigt, sondern sogar verpflichtet: wir haben nicht mehr Uebersetzung, sondern je nach den Umständen entweder Bearbeitung oder völlige Umdichtung.

Nicht so groß ist der Abstand der verschiedenen Bestrebungen auf dem Gebiet des Dramas. Daß hier vor der Entwickelung dessen, wovon unser Buch handelt, im Deutschen, ähnlich wie in anderen Sprachen, metrische Uebersetzungen sich freier bewegt, hat nichts Auffallendes: man hielt Uebersetzungen in den Maaßen der Originale für etwas Unerreichbares, Unmögliches und suchte deshalb nach Erleichterungen aller Art, griff zu derjenigen Versart, welche die bequemste war und

den beſten Erſatz zu bieten ſchien. Aber auch neben der höheren und wahren Ueberſetzerkunſt iſt man wieder auf dieſen Standpunkt zurückgekehrt: es wird eben behauptet, auch durch die ganze Reihe von Ueberſetzungen im Originalmaaß, welche Vers um Vers den alten Dichter wiedergeben, ſei immer noch die Möglichkeit der Uebertragung in ſolchem Sinne nicht erwieſen, man habe das mit zu großen Opfern erkauft. Demnach überſetzte man wieder in freierer Form, man gab nicht nur das Metrum auf, ſondern auch die Wörtlichkeit, die Treue der Einzelheit, mit allem was daraus folgt.

Allerdings, je mehr ein tadelnswerthes Ueberſetzerdeutſch ſich ausbildete, je mehr man ſich davon abgeſtoßen fühlte, um ſo mehr wuchs auch der Anſpruch derer, welche in entgegengeſetzter Richtung das Ziel ſuchen. An einem Ideal, einem Muſter fehlte es nicht. In Goethe's Iphigenie erkannte man ein leuchtendes Vorbild, ein noch näheres ergaben Schillers Bearbeitungen zweier Euripideiſcher Stücke, der Iphigenie in Aulis und einiger Scenen der Phöniſſen. In ſolcher Art wünſchte man nun auch die unvergänglichen Werke des Sophokles dem Deutſchen angeeignet zu ſehen, ſo daß an Wärme, an Nachdruck, an Rundung und Schönheit des Ausdrucks eine Annäherung an das erreicht würde, was in deutſcher Poeſie für klaſſiſch gilt. Der Gedanke trat beſonders lebhaft zu Anfang der dreißiger Jahre hervor, eben im Gegenſatz zu der Steifheit der Solgerſchen Ueberſetzung. Ein feingebildeter Mann, voll Begeiſterung für die griechiſchen Dichter, der ſchon oben genannte Carl Wünſch, faßte mit beſonderem Eifer dieſen Gedanken: er überſetzte, oder wenn man lieber ſagen will, er verdeutſchte den Philoktet, die Elektra, die Antigone. Sein im Jahre 1835 erfolgender Tod unterbrach die Arbeit — vielleicht hätte er bei längerem Leben ſeine Anſicht geändert, denn er war dazu unbefangen genug und eben nur ein lebhaftes Widerſtreben gegen die Härte der damals gerühmten Ueberſetzung, welche in gleichem Maaß gegen die deutſche Sprache wie gegen die Empfindung des Originals zu verſtoßen ſchien, hatte ihn ins Feld gerufen.

Wünſchs Arbeit, aus der ich Proben geben könnte, iſt eine ſehr anerkennenswerthe, meiſtens gelungene; das iſt reines Deutſch, natürlicher Ausdruck, einfach, aber gewählt und edel, mit poetiſchem Anflug, und vor allem ein ſolcher, in dem eben ſo ſehr die Sprache des Ver-

ſtandes als des Herzens zur Geltung kommen kann; aber war es noch Sophokles? Die Antwort liegt ſehr bezeichnend darin, daß der Verfaſſer ſich genöthigt ſah, die Chöre wegzulaſſen, was aber nicht geſchehen konnte, ohne zugleich die nächſte Umgebung derſelben zu verändern, er war alſo nicht mehr Ueberſetzer, ſondern Bearbeiter. Und doch leitete ihn ein richtiges Gefühl, denn auf ſeinem Standpunkt war eine Uebertragung der Chöre nicht mehr möglich, hätte er die Rhythmen auch noch ſo frei gewählt. Schillers Bemühung hätte hier lehrreich ſein können. Bei ſeiner Bearbeitung der Iphigenie in Aulis wurde er darauf geführt, neben dem Dialog im neueren Jambus, die Chöre in Reime zu bringen, denn nur in dieſer Geſtalt konnten ſie nach gleichem Maaßſtab lyriſchen Klang erhalten. Schillers Genius hat hier immer noch Außerordentliches geleiſtet, aber nur als Ausnahme und eine Bahn war damit keineswegs geöffnet. Man beachte, daß er in den Phöniſſen die Chöre wegließ, wie denn auch das Ganze Fragment blieb. Die Chöre der Tragiker ſind eine Art der Lyrik, welche weitab von der unſrigen liegt, ein Abſtand, der um ſo mehr zu Tage tritt, wenn man den Inhalt derſelben in eine neuere Form zu faſſen unternimmt. Das haben nun alle Nachfolger in der bezeichneten Bahn beſtätigt, und nicht minder auch der neueſte, Wilhelm Jordan. Da nun dieſer, mit einer gewiſſen ungeſtümen Beredſamkeit, derjenigen Art des Uebertragens das Wort redet, welche wir nicht der eigentlichen Ueberſetzerkunſt beizählen können, ſo beſtimmt eben dies hier nicht zu ſchweigen, vielmehr uns ganz deutlich auszuſprechen.

Keiner Rede bedarf es, daß die Verdeutſchung aufhört, wo entſchiedenes Undeutſch geboten wird; wer könnte jetzt noch darüber in Zweifel ſein. Wenn aber der neueſte Ueberſetzer die Sache zu entſcheiden meint mit dem Ausſpruch, es wären in allen Sophokles-Ueberſetzungen von Solger bis Donner nicht drei Verſe nach einander zu finden, welche ein gewiſſenhafter Lehrer ſeinen Schülern in einer Stilübung uncorrigirt ſtehen laſſen würde, ſo genügt es auf den Abſtand zwiſchen Poeſie und Proſa hinzuweiſen und zu bemerken, daß alte Poeſie nicht der neueſten gleichzuſtellen ſei; im Gegentheil, wir verlangen nach Ton und Charakter der Sprache zu vernehmen, zu empfinden, daß wir in einer anderen Zeit ſind, daß andere Geſtalten zu uns ſprechen. Ich gehe noch weiter und ich glaube nicht zu weit.

Ich bezweifle, es sei das Rechte zu verlangen, daß die Antigone des Sophokles sich ausdrücke wie Goethes Iphigenie, und wenn ich schon im Jahre 1831 dem befreundeten Uebersetzer nicht völlig beistimmen konnte, so kann ich es jetzt noch sehr viel weniger, je mehr ich mich nämlich überzeugt habe, daß das unvergleichliche, ganz eigenartige Stück Goethes doch himmelweit entfernt ist von einer griechischen Tragödie. Und nun, was die Hauptsache: es stürzt jener Weg eben in unlösbare Schwierigkeiten. Begiebt man sich, allerdings zunächst an der Hand des neueren Sprachgenius, in die Ausdrucksweise und Auffassung der Neuzeit hinüber, so contrastiren alsdann alle die tiefliegenden Charakterzüge des Alterthums: entweder müssen sie verwischt werden, oder sie treten buntscheckig dazwischen, und die höheren Ansprüche an Stil und durchgeführten Charakter müssen schweigen, so daß zuletzt auch für den Genius der Sprache nicht auf das Beste gesorgt sein kann. Noch schlimmer freilich, wenn, wie oft der Fall, diese freieren Uebertragungen nicht viel ein anderes sind, als Abschwächungen und Paraphrasen jener eigentlichen Uebersetzungen, so weit, daß es den Anschein gewinnt, es sei nicht einmal überall das griechische Original zur Hand gewesen.

Es kommt noch ein anderer Fall vor, den ich für gleich gefährlich halte. Wählt der freie Uebersetzer, wie dies, so lange übersetzt wird, zum öftern geschehen, ein anderes Maaß als das des Originals, um sich darin bequemer zu bewegen, so wird er unvermeidlich sich auch anders bewegen. Dies lehrte schon Christian Stolberg, allein noch ein viel sprechenderes Beispiel giebt der neueste Uebersetzer. Man schlage Jordans König Oedipus auf (I. S. 64) und frage sich, ob die dort angewendeten Trochäen auch nur eine Erinnerung an Sophokles geben und nicht vielmehr an Calderon; dagegen erwächst die Ueberzeugung, wie sehr die Form den Inhalt färbt und ändert.

Und fürwahr, der Ruhm deutsch zu sein wird sehr viel geringer, sobald alle anderen Forderungen daneben fallen, zunächst die eines fremden und schwierigen Maaßes. Aber wie der fünffüßige Vers leichter zu handhaben ist als der Trimeter, ist er, für diesen Zweck, auch charakter- und wirkungsloser, und dies gilt in noch höherem Grade von den freien, d. h. meistens lahmen Rhythmen, welche man an Stelle der strenggemessenen Chormetra bringt. Die Kunst beginnt

erſt da, wo eine Schwierigkeit mit Leichtigkeit und Freiheit überwunden wird, — iſt es denn anders bei der Handhabung des Reims? Was folgt? Sehr einfach: Nur wo die Rückſicht auf den Genius der deutſchen Sprache ſich mit dem Charakter und den Formen der alten Poeſie vereinigt und ins Gleichgewicht ſetzt, nur da iſt von Kunſt des Ueberſetzens zu ſprechen. Hier die Geſammtheit aller anderen wohlberechtigten Forderungen aufzugeben iſt gerade eben ſo falſch, als wenn man auf der anderen Seite in der Nachbildung antiker Formen von der deutſchen Sprache verlangt, was ſie ihrer innerſten Natur und ihrem Organismus nach nicht zu leiſten vermag — conferatur die Trochäenflucht im deutſchen Hexameter, meiſtens gepaart mit dem Verkennen des wahren Weſens der Versart und aller höheren Anſprüche.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß, als im Jahre 1841 die Antigone des Sophokles auf königlichen Befehl in Scene ging, man ſie nach Donners Ueberſetzung in den Maaßen des Originals gab: man wollte eben möglichſt den Eindruck des Originals, und gerade in dieſer Geſtalt fand das Stück ſpäter auch den Beifall des großen Publikums. Ebenſo Hippolyt und Medea.

Mögen nun immerhin dieſe Uebertragungen in neuerem Maaß und Ton ihren Fortgang haben, ich zweifle nicht, daß ſie ihre Leſer finden und bin weit entfernt ihnen jedes Verdienſt abzuſprechen; ſie zeigen vielmehr, wieviel ſich nach Einer Seite hin leiſten läßt, und ſie mögen hier den wahren Ueberſetzungen theils Vorbild, theils Warnung ſein. Dagegen wird ihr Anſpruch und Gebahren zurückzuweiſen ſein, ſobald ſie von ihrem Standpunkt aus diejenige Ueberſetzung, welche dem Original in ſeinen Maaßen Vers um Vers folgt und den möglichſten Anſchluß im Ganzen und Einzelnen ſucht, verdächtigen oder auch von ihr in der Sprachbehandlung nur ganz das Gleiche fordern. Die trefflichen Bemühungen unſerer Voß und Schlegel, Friedrich Auguſt Wolf und Wilhelm von Humboldt, ja der ganzen Reihe von Solger bis Donner und Hartung, werden in allen Ehren beſtehen müſſen, ſelbſt wenn, wie ich allerdings glaube, hier die Grenze des Erreichbaren noch nicht überall ſollte gefunden ſein.

Oder will man leugnen, daß die Beſtrebung der genannten Männer der deutſchen Litteratur, ja der deutſchen Sprache weſentliche Vortheile

gebracht, ihr einen Vorsprung vor anderen Litteraturen und Sprachen gesichert? Hat doch Voß selbst auf Goethe zurückgewirkt, und es ist schon bemerkt worden, daß Platen in seiner besten Leistung wesentlich auf Wolfs Schultern steht.

Dem was auf S. 341, 42 über die Tragweite des Accents entwickelt worden, ist hinzuzufügen, daß eine merkwürdige Unregelmäßigkeit der deutschen Sprache hierin allein ihren Grund und ihre Erklärung findet. Wir sagen: ich hätte kommen sollen, tragen müssen, ich habe sagen dürfen, wo grammatisch richtig das Participium stehen müßte: kommen gesollt, tragen gemußt, sagen geburft u. s. w., wie dies auch grammatische Puristen, und selbst Schleiermacher, durchsetzen wollten. Vergeblich, denn die lebendige Sprache behält ihr Recht, und dies besteht in der Oekonomie des Tones: jenes nämlich läßt sich noch mit Einem Hauptaccent sprechen, dies aber, bei dem Zwischentreten von zwei unbetonten Silben, erfordert einen zweiten vollen Ton.

Wenn man nicht bloß in der Uebersetzung der alcäischen Strophen des Horaz, sondern auch bei selbständiger Behandlung dieses Maaßes sich den Zwang der Spondeen im zweiten Fuß der beiden ersten Zeilen auferlegt, so hat man dagegen eine andere sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit der horazischen Behandlung dieser Strophe außer Acht gelassen, und sie ist von ganz besonderer Bedeutung, wie sie denn auch erst den Aufschluß giebt über das eigentliche Wesen des Maaßes. Der römische Dichter pflegt den Hauptinhalt in die dritte Verszeile zu legen, das Hauptwort aber in den zweiten und dritten Fuß zu stellen, und zwar so, daß der Versictus gegen den Sprachaccent ankämpft. In solcher Art finden wir die Namen, welche er feiert, beinahe nur an dieser Stelle und in solcher Art, z. B. II, 20, V. 7:

Dilecte Maecenas, obibo —

Oder IV, 4, V. 27:

Posset, quid Augusti paternus —

Ode III, 3, V. 11:

Quos inter Augustus recumbens —

Ode III, 21, 6:

Descende Corvino jubente —

Fälle, welche sich noch vermehren lassen, und sicherlich ebenso sehr die Aufmerksamkeit des Uebersetzers als des freien Dichters verdienen.

Druckfehler.

Seite 86 Z. 3 von unten statt „wirken“ lies: werden.
„ 101 Z. 9 v. o. statt „bequemer“ l. bequem.
„ 103 Z. 6 v. o. statt „Spondeen“ l. Trochäen.
„ 112 Z. 4 v. u. statt „jener“ l. kurz jenen.
„ 133 Z. 11 v. u. statt „einer“ l. reiner.
„ 157 Z. 13 v. u. ist vor „entschuldigen“ das Wort nicht ausgefallen.
„ 187 Z. 9 v. u. statt „Bertlings“ l. Bentleys.
„ 189 Z. 4 v. u. statt „präcisirenden“ l. grăcisirenden.
„ 232 Z. 14 v. u. statt „Cornelius“ Schatten l. Cornelia's.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

PT 125 .G8 1866 C.1
Deutsche Uebersetzerkunst.
Stanford University Libraries
3 6105 034 393 814

PT
125
G8
1866

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305